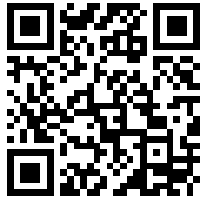
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

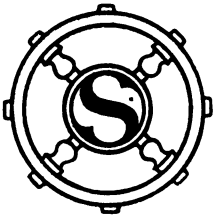
Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

ALBERT WESSELSKI

MÄRCHEN DES MITTELALTERS

BERLIN
HERBERT STUBENRAUCH
VERLAGSBUCHHANDLUNG
1925

Digitized by Google

Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1925 by Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung, A.-G.
Berlin W 15

Digitized by Google

300866
FEB 23 1926
BU
.W51

DEN FREUNDEN
ALBRECHT SCHAEFFERS

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Märchen des Volkes und der Literatur	XI
Märchen des Mittelalters	1
1. Die Frau im Schrein	3
2. Ritter- und Frauentreue	9
3. Die verschenkten Lebensjahre	12
4. Frauenhut	16
5. Schlimmer als der Teufel	17
6. Liebeszauber	19
7. Der Affe der Königin	20
8. Salomos untreue Gemahlin	24
9. Späte Rache	27
10. Das Fräulein von St. Gilles	29
11. Der wahrhafte Knecht	32
12. Der Lohn für das Begräbnis	36
13. Die Teilung des Lohns	41
14. Die Wette um die Augen	44
15. Sühnende Buße	46
16. Saladins Bekehrung	48
17. Der Königssohn und der Tod	53
18. Die drei Kästchen	57
19. Der verbundene Finger	60
20. Die drei flinken Brüder	61
21. Die drei faulen Brüder	62
22. Jesus als Ehestifter	63
23. Das Paar auf dem Birnbaum	64
24. Der Widerspenstigen Zähmung	66
25. Der Rätselkampf	70
26. Die Angst vor dem Kater	72
27. Wahrgesagt und Glück erjagt	73
28. Der Quell des Lebens	80
29. Der Räuber und seine Söhne	82
30. Wer hat die Nieren gegessen?	88
31. Ratschläge am Sterbebett	90

Digitized by Google

Seite
32. Salomos drei Lehren 91
33. Der Greis von Damaskus 92
34. Wiſſen bringt Not 93
35. Die erfüllte Wahrſagung 97
36. Überliſtet 99
37. Scharfſinnsproben 100
38. Der Meiſterſchuß 107
39. Die vier Groſchen des Schmieds 108
40. Gerechtigkeit in Rom 111
41. Glück im Unglück 113
42. Das Urteil über die Elſter 114
43. Die Rache des Sklaven 115
44. Ring, Spange und Teppich 116
45. Merlin — Merlinchen 122
46. Die verleumdete Jungfrau 125
47. Placidus 129
48. Die Ermordung der Greiſe 133
49. Das Magnificat 137
50. Der Zorn Gottes 142
51. Der tote Gaſt 144
52. Das Teufelskind 146
53. Der teufliſche Knecht 149
54. Die Schuhe des Teufels 151
55. Seelenverkauf 152
56. Dankbarkeit 153
57. Kaiſer und Bärin 156
58. Der Glückstag des Wolfes 158
59. Brandſtiftung 161
60. Abt und Schäfer 162
61. Das Fleiſchpfand 163
62. Bauernſchlauheit 169
63. Die Teilung 171
64. Die ſieben Schwäne 173
65. Lange Jahre — ein Augenblick 179
66. Der Glaube verſetzt Berge 181
Zur Geſchichte und Verbreitung der Märchen 183
Sachregiſter 269

Digitized by Google

VORWORT

Digitized by Google

Digitized by Google

MÄRCHEN DES VOLKES UND DER LITERATUR.

JE WEITER UND TIEFER DER EINFLUSS DER FINNISCHEN Schule in die Märchenforschung dringt, desto größer wird der Triumph des sogenannten Volksmärchens über das sogenannte literarische Märchen: während man die aus dem Munde eines Zigeuners aufgezeichnete Erzählung, wenn sie nicht ganz offenkundig entstellt ist, als Dokument vollgültiger Beweiskraft wertet, betrachtet man das etwa von einem Prediger des Mittelalters niedergeschriebene Märlein immer häufiger nur als ein künstliches Erzeugnis, als eine auf kaltem Wege hergestellte Mischung, bei der nicht nur jedes Ingrediens auf seine Echtheit und Ursprünglichkeit, sondern überdies auch die Art und Weise der Verbindung auf ihre Übereinstimmung mit den landläufigen Schemen geprüft werden müsse, und im besten Falle ist das Ergebnis dieser Prüfung, daß bei der weitern Untersuchung die seit Jahrhunderten der Literatur angehörende Fassung mit der Überlieferungsform gleichgestellt wird, die in einem Kirchspiel des hohen Nordens erzählt wird.

Richtig ist allerdings, daß z. B. Tiecks Fortunat etwas ganz andres ist als im allgemeinen das Märchen von den verlorenen und wiedergefundenen Zauberdingen, ebenso richtig aber ist, daß bei einer Untersuchung des Märchens von dem geblendeten Riesen und der Flucht seines Bezwingers die Polyphem-Episode der Odyssee nicht einfach nur als eine seiner unzähligen Varianten aufgefaßt werden darf. Hierbei liegt der Schwerpunkt natürlich nicht in der Tatsache, daß das Drama Tiecks erheblich jünger ist als die Homerische Darstellung, sondern in dem Umstande, daß bei Tieck die Absicht, einen wohlbekannten Märchenstoff Zwecken, die er für künstlerisch hielt, dienstbar zu machen, belegt werden kann, während bei dem altgriechischen Gedichte erst die Notwendigkeit bewiesen werden müßte, solche Erwägungen anzustellen. Freilich muß zugegeben werden, daß in manchen literarischen Märchen, auch wenn ihr Erzähler nur von dem Wunsche geleitet war, etwas Hübsches zu bringen, die Überlieferung zurechtgebogen worden ist, und als gutes Beispiel sei das Märchen genannt, das uns bei den Brüdern Grimm unter der Überschrift »Die beiden Wanderer« begegnet: der Franziskaner Oswald Pelbart, dessen Fassung als unser 14. Märchen mitgeteilt wird, glaubt es seiner frommen Nüchternheit, die

Digitized by Google

ein Wunder außerhalb der durch die Religion und die Legende gezogenen Grenzen nicht zugeben kann, ſchuldig zu ſein, die Wiedergewinnung des Augenlichts auf rationaliſtiſche Weiſe zu erklären, und ebenſo hat ſein um drei Jahrhunderte älterer Kollege, der Perſer Niſāmī getan — während Pelbart verſichert, durch Gottes Ratſchluß ſei die Sehkraft der Augen unverſehrt geblieben, iſt bei Niſāmī nur die äußere Membran, nicht jedoch auch der Glaskörper verletzt worden —, aber ſolcherlei Einſchaltungen oder Änderungen wird wohl jeder in der Märchenliteratur einigermaßen Bewanderte als Verballhornungen erkennen, die dem Märchen im großen und ganzen wenig Abbruch tun; tatſächlich bilden denn auch die Faſſungen des ſcholaſtiſchen Franziskaners und des mohammedaniſchen Myſtikers frühe Glieder von Märchenketten, die die andern Züge oder Motive und die Art ihrer Verbindung beibehalten, das Unechte aber abgeſtoßen haben.

Dieſes Märchen iſt nicht ohne Nebenabſicht als Beiſpiel gewählt worden: es iſt eines von den jetzt noch nicht zahlreichen Märchen, an denen die finniſche Forſchungsmethode nach Antti Aarnes *Leitfaden der vergleichenden Märchenforſchung (F F Communications, XIII)* ſozuſagen buchſtäblich angewendet worden iſt. Die Ergebniſſe dieſer Unterſuchung ſind nun, wie man ſich aus unſerer Note zu dem Märchen Pelbarts überzeugen wird, durchaus falſch, ſelbſtverſtändlich tragen die Schuld daran zu einem Teile Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit des Unterſuchenden, aber die Hauptſchuld liegt wohl an den Anſchauungen, auf denen die Methode fußt. Hier iſt es nun leider notwendig, ziemlich weit auszuholen.

Faſt in jeder Abhandlung über das Märchen wird dem Leſer der Satz eingehämmert, man habe genau zu unterſcheiden zwiſchen Märchen und Märchenmotiv — auch Aarne findet ihn zutreffend ⟨*Leitfaden,* 14⟩ —, aber daß die Motive untereinander weſentliche Unterſchiede aufweiſen, die durch ihre Entſtehung bedingt ſind, wird faſt durchwegs außer acht gelaſſen, und an dieſer Feſtſtellung kann auch die Tatſache nichts ändern, daß hin und wieder eine Einteilung verſucht worden iſt. Seit Edward B. Tylor und Andrew Lang bemüht man ſich, möglichſt viele Märchenmotive auf ihre ethnologiſchen Grundlagen, auf die Anſchauungen und die auf ihnen beruhende Denkweiſe der Primitiven zurückzuführen, als da ſind Vermenſchlichung, ja Vergottung des Tiers, des Baums, des Fluſſes, Beſeelung von Gegenſtänden wie des Schiffes, des Schwertes, ja ſogar der Himmelskörper und des Leichnams, Realität des Traumes, Glaube an die Exiſtenz von guten und böſen Dämonen, an die jetzt ſo genannte Zaubermacht einzelner Menſchen, an die jedem zur Verfügung ſtehenden Kräfte, die an die Kenntnis des Namens eines andern

Digitized by Google

oder an den Beſitz ſeines Bildes oder einiger Haare von ihm gebunden ſind uſw., uſw. Daß ſich dieſe Anſchauungen, die allen Völkern in ihrer Kindheit gemeinſam ſind, in einer großen Reihe von Märchenmotiven ausgewirkt haben, kann nicht geleugnet werden, aber ausſchließlich die Motive ſolcher Herkunft als Märchenmotive zu bezeichnen, geht doch wohl nicht an: eine zumindeſt ebenſo reiche Zahl von Motiven entſpringt nicht dieſen gewiſſermaßen religiöſen oder transzendenten Meinungen, ſondern ihre Urſachen liegen auf ganz andern Gebieten. Gelegentlich, bei Sonderunterſuchungen, iſt ja ſchon auf dieſe verſchiedene Artung der Motive hingewieſen worden: Emmanuel Cosquin z. B. nennt ⟨*Contes populaires de Lorraine*, 1886, I, LXVII⟩ das Motiv der ſich für die Zurückweiſung ihrer Liebe rächenden Frau »une idée qui s'est présenté plus d'une fois et très naturellement à l'esprit des poètes et des écrivains . . ., comme plus d'une fois aussi le fait lui-même a dû se rencontrer dans la vie réelle«, und ihm folgt Andrew Lang, indem er ſagt ⟨*Myth, Ritual, and Religion*, 1887, II, 321⟩: »This . . . seems one of the notions . . . which are ‚universally human' and might be invented anywhere«; allgemein jedoch hat von dieſen Dingen erſt Hans Naumann geſprochen ⟨*Primitive Gemeinſchaftskultur*, 1921, 63⟩, indem er, nach Betonung der Notwendigkeit, bei der vergleichenden Märchenforſchung an Motive anzuknüpfen, die mit dem primitiven Gemeinſchaftsglauben zuſammenhängen, fortfuhr: »Aber man wird auch an die einfachſten und überall naturgegebenen Verhältniſſe anknüpfen können wie zwiſchen Herr ⟨König⟩ und Diener, Mutter und Kind, Liebender und Geliebte, Mann und Weib«. Den grundlegenden Wert allerdings hat er dieſer ſeiner Äußerung genommen, indem er einſchränkend hinzufügte: »wenn ſie ſo alltägliche Situationen ergeben, daß eine Entlehnung ſchlechterdings als zu kompliziert und überflüſſig erſcheinen muß und beſonders wenn ſie mit den Elementen des primitiven Gemeinſchaftsglaubens in Verbindung ſtehen«, und nicht einmal einer beſondern Erwähnung würdigte er dieſe Scheidung in ſeinem ſpätern Buche *Grundzüge der deutſchen Volkskunde*, deſſen zehnter Abſchnitt anſonſten wohl zu dem Beſten gehört, das über das Märchen geſchrieben worden iſt.

Nun, gar ſo viel iſt ja auch aus Verhältniſſen, die ſchon im primitiven Gemeinſchaftsleben auftreten, nicht zu holen. Das Verhältnis zwiſchen Mann und Weib iſt zwar ſicher in einem gewiſſen Sinne von der Natur gegeben, aber ſeine Formen haben ebenſo ſicher ſchon während der erſten Jugend des Menſchengeſchlechts nach Art und Zeit geſchwankt. Sehr vorſichtig war Naumann, daß er das Verhältnis zwiſchen Mutter und Kind herangezogen hat und nicht das zwiſchen Vater und Kind; dieſes hat ja zu einer Zeit, wo der Begriff des Vaters noch unbekannt war, gar nicht beſtehen können und ſetzt ein allerdings ſehr

Digitized by Google

beſchränktes Maß von Erkenntniſſen, alſo von Kultur voraus. Primitivität und Kultur haben eben nur relative, aber nicht abſolute Bedeutungen: wir ſtellen primitive Anſchauungen auch in der Gegenwart bei Völkern feſt, die zweifellos das Recht haben, ſich Kulturnationen zu nennen, ja es gibt keine Kulturnation, die ſich von primitiven Anſchauungen vollkommen frei gemacht hätte. Alles fließt, und es geht nicht an, dieſen Strom in ſeinem Unterlaufe als weſensverſchieden von dem Quellfluſſe zu betrachten, obwohl man ihnen verſchiedene Namen geben kann. Die Scheidung, die durch die Benennungen »Primitivität« und »Kultur« ausgedrückt wird, iſt nur imaginär, eine Grenze beſteht nicht, ſie wird nur vorgetäuſcht, und ebenſo verhält es ſich zwiſchen dem Gemeinſchaftsleben der Primitiven und dem modernen. Das Verhältnis der zwei Geſchlechter zueinander kann auf der am weiteſten zurückliegenden Kulturſtufe, die wir uns vorzuſtellen fähig ſind, nicht anders geweſen ſein als zwiſchen Männchen und Weibchen, und aus dieſem hat ſich die moderne Ehe entwickelt, an der Hand der Anthropologie ſind die Zwiſchenſtadien aufzuzeigen, von denen einzelne noch heute bei gemeiniglich primitiv genannten Stämmen, andere aber auch, nicht nur rudimentär oder als Überbleibſel, bei manchen Kulturvölkern anzutreffen ſind. Ähnlich ſteht es mit dem Verhältnis zwiſchen Herrn und Knecht, das über die verſchiedenen Formen der Leibeigenſchaft, der Hörigkeit, des Zunftweſens in den Gewerkſchaftsvertrag ausläuft. Nun beſchäftigt ſich glücklicherweiſe das Märchen nicht mit den zeitlich erſten, den primitivſten Formen des Gemeinſchaftslebens, ſondern bewegt ſich in einem Geſellſchaftszuſtande, der entwicklungsgeſchichtlich zu erfaſſen iſt. Wie jede Erzählung braucht das Märchen Handelnde und Leidende, und dieſe werden natürlich aus der Gegenwart oder aus einer in der Überlieferung noch lebendigen Vergangenheit genommen: in beiden Fällen iſt das Verhältnis zwiſchen Mann und Frau, Herrn und Knecht, Eltern und Kindern, des Einzelnen zu ſeinem Stamme oder ſeinem Volke etwas durch den Zuſtand des Gemeinſchaftslebens Gegebenes. Dieſe Verhältniſſe differenzieren ſich natürlich in mancherlei Weiſe, und erzählenswert werden beſondere Tatſachen, die Anläſſen entſpringen wie etwa dieſen: Keuſchheit oder Unkeuſchheit der Gattin, Kindesausſetzung oder -verſtoßung, Kindesunterſchiebung, Ungehorſam des Sohnes, Mutterliebe, Stiefmutterhaß, Freierwettkampf, Entführung, abenteuerliche Reiſen, Treue und Untreue von Gefährten oder Dienern, Erniedrigung und Verarmung, Gewinnung von Reichtum und Macht.

Dieſe und ähnliche Tatſachen ergeben nun zahlreiche Erzählungsmotive, zum Beiſpiel: Frauenrache für verſchmähte Liebe, Stellvertretung der Braut in der Hochzeitsnacht, Heimkehr des Gatten nach langer Abweſenheit (juſt an

Digitized by Google

dem Tage, wo sich sein Weib vermählen will), unwissentlicher Inzest mit der Mutter (und der daraus entspringenden Tochter), unwissentliche Weggabe der Gattin an einen andern, Uria-Auftrag oder -Brief, Selbstverurteilung des Schuldigen, augenblickliche Strafe für Übertretung eines Verbots, verkehrtes Anziehen der Schuhe oder verkehrter Hufbeschlag auf der Flucht, Verschweigen einer Mißhandlung, um sie auch andern zuteil werden zu lassen, Vertauschung oder Verallgemeinerung von Unheil drohenden Kennzeichen, mißglückte Nachahmung usw. usw. Alle diese Motive können zwar, so wie die der zuerst besprochenen Gruppe, nämlich die, die auf den Anschauungen der Primitiven beruhen, wandern, aber das geschieht, so wie bei diesen, nur ausnahmsweise; im allgemeinen sind sie, wie diese, heimatlos oder, besser gesagt, überall daheim. Nisāmi, dessen Held Bahrām Gūr den Gedanken, einen Baumeister nach vollbrachtem Werke nach dem Beispiele König Nu'māns töten zu lassen, von sich weist, hat schwerlich von dem Prinzen Bodhirādscha der buddhistischen Schriften mehr gewußt als Albereda von Bayeux, die, etwa acht Jahre nach Nisāmīs Tod, den Baumeister Lanfred nach Vollendung des Schlosses von Ivry hat enthaupten lassen, damit er nirgends mehr etwas Ähnliches baue, oder als der erste Erzähler jener in einer spanischen Romanze erhaltenen Geschichte von dem Maurenkönig, der den Erbauer der Alhambra mit dem Tode belohnt haben soll, daß hingegen Sagen wie die, die sich an den Moskauer Kirchenbau Iwans des Schrecklichen oder an Meister Habrechts Uhr in Straßburg knüpfen, oder der entsprechende Zug in dem irischen Märchen von Goban Saor unabhängig entstanden wären, darf wohl bezweifelt werden. Der biblische Joseph, der seinen Weissagungsbecher in Benjamins Sack stecken läßt, mag ein Vorbild gewesen sein für den Bösewicht in manchen Märchen oder für Rübezahl bei dem Streiche, den er dem Schuhknecht spielt, oder für den Herbergswirt in der Jakobslegende; sicher aber hat sein Beispiel weder der König des Dschātakas gebraucht, der sein Kronjuwel verwendet, um den Gatten der geliebten Frau aus dem Wege zu schaffen, noch der Soldat des Dhammapada-Kommentars, der einen köstlichen Edelstein in das Gepäck eines Reisenden verbirgt, noch die Delpher, als sie die geplante Hinrichtung Aesops rechtfertigen wollten.

Die Verhältnisse des Gemeinschaftslebens wirken sich aber in der Erzählung nicht nur in den Formen aus, die sie jeweilig angenommen haben, oder in den Zwischenformen der vorangegangenen Entwicklung, sondern in Erscheinung treten auch die Umstände, die diese Entwicklung bedingt oder herbeigeführt haben, denn jeder Zuwachs an Kulturgut, gleichgültig, ob seine Früchte allmählich heranreifen, wie es meistens zutreffen wird, oder ob er einen

Digitized by Google

plötzlichen Bruch mit dem Gegebenen, ein jähes Abweichen von altem Brauchtum durchſetzt, vermehrt gleichzeitig die Zahl der Dinge, die eine Erörterung heiſchen: die Erörterung bedient ſich mit Vorliebe des Beiſpiels, und wo dieſes nicht vorhanden iſt, wird es geſchaffen, erfunden, erdichtet. Jeder neue Gedanke erzeugt alſo in dem Kampfe mit dem Widerſtande, den er notwendigerweiſe hervorruft, eine Reihe von Gleichniſſen, Erzählungen, Exempeln, und dieſe Reihe wächſt, weil ſich die Phantaſie nicht Einhalt tun läßt, auch nach dem Erlahmen des Widerſtandes weiter. Mit der Bevorzugung der Intelligenz vor der rohen Kraft wird das Motiv des ſchlauen Ratgebers ebenſo gebildet, wie das der klugen Dirne und das der Scharfſinnsproben. Höhere Rechtsanſchauungen führen das Jus talionis und das Ordal ad absurdum und erſchließen aus der Charaktererforſchung neue Quellen der Rechtsfindung. Die Beſchäftigung mit dem Verhältnis der Gatten zueinander zeitigt einerſeits hohe Lieder von Frauenreinheit, andererſeits bis zum Grotesken geſteigerte Beweiſe, daß die Frau zu hüten unnütz und auf ihre Dankbarkeit zu rechnen dumm iſt. Dargetan wird hier die Sittlichkeit der Wohltat, dort die Unvernunft, einen zu Grunde Gehenden zu retten. Der Glaube an eine Vorſehung oder an die Unabwendbarkeit des Schickſals wird ebenſo durch erfundene Erzählungen geſtützt wie die Bedeutung des Zufalls. Die Spekulationsluſt der geiſtig Gewachſenen wirft Fragen auf, wie ob das Glück mehr vermöge als der Verſtand, was mehr Vorteil bringe, recht oder unrecht zu handeln, ob es beſſer ſei, in der Jugend zu leiden oder im Alter. Der ſich kräftiger und ſicherer fühlende Rationalismus verſchont auch die alten Anſchauungen der primitiven Zeit nicht, ſondern übt ſeine Kritik an ihnen und erweiſt durch ſinnreiche Fiktionen ihre Unrichtigkeit; das Lächerliche gewinnt äſthetiſch höhere Formen. Alle dieſe Motive, urſprünglich ſelbſtverſtändlich von Einzelnen erdacht, die über der Maſſe ſtehen, verfügen, zum Teile, weil ſie an anregende Probleme rühren, zum Teile, weil ſie dem Unterhaltungsbedürfnis dienen, über Energien, die ſich zur Geltung zu bringen trachten: ſie dringen nicht nur in die alten Sagen ein, ſondern finden auch für ſich, ohne Anknüpfung, ihren Weg weiter; ſie ſind, das iſt eines ihrer Kennzeichen, alleſamt Wandermotive. Natürlich hätten ſie an vielen Orten erfunden werden können, aber nicht gleichzeitig, weil die Kulturſtufe, die ihre Vorbedingung iſt, nicht überall gleichzeitig erreicht wird; hingegen ſind ſie oft geradezu Träger der Kultur, weil ſie die Anſchauungen, denen ſie entſprungen ſind, weiter verbreiten. Nicht immer natürlich wandern ſie allein, ſondern oft in von künſtleriſchem Sinne geſchaffener Verbindung mit Motiven ihrer Ordnung oder Motiven des Gemeinſchaftslebens oder mit Motiven, die auf den primitiven Anſchauungen beruhen,

Digitized by Google

manchmal, um sie zu bejahen, hin und wieder, um sie zu verlachen, das ist, mit andern Worten, als Märchen oder als Schwank.

In dem kleinen Rahmen, der an dieser Stelle derlei Darlegungen gewährt werden kann, ist es leider unmöglich, auf die Berechtigung dieser Dreiteilung dessen, was bisher unter Märchenmotiv verstanden worden ist, näher einzugehen und sie überdies durch Analysierung einiger Märchen zu erläutern. Immerhin mögen die drei Hauptmotivgattungen, schon um die Erörterung zu erleichtern, Namen erhalten, sie seien also, nach einer gewissenhaften Prüfung jedes Für und jedes Wider, als

Mythenmotive,

Gemeinschaftsmotive und

Kulturmotive

bezeichnet. Was mit jeder dieser drei Benennungen gemeint ist, darüber wird sich wohl jedermann klar sein, aber vielleicht darf noch, nicht umschreibungs-, sondern beschreibungsweise ausgeführt werden, daß sich die Mythenmotive mit Dingen befassen, die als Tatsachen gelten, aber nicht Tatsachen sind, die Gemeinschaftsmotive mit Dingen, die als Tatsachen gelten und Tatsachen sind, und die Kulturmotive mit Dingen, die weder Tatsachen sind, noch als Tatsachen gelten. Auf diese Weise ist ein Tetralemma gewonnen, dessen viertes, hier fehlendes Glied — Dinge, die Tatsachen sind, aber nicht als solche gelten — irrational ist, praktisch aber mit dem ersten zusammenfällt. Nicht unterschätzt dürfen freilich die Schwierigkeiten werden, die sich bei einem weitern Ausbau der Theorie werden ergeben müssen, einen Trost jedoch findet der Proponent in dem Umstand, daß es bis heute noch nicht gelungen ist, einer Definition des Begriffes Märchen die allgemeine Anerkennung zu sichern: was verschlägt es, wenn diese einer Definierung der Teilbegriffe versagt bleiben wird?

Die Novelle begnügt sich, Gemeinschaftsmotive und Kulturmotive zu verbinden, das Märchen braucht Gemeinschafts- und Mythenmotive. Das Märchen kann nun — darüber herrscht allgemeine Einigkeit — nur in einer Zeit entstehen, wo es schon einen gewissen künstlerischen Geschmack gibt oder, wie sich Antti Aarne ausdrückt, »in der geschichtlichen Zeit«, diese Zeit aber hat schon Kulturmotive geschaffen, sie ist auch die Zeit der Novelle. Das Märchen, das sich mit der Novelle in die Benutzung der Gemeinschaftsmotive teilt, verwendet die Mythenmotive so, wie die Novelle die Kulturmotive, daraus folgt, daß das Märchen denselben Gesetzen gehorchen muß wie die Novelle, das heißt, den von der Literaturgeschichte aufgestellten oder aufzustellenden Gesetzen. Zudem gibt es wohl nur sehr wenige Märchen, die keine Kulturmotive

Digitized by Google

verwenden, hingegen — daher die Bezeichnung »Märchennovelle« — sehr viele, bei denen es gerade die Kulturmotive sind, die den Typus bestimmen, während die Varianten durch Einfügung von Mythenmotiven verschiedener Arten entstehen, so daß diese weit in den Hintergrund treten. Mit dieser unbestreitbaren, aber erst durch unsere Teilung der Motive klar werdenden Tatsache ist vor allem die auch sonst so schwer begreifliche Ansicht Aarnes widerlegt, die ⟨*Leitfaden,* 16⟩ in die Worte gekleidet ist: »Jeder Zug und jede Episode hat ursprünglich ihren Platz in einem bestimmten Märchen, aus dem sie sich bisweilen gelöst haben können, und in diesem Sinne ist von ihnen zu sprechen«, eine Ansicht übrigens, die ein bezeichnendes Licht auf die Behauptung wirft ⟨*Leitfaden,* 14⟩, es sei »unleugbar, daß jene uralten ‚Märchenmotive' das richtige Verständnis der Märchen ganz wesentlich erschwert haben«.

Von Aarnes Standpunkt ist nun leicht begreiflich, daß er für das Märchen die Gesetze der literarischen Entwicklung durchaus ausgeschaltet wissen will. Er gibt zwar zu, daß jedes einzelne Märchen »ursprünglich eine feste Erzählung ist, die nur einmal an bestimmter Stelle und zu bestimmter Zeit entstanden ist« ⟨*Leitfaden,* 12⟩, und das drückt doch wohl aus, daß jedes Märchen seinen Verfasser gehabt haben muß, daß aber dieser Verfasser zugleich auch die Person gewesen sein kann, die das Märchen zum ersten Male aufgezeichnet oder, bewußt oder unbewußt, seine Aufzeichnung veranlaßt hat und damit sozusagen der Vater einer Märchenreihe geworden ist, diese Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit läßt Aarne gänzlich außer acht. Hingegen wirft er gelegentlich ⟨49⟩ hin, »die literarischen Varianten« — die Verwendung dieser Bezeichnung ist ein wichtiges Requisit seiner Dialektik — seien »gewöhnlich spätere Bearbeitungen der volkstümlichen Erzählungen«, und schließlich ⟨54⟩ versteigt er sich sogar zu der Behauptung: »Als spätere Bearbeitungen der volkstümlichen Motive können die literarischen Varianten nur die späteste Grenze für die Entstehung der Märchen mitteilen.« Dieses freilich durch den vordern Satzteil ⟨»als spätere Bearbeitungen«⟩ einigermaßen verklausulierte »Nur« enthebt uns der Notwendigkeit, die absolute Unrichtigkeit der Sentenz darzutun, was übrigens nach dem schon Gesagten eine Zeit- und Raumvergeudung bedeuten würde. Fast könnte es scheinen, als ob Karl Dyroff die zukünftigen Auswüchse auf diesem Gebiet der Volkskunde vorhergeahnt hätte, als er 1908 ⟨in seinem Nachworte zu der Greveschen Übersetzung der Tausendundeinen Nacht, XII, 298⟩ in damals vielleicht allzu radikaler Kritik sagte: »Es hat sich .. allmählich herausgestellt, daß die Einführung des romantischen Begriffes vom ‚Volk' eigentlich ein Fehlgriff der Literaturforschung gewesen ist«, allerdings nur um fortzufahren: »Aber man hat unendlich viel Neues infolge dieser falschen ‚Hypothese' heraus-

Digitized by Google

gearbeitet und gefunden, und der Hauptinhalt der Volkskunde, die ‚Märchenforschung', wird nicht mehr aus der Literaturgeschichte verschwinden.«

Den Satz Hoffmann-Krayers »Das Volk produziert nicht, es reproduziert«, hat Hans Naumann (*Primitive Gemeinschaftskultur,* 4 f.) für das sogenannte Volkslied, das zumeist von einem Kunstlied vergangener Zeiten abstammt, als richtig erwiesen, und er hat als biogenetisches Gesetz festgestellt, daß die Volkspoesie die Stadien der vorangegangenen Kunstpoesie in ihrer Art rekapituliert. Und so wie Naumann ausdrücklich anmerkt, daß dies für die primitive Gemeinschaftspoesie nicht gelten könne, so kann auch von den Volksmärchen gesagt werden, daß sie, mit Ausschluß des auf primitiver Gemeinschaftskonstruktion beruhenden Mythengestammels, an die von einer ehemaligen Oberschicht geschaffenen Kunsterzählungen anknüpfen. Damit dies geschehen, damit der neue Erzähler die Anknüpfungspunkte finden könne, ist es freilich notwendig, daß die Grundlagen der Kunsterzählung ursprünglich sind, daß der Nachfahre auf Anschauungen stößt, denen er selbst noch huldigt oder für die er zumindest noch Verständnis hat. Solange das zutrifft, ist das Märchen, wiewohl es das Erzeugnis eines einzelnen ist, volkstümlich in dem vollen Verstande des Wortes; hört das nach und nach auf, dann muß das mündlich weitergegebene Märchen von Generation zu Generation an Ursprünglichkeit verlieren, wenn nicht die Erzähler immer wieder zu der literarischen Form zurückkehren, die ja für jeden Nachkommen schon ob ihres Alters etwas Ehrwürdiges hat.

Andererseits freilich kann auch die Möglichkeit einer lang andauernden mündlichen Überlieferung nicht schlechthin geleugnet werden, und es gibt Fälle, wo literarische Mittelglieder zwischen der Gegenwartsform eines Märchens und seinem literarischen Ursprung, wenn sie vorhanden wären, längst hätten gefunden werden müssen, zumal da auch bei der Auffindung einer oder zweier solcher Formen manchmal noch immer recht erhebliche örtliche und zeitliche Zwischenräume zu überbrücken wären. Ein prächtiges Beispiel bietet die in dem Exkurs zu unserm dritten Märchen erwähnte zweite Fassung aus Casteltermini in Sizilien, die ohne Rücksicht auf die Wanderungen der literarischen Abwandlungen unmittelbar an das alte indische Märlein anzuknüpfen scheint. Vielleicht noch seltsamer ist aber folgende Tatsachenfeststellung: In der Vita Merlini prophezeit der keltische Weise einem Knaben, er werde durch einen Sturz von einem Felsen sterben. Als man ihm den Knaben in andern Kleidern und mit abgeschnittenem Haar vorführt, weissagt er ihm den Tod durch einen Baum. Beim dritten Mal erscheint der Knabe in weiblicher Tracht, und Merlin verkündet: »Dieses Mägdlein wird in einem Flusse sterben.« Der Tod erfolgt, indem der zum Manne Herangereifte bei einem Absturze von einem Felsen in einen Fluß mit

Digitized by Google

dem Fuß an einem Baume hängen bleibt, so daß er ertrinken muß. Gleichgültig sind hier für uns die Parallelgeschichten in den Romanen von Merlin, bei dem Erzpriester von Hita und in der altitalienischen Novelle, um so wichtiger aber ein bachtijārisches Märchen, das D.L.R. Lorimer 1919 in seinen *Persian Tales* mitgeteilt hat: Von einem neugeborenen Prinzen weissagt ein Astrolog, er werde mit vierzehn Jahren von einer Schlange gebissen werden, irgendwo herabstürzen und in einem Wasser ertrinken: als er auf einem Baume nach einem Sperlingsnest langt, beißt ihn eine Schlange, er stürzt herab und in einen Teich und ertrinkt. Zu diesen zwei Varianten der erfüllten Weissagung von den drei einander widersprechenden Todesarten aus dem mittelalterlichen England und aus der persischen Gegenwart halte man noch das 1882 von Maspero veröffentlichte altägyptische Märchen von dem Prinzen, dem die drei Hathoren den Tod durch Schlange, Krokodil und Hund vorhersagen, die Wurzeleinheit ist nicht verkennbar. Soll hier eine Hypothese aufgestellt werden, so kann dies nur die sein, daß es in den zwischen der Urheimat des Märchens und seinen spätern Fundorten liegenden Erdstrichen von Zeit zu Zeit Erzähler gegeben habe, deren mündlich vorgetragene Kunstwerke gleichsam erstarrt sind, zumindest also für Epochen den Charakter von Erzeugnissen der Literatur angenommen haben und dann von Mund zu Mund verbreitet worden sind.

Aber auch dort, wo man die Wanderung einer Geschichte aus einem Sprachgebiete in das andere verfolgen und belegen kann, erkennt man, daß sie, wenn es sich nicht geradezu um die schriftliche Übersetzung eines schriftlich vorliegenden Literaturwerkes handelt, unbedingt einer mündlichen Vermittlung bedarf und daß es oft nur die Art dieser Vermittlung ist, die für den Übergang des fremden Erzählungsstoffes in das Volk entscheidet. Als Beispiel diene das Märlein von dem entmannten Sklaven, der seinen Herrn zur Entmannung zwingt ‹Nr. 43›. Die schriftlichen Überlieferungen der Araber erzählen die Geschichte in allen Einzelheiten gleichförmig ‹daß der Name des Chalifen, unter dessen Herrschaft sie sich zuträgt, geändert wird, fällt als geringfügigster Nebenumstand nicht ins Gewicht›, sie ist ein fertiges, ausgeglichenes Werk. Dieses nach Europa zu verpflanzen, ist im Mittelalter zweimal versucht worden, aber in keinem Falle gelang es dem Interpreten, eine Form zu finden, die das Märlein den neuen Verhältnissen angepaßt, die es gleichsam akklimatisiert hätte. Aber auch die dritte Verdolmetschung, die von einem italienischen Schriftsteller der Renaissance-Zeit geschah, zeitigte nur literarische Erfolge: das Volk verhielt sich ablehnend. Die Vermittler waren eben allesamt ungeschickt, denn hätten sie der Erzählung eine Form zu geben verstanden, die ihm mundgerecht gewesen wäre, so hätte sie eine Verbreitung gewinnen müssen wie die Geschichte von Griseldis.

Digitized by Google

Ein guter und dabei treuer Dolmetſch hingegen war jener Mittelsmann, der irgendeinem Europäer, vielleicht dem Kardinal Jakob von Vitry, als dieſer noch Biſchof von Akka war, das Märlein von dem Händler erzählt hat, dem ein Affe die Hälfte des für den gewäſſerten Wein gelöſten Geldes Stück für Stück ins Waſſer wirft. Der Affe der literariſchen arabiſchen Verſion paßte zu dieſer Funktion viel beſſer als der Habicht, dem ſie Gregor von Tours in der Gloria Confeſſorum zu einer Zeit anvertraut hatte, wo ſie Mohammed, der nach al Mas'ūdī der Urheber des Märleins geweſen wäre, noch nicht hätte erzählen können, und ſo iſt die ältere europäiſche Faſſung der jüngern orientaliſchen gewichen.

Die Tätigkeit der Vermittler zwiſchen den Literaturen hat hier nur in Grenzfällen aufgezeigt werden können, andere werden, beſonders an der Hand von Bolte und Polívkas Anmerkungen zu den Grimmſchen Märchen, leicht einzureihen ſein. Jedenfalls aber verdient das ſich aus ſolcherlei Erwägungen ergebende Problem, das für Aarne nicht exiſtiert, eine eingehende Unterſuchung. Als Vermittler zwiſchen den Volksliteraturen — ein Wunder iſt es übrigens, daß gegen dieſes Wort noch nicht Sturm gelaufen worden iſt — kommen natürlich außer Konvertiten und Eingewanderten, denen im Orient und im frühmittelalterlichen Europa auch die Sklaven zuzuzählen wären, nur Reiſende der verſchiedenen Arten in Betracht. Vermutlich wird es ſich herausſtellen, daß der zu ſolcher Tätigkeit am wenigſten geeignete der Soldat war, deſſen Reiſe in ein fremdes Land gute Beziehungen zu der heimiſchen Bevölkerung gemeiniglich ausſchloß, und bei Geiſtlichen mochte die religiöſe Anſchauung oft ein Hindernis bilden, den Vorzug wird wohl der Kaufmann verdienen, deſſen Aufnahmefähigkeit nicht bedingt war, der ſich auf die Denkweiſe der Bevölkerung einſtellen mußte und der eine höhere Bildung mitbrachte als die Männer des Schwertes. Und vielleicht wird ſich auch noch ergeben, daß es unter den Kaufleuten der jüdiſche war, der aus den Ländern der klaſſiſchen Erzählungskunſt das meiſte in das Abendland gebracht und hin und wieder als Entgelt eine der ihm geläufigen Geſchichten zurückgelaſſen hat.

Sehr merkwürdig iſt nämlich die häufige Übereinſtimmung alter jüdiſcher Traditionen mit noch ältern indiſchen Märchen. Zwei Belege findet man in den Anmerkungen zu unſerm 50. und unſerm 53. Märchen verzeichnet, einen weitern ſchlagenden Beweis bietet die Vergleichung der in allen Chanukka-Midraſchim vorkommenden Legende von Hanna, der Tochter des Hohenprieſters Mattathias, und der Erzählung des Tsa pao tang king von einer Zeitgenoſſin des Königs Bimbiſāra und des Buddha: beide bringen es über ſich, ſich vor aller Welt in Nacktheit zu zeigen, um ſo das ſtarke Geſchlecht zu der Vernichtung

Digitized by Google

des Herrſchers zu entflammen, der die erſte Nacht jeder Neuvermählten beanſprucht. Hier wird trotz der unumgänglichen Annahme einer Vermittlung die literariſche Abhängigkeit nicht geleugnet werden können, und ähnliche Beobachtungen könnte man an einer ganzen Reihe der fünfhundert Erzählungen machen, die Edouard Chavannes aus dem chineſiſchen Tripiṭaka veröffentlicht hat. Und dabei haben die Leute, die in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung aus dem Sanskrit oder dem Pali in das Chineſiſche übertrugen und ſolcherweiſe manches Märchen erhalten haben, nur ausgewählt, und von ihrer Auswahl kennen wir wieder nur eine Auswahl. Und eine gleichartige Überſetzertätigkeit iſt auch bei den zentralaſiatiſchen Völkern ausgeübt worden, und jeder Tag kann in dieſer Hinſicht Entdeckungen bringen. Bis jetzt aber hat jeder neue Fund neue Beweiſe geliefert, daß das Märchen keinen andern Geſetzen gehorcht als die geſamte übrige Literatur.

Dasſelbe erhellt auch aus der Unterſuchung der Märchen unſerer eigenen Vorzeit. Aarne ſelber hält das Mittelalter für eine der Epochen, die beſonders viel Märchen erzeugt haben, und meint, die künftige Forſchung werde wahrſcheinlich viele europäiſche Märchen als mittelalterlich erweiſen. Als Aarne dies ſchrieb, war von dem Werke Johannes Boltes und Georg Polívkas der erſte Band erſchienen, und auf das dort zuſammengetragene ungeheure Material ſtützte ſich wohl dieſe Erkenntnis, die ſpätern Bände wieſen dann an vielen und vielen Proben nach, was für ein Schatz an ſo lange verachtetem Märchengut in den Schriften jener längſt verwichenen Zeiten noch zu heben iſt.

Dieſen Schatz wenigſtens zum Teile der Allgemeinheit zugänglich zu machen, iſt der Zweck dieſes Buches, das neben Märchenfaſſungen, die den Fachleuten bekannt ſind, auch bisher unbeachtete bringt, die es aus dem Dunkel zieht, und andere, im Textteil und in den Exkurſen, zum erſten Male veröffentlicht. Die Kenntnis der meiſten noch ungedruckten Märlein verdankt der Verfaſſer Herrn Profeſſor Dr. Alfons Hilka in Göttingen, der ihm ſeine nach der Handſchrift der Stadtbibliothek von Tours angefertigte, mit den Handſchriften von Bern und Upſala verglichene Kopie der Compilatio singularis exemplorum, die nicht nur für die Märchenforſchung, ſondern für die vergleichende Literaturgeſchichte überhaupt von der größten Bedeutung iſt, in ſelbſtloſer Liebenswürdigkeit zur Verfügung geſtellt hat. Nicht alle Geſchichten freilich, die die folgenden Seiten enthalten, ſind Märchen in dem richtigen Sinne des Wortes, über den wir uns alleſamt klar ſind, obwohl noch keine jedermann durchaus befriedigende Umſchreibung gefunden iſt, hier ſei auf das Beiſpiel der Brüder Grimm verwieſen, aus deſſen Befolgung gewiß niemand einen Vorwurf wird erheben können.

Digitized by Google

Offene Türen einzurennen, ſchon Geſagtes zu wiederholen, lag nicht in der Abſicht des Verfaſſers, im allgemeinen hat er ſich bemüht, Tatſachen feſtzuhalten oder zu erhärten. Immerhin bittet er den Leſer, ihm hin und wider auch weiterhin auf Gedankengängen zu folgen, die abſeits führen von den viel beſchrittenen Wegen. Daß dies eine Kühnheit iſt, gibt er zu, und er wird dankbar ſein, wenn es ihm nicht als Vermeſſenheit ausgelegt wird.

Digitized by Google

Digitized by Google

MÄRCHEN
DES
MITTELALTERS

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

DIE FRAU IM SCHREIN.

IN NEAPEL WAR ZU DER ZEIT DES ALTEN KÖNIGS, nämlich des Königs Manfred, ein Ritter, Aſtulf mit Namen, der hatte eine wunderſchöne, wohledle Gemahlin, Madonna Lagrinta genannt, und ihr ward alle Luſt, die ein Gatte ſeiner Frau gewähren kann, und beide glaubten in einem zweiten Paradieſe zu leben, und das dauerte eine lange Zeit. Dann aber geſchah es, daß ſich Madonna Lagrinta zu often Malen mit andern Damen und mit einigen Baronen bei Gartenfeſten vergnügte, und da entbrannte ſie in heftigſter Liebe zu einem Edelknappen, Nieri mit Namen, einem gar mindern Menſchen im Vergleiche zu ihrem Gatten, und nach vielen Tänzen und Liedern faßte ſie Mut, mit ihm zu reden und ihm von der Liebe zu ſprechen, die ſie zu ihm gefaßt hatte, und Nieri willigte in alles, was ſie von ihm heiſchte, und ſie trafen Abrede, wie ſie zusammenkommen wollten, und hatten ihre Luſt aneinander, und daran gewannen ſie beide große Befriedigung. Das konnte aber nicht ſo heimlich hergehen, daß es nicht ſchließlich ans Licht gekommen wäre. Eines Tages verließ Herr Aſtulf aus irgendeinem Grunde den Hof früher als ſonſt und begab ſich nach Hauſe, und die Frau hatte, da ſie ſich ſeiner früheren Rückkehr nicht verſah, die Türen offen gelaſſen, und ſie und Nieri trieben im Bette ihr ſüßes Spiel, als Herr Aſtulf ins Gemach trat, und über das, was er ſah, war er ſo entſetzt, daß er vor Schmerz ſchier in Ohnmacht fiel. Nieri ſprang aus dem Bette und lief, was er konnte, und Herr Aſtulf ſagte als weiſer Mann: »Frau, du haſt, indem du mich geſchändet, allzu arg gefehlt, und dein Fehler würde, wenn du flöheſt, nur noch größer, mit dem, was du mir angetan haſt, werde ich mich nie abfinden können, und darum will ich nichts mehr mit dir zu ſchaffen haben, bis ich vernehme, daß du deinen Fehler völlig geſühnt haſt.« Und tief betrübt verließ er ſein Haus und kehrte an den Hof zurück in der Abſicht, zu verreisen und nimmer zu seiner Frau zurückzukehren.

König Manfred, dem ſein Kummer auffiel, fragte ihn oft und oft um den Grund, und einmal ſagte er ihm dies, ein andermal das, aber von der Verfehlung ſeiner Frau ſagte er ihm nichts, und ſo vergingen etliche Monate. Und eines Tages ſtand er trübsinnig an einem Fenſter ſeines Gemachs in dem königlichen Schloſſe und bedachte, was ihm ſeine Gattin angetan habe und ob er ſie nicht töten

1*

Digitized by Google

ſolle und ob ihn nicht das Übermaß des Schmerzes zur Verzweiflung treiben werde. Und während er ſich ſolchen Gedanken hingab, ſah er, wie ein Kerl, der den Hintern auf einer Britſche nachzog, zu der Tür des Palaſtes von Madonna Fiammetta, der Königin und Gattin des Königs Manfred, rutſchte und mit der Krücke an die Tür pochte. Nach langem Pochen kam die Königin an die Tür und öffnete ſie, und der Burſche, der auf der Britſche ſaß, ſchleuderte ihr die Krücke an die Bruſt und beſchimpfte ſie, daß ſie ſo lange verzogen habe. Die Königin entſchuldigte ſich, ſie ſei ſo raſch wie möglich gekommen, umfing ihn mit ihren Armen und zog ihn hinein, und ſie entledigte ihn der Britſche und gab ſich ihm auf dem Eſtrich hin. Und nach einer Weile, nachdem ſie ihn wieder auf die Britſche geſetzt und ihm eingemachte Früchte und einen Trunk gereicht hatte, entließ ſie ihn aus dem Hauſe.

Herr Aſtulf, der alles geſehen hatte, begann ſich der Trübſal, von der er bis zu dieſem Augenblicke befangen geweſen war, einigermaßen zu getröſten, und er ſagte bei ſich: »Jetzt will ich darüber, daß mir meine Gattin einen Schildknappen vorgezogen hat, nicht mehr verzweifeln, da ich ſehe, daß die Königin dem König einen Lumpen vorgezogen hat, der mit dem Hintern auf der Britſche rutſcht«; und er nahm ſich vor, fortan fröhlich zu leben und guter Dinge zu ſein und allen Trübſinn abzutun. Und er ging zu der Hofgeſellſchaft und gab ſich dem Vergnügen hin und tanzte und ſang mit den andern, ſo daß ſich König Manfred fragte, wie es denn zugegangen ſei, daß ſich die ſo große Trauer einer ſo langen Zeit in einer kurzen Stunde in eine ſolche Fröhlichkeit habe verkehren können, und er lag ihm an, ihm Grund und Urſache zu erzählen. Herr Aſtulf, der es verheimlichen wollte, gab bald das, bald jenes vor, aber der König, der all dieſe Reden als Ausflüchte erkannte, ſagte: »Wahrhaftig, Herr Aſtulf, wenn Ihr nicht die Wahrheit ſagt, ſo werdet Ihr die Liebe einbüßen, die ich zu Euch trage, und fortan werde ich gering von Euerer Freundſchaft denken.« Herr Aſtulf ſagte ſich: «Verheimliche ich die Geſchichte, ſo gerate ich in Mißachtung bei dem Manne, den ich mehr als je liebe, und enthülle ich die Tat, ſage ich ihm, welche Schmach ihm die Königin angetan hat, ſo kann er daran ſterben.« Endlich entſchloß er ſich, ihm auf ſchickliche Weiſe alles zu erzählen, und bat ihn um Verzeihung, wenn er etwas ihm Widerwärtiges ſprechen werde, und der König ſagte: »Sprich nur kühnlich, alles, was du ſagen wirſt, ſoll dir vergeben ſein, und nichts als Gutes ſoll dir daraus erwachſen.« Und Herr Aſtulf ſagte: »Herr König, da Ihr es denn durchaus verlangt, werde ich Euch alles der Reihe nach berichten, weil das aber eine lange Geſchichte ſein wird, ſo bitte ich Euch, laßt es Euch belieben, daß niemand ſonſt dabei iſt.« Der König war einverſtanden und begab ſich mit ihm in ein andres Gemach,

Digitized by Google

und das ganze Gefolge mußte draußen bleiben, und nachdem die Tür verſchloſſen worden war, begann Herr Aſtulf zu erzählen: wie ihn ſeine Frau mit Nieri betrogen habe, den er bei ihr im Bette gefunden, und wie darob ein ſolcher Trübſinn über ihn gekommen ſei, daß er oftmals beſchloſſen habe, ſich zu rächen, und wie ihm viel andere abſonderliche Gedanken gekommen ſeien, und das ſei der Grund ſeiner Traurigkeit geweſen, und er fuhr fort: »Solcherlei Gedanken waren es, mit denen ich an dem Fenſter meines Gemachs in Euerm Schloſſe ſtand, als ich einen Kerl kommen ſah, der, weil er lahm war, mit dem Hintern auf einer Britſche rutſchte. Und er ſchob ſich zu der Pforte des Palaſtes der Frau Königin und pochte mehrmals mit der Krücke an, und nach einer Weile ſah ich, wie die Frau Königin kam und die Pforte öffnete. Der Kerl beſchimpfte ſie und warf ihr die Krücke, die er in der Hand hatte, an die Bruſt und ſchrie: »Lang haſt du gebraucht, zu öffnen!« Die Königin entſchuldigte ſich, ſie habe nicht früher kommen können, öffnete die Arme, nahm ihn und zog ihn ins Haus, und in meiner Gegenwart, ſo daß ich alles ſah, nahm ſie ihm die Britſche ab und ſtieg auf ihn. Nach einer Weile brachte ſie ihm Früchte und einen Trunk und ſetzte ihn wieder auf die Britſche und entließ ihn. Und da er ſo dreiſt kam und ſich betrug, ſo ſchloß ich, daß der Handel mit der Königin ſchon eine längere Zeit dauere, und wie ich mir ſo überlegte, wem Euch die Königin vorgezogen hat, ſo ſah ich ein, daß das Betragen der Königin noch viel ſchlechter als das meiner Frau iſt, weil Ihr tauſendmal mehr wert ſeid als der, den Euch die Königin vorgezogen hat, während ich nicht viel beſſer bin als Nieri. Und darum nahm ich mir vor, wieder luſtig zu ſein und den Trübſinn fahren zu laſſen.«

Der König ſagte: »Wahrhaftig, wenn es ſo iſt, wie du ſagſt, ſo ſage ich dir, daß du Grund zur Fröhlichkeit haſt und ich zur Betrübnis, gleichwohl will es mir nicht in den Sinn, daß die Königin ſo töricht geweſen ſein ſollte, ſo weit zu gehen, und wäre es wirklich wahr, ſo würde ich nimmer froh werden.« Sagte Herr Aſtulf: »Wahrhaftig, ich verſichere Euch, es iſt wahr, aber herzlich leid tut mir, daß Ihr mich gezwungen habt, es Euch zu erzählen.« Und der König ſagte: »Wie ich dir früher geſagt habe, ſo bewähre ich dir jetzt, daß ich dich, wenn ich dich je geliebt habe, nun noch hundertmal mehr liebe, aber ich bitte dich, verſchaffe mir in dieſer Sache Gewißheit, auf daß ich mir von den ſchwarzen Gedanken helfen könne.« Herr Aſtulf ſagte: »Ich gedenke es Euch ſehen zu laſſen, ſo daß Euch kein Zweifel bleibt, und das kann am beſten von dem Fenſter meines Gemachs geſchehen, und ich werde Euch zur Zeit verſtändigen.« Und der König war es zufrieden.

Herr Aſtulf begann ſich verborgen zu halten, und nach einigen Tagen, es war gerade ein Feiertag, ſah er den Kerl wieder kommen. Sofort holte er den

Digitized by Google

König, und der trat an sein Fenster, und nun sah er, wie der Kerl mit der Krücke pochte und, weil die Königin nicht zur Stelle war und er sie nicht kommen hörte, wieder und wieder pochte, und schließlich kam die Königin, leicht gekleidet, und öffnete ihm, und der Lump holte aus, um ihr die Krücke an den Kopf zu werfen, und er hätte sie getroffen, wäre sie nicht ausgewichen, und er schrie sie an: »Du Hure, warum kommst du so spät?« Und sie nahm ihn furchtsam in die Arme und schaffte ihn hinein und tat mit ihm in Gegenwart des Königs, wie Herr Astulf gesagt hatte, und dann entließ sie ihn. Und der König sagte zu Herrn Astulf: »Wahrhaftig, Astulf, ich bin entschlossen, nicht mehr in der Welt zu leben, und ich möchte, daß du und ich aufunddavongehen und es niemand sagen, und wir nehmen uns genug Geld mit und gehen unerkannt und ohne Begleitung zu Fuß, und wir kehren nimmer zurück, es wäre denn, daß uns ein Abenteuer zustößt, das uns zur Heimkehr bestimmt.« Herr Astulf sagte, er gehe gern von seinem Weibe und mit ihm, und der König nahm viel Geld, und sie machten sich insgeheim auf den Weg.

Auf ihrer Wanderung kamen sie einmal in der Gegend von Lucca an ein luftiges, schattiges Plätzchen, wo ein liebliches Wässerlein floß, und ob der Hitze, es war im Juli, hielten sie dort Rast. Da sahen sie einen Mann kommen, der trug auf dem Rücken einen großen, gewichtigen Schrein, und er schritt leicht genug unter ihm einher, und als er sich ihnen auf Bogenschußweite genähert hatte, beschlossen sie, sich in einem Gehölz in einiger Entfernung von dem Wasser zu verstecken, um zu sehen, welchen Weg er einschlagen werde, und das taten sie. Der Mann kam heran, tüchtig verschwitzt von der Hitze sowohl als auch vom Gehen und von der Last, und als er den Schatten und das Bächlein sah, gedachte er zu rasten und setzte den Schrein auf den Boden. Dann nahm er aus der Tasche einen Schlüssel und öffnete den Schrein, und heraus sprang ein gar hübsches Mägdlein, etwa zwanzig Jahre alt, und die setzte sich an seine Seite, und nachdem sie aus dem Schreine Brot, Fleisch und eine Flasche Wein genommen hatten, begannen sie in frommer Eintracht ihr Mahl zu halten. Und nach dem Essen, es war um die dritte Nachmittagsstunde, legte der Mann sein Haupt dem Mädchen in den Schoß, und er entschlief und begann zu schnarchen. Der König und sein Gesell, die alles beobachtet hatten, hörten den Mann nicht so bald schnarchen, als sie beschlossen, dem Mädchen zu eröffnen, wie sehr sie einer ihresgleichen bedürften, hatten sie doch seit ihrer Abreise mit keinem Weibe zu schaffen gehabt. Sie traten ein wenig vor das Gehölz und winkten ihr, zu ihnen zu kommen, und das Mädchen, dem sie anständige Leute zu sein schienen, schob sachte, sachte dem Mann die Flasche unter den Kopf und sich selber weg, und sie ging zu ihnen, und sie wurde trefflich empfangen und von dem Könige

Digitized by Google

und seinem Gesellen viermal befriedigt, und gar froh über dieses Abenteuer lobte sie den Herrn und die zwei Männer. Dann fragte sie der König, wer sie sei und woher und wer der Mann sei, der sie in einem Schrein auf dem Rücken trage, und warum er das tue. Das Mädchen sagte: »Ich bin aus Siena, und man nennt mich die Savia oder die Kluge, und ich bin die Frau des Mannes, der dort schläft, und er heißt Arnulf, und der Grund, daß er mich solcherweise mitträgt, ist Eifersucht, damit ich es mit keinem andern als mit ihm halte, darum nimmt er dieses Ungemach auf sich, sooft er des Handels halber Siena verlassen muß, und sind wir in Siena, so sperrt er mich in eine Kammer im Erdgeschoß, die keine Tür hat und kein Fenster, außer ganz oben ein paar Luftlöcher mit Eisengittern und zu der es keinen Zugang gibt, als eine Falltür in dem Fußboden der obern Stube, und auf dieser Falltür sitzt er Tag und Nacht bei seiner Beschäftigung, er öffnet und verschließt sie mit einem Schlüssel und schläft bei mir, und so macht er es immer. Aber die Natur hat mich und überhaupt die Frauen Sienas dermaßen begnadet, daß wir auch gegen solche Maßregeln Rat finden, ich habe unter meinem Bette ein Loch gegraben, das aus dem Hause führt, und so lasse ich alltäglich einen oder den andern zu mir ein, und hin und wieder gehe ich auch auswärts meiner Lust nach, und auf diese Weise verschaffe ich mir Trost und Zeitvertreib, und das Denken und die Trübsal lasse ich meinem Gatten Arnulf.« Der König, der mit Vergnügen gehört hatte, welches Verfahren der Mann beobachtete und daß sie sich die Savia oder die Kluge nennen ließ, sagte zu seinem Gesellen: »Von ihr haben wir so viel gelernt, daß wir mit trefflicher Wissenschaft heimkehren können.« Und das Mädchen, dem es an der Zeit schien, wieder zu ihrem Manne zu gehen, sagte zu den beiden, wenn sie bisher mit ihr zufrieden gewesen seien, so möge jeder noch ein Äpfelchen aus ihrem Garten pflücken, und auf dieses gefällige Angebot pflückte der König ein Äpfelchen, und eines pflückte sein Gesell, und zur Belohnung für die guten Dienste gab ihr der König einen schönen, wertvollen Ring, sachkundig, wie sie war, erkannte sie den Wert des Kleinods, und sie sagte sich, daß das Herren von hohem Stande sein müßten, und sie befahl sie Gott. Und sie ging zu ihrem Gatten zurück, weckte ihn und sagte, als wäre sie immer bei ihm gewesen: »Ach, schwer bist du mir auf den Schenkeln gelegen!« Der Mann steckte sie in den Schrein, verschloß ihn, nahm ihn auf den Rücken und schlug den Weg nach Siena ein.

Und König Manfred sagte: »Herr Astulf, nun brauchen wir nicht weiter durch die Welt zu tappen: das Mädchen hat uns unterwiesen, daß man eine Frau nie so hüten kann, daß sie keinen Fehltritt beginge, vereitelt man ihnen auch dieses oder jenes Stückchen, schließlich tun sie doch, was sie wollen. Und

Digitized by Google

darum ſage ich dir: kehren wir nach Neapel zurück und ſtrafen wir unſere Frauen auf ziemliche Weiſe und geben wir uns wegen dieſer Geſchichten keiner Trübſal mehr hin.« Und ſo beſchloſſen ſie, und ſie zogen heim nach Neapel, und dort beſtrafte jeder ſeine Frau hübſch nach Gebühr.

Digitized by Google

2.

RITTER- UND FRAUENTREUE.

ES WAR EINMAL EIN RITTER, DER WAR EIN ARGER Feind ſeines Heimatlandes, und nachdem er vieler Verbrechen überwieſen und des Todes ſchuldig erkannt worden war, wurde er auf königlichen Befehl und Volksgeheiß verbannt. Und weil er weder in der Heimat, noch in der Umgebung einen Freund hatte, floh er weit weg in die Fremde, wo nicht nur ſeine Miſſetaten, ſondern auch ſein durch ſie geſchändeter Name unbekannt war, und er nahm ſich in lobenswerter Sinnesänderung vor, ſeine alte Grauſamkeit in Milde und ſeine zügelloſe Überhebung in maßvolle Tapferkeit zu verkehren. Er fügte ſich zu einem mächtigen Herrn, und dem diente er ſo weislich, daß er deſſen Untertanen möglichſt wenig Abbruch tat und ſich großen Nutzen ſchaffte, er half ihnen, ſoweit es die Treue zuließ, und ſchadete ihnen weniger, als es die ihm angeborene Grauſamkeit heiſchte, nicht ohne ſolcherweiſe deutlich zu zeigen, um wieviel mehr er vermocht hätte, als er tat.

Unter ſeinen Geſellen bei jenem Machthaber war auch ein gar wackerer Mann, und der bat ihn, weil er ihm gleich trefflich zu ſein ſchien, um ſeine Freundſchaft. Er weigerte ſie ihm nicht, und ſie bekräftigten die Freundſchaft mit Schwüren und machten miteinander ab, jeden Schaden und jeden Gewinn zu teilen, und dieſer Ritter nahm ihn in ſeine Stadt mit. Da er ihn aber nicht mit ſeiner Gattin bekannt machen wollte, ſo führte er ihn, ohne ihm ſogar ſein Haus zu zeigen, in eine Herberge. Nun wurde dieſe Stadt von Nachbarn bekriegt, aber deren Kräfte vernichtete in wenigen Tagen die Kraft des Verbannten, und er teilte mit ſeinem Geſellen alle Beute und allen Gewinn.

Und als dann wieder Friede war, ritt eines Tages der Fremde, trefflich angetan mit Gold und Purpur, auf einem prächtigen Streithengſt durch die Straßen, und da ſah ihn die Gattin ſeines Freundes, und ſchon entbrannte ſie auch in Liebe zu ihm. Und ſie entbot ihm durch ihre Kammermagd, er ſolle in der Nacht zu ihr kommen, und er ging zu ihr, und beim Abſchiede beſchenkte ſie ihn mit einer großen Menge Goldes und allerlei koſtbaren Steinen. Bei der Teilung dieſes Gewinſtes fragte ihn ſein Freund, woher er ihn habe, und ſo kam er darauf, daß ſeine Frau verdorben und ſein Geld vermindert worden war. Und da er ſeinen Reden entnahm, daß er in der

Digitized by Google

nächſten Nacht wieder hingehen werde, ſo gedachte er ihm das Spiel zu verderben.

Er gab eine längere Reiſe vor, kam aber mitten in der Nacht unverſehens zurück. Seine Frau verbarg ihren Buhlen in dem Troge, in dem der Ritter ſeinen Harniſch zu fegen pflegte. Trotz eifrigem Suchen fand ihn der Ritter nicht, wohl aber hätte er ihn, wie er, erboſt ſchreiend, mit dem Schwerte blindlings herumſtach, bald verwundet. Endlich ließ der Eiferſüchtige von ſeinem Lärmen und ging, und nun ging auch ſein Freund, noch mehr mit Geſchenken beladen als das erſte Mal. Wieder wurde der Gewinn geteilt, wiederum Tücke geplant. Diesmal wurde der Buhle hinter der Tür verſteckt, er wurde nicht gefunden. Der Gewinn wurde wieder geteilt, und zum dritten Mal legte es der Gatte an, ihn zu ertappen. Als er in der Nacht kam, ſteckte die Frau ihren Liebhaber in eine Kleidertruhe. Er wollte die Truhe durchſuchen, und die Frau ſtimmte gleichmütig und unveränderten Geſichtes zu und ſagte nur, ſie wolle ſie ſelber öffnen, weil ſie ſich beſſer darauf verſtehe, die Kleider zu behandeln und umzuwenden. Und ſie zog einen langen Mantel hervor und breitete ihn aus, und dahinter verbarg ſie ihren Buhlen, und dann warf ſie den Mantel über ihn, und der Ritter ging tiefbetrübt weg. Nun wurde auch der Buhle entlaſſen, nicht ohne daß ihm ſein Geſchenk, ob der ausgeſtandenen Furcht, vervielfacht worden wäre. Als er aber mit ſeinem Geſellen geteilt hatte, ſchwor er, nun werde er nicht mehr hingehen.

Traurig über den Verluſt ſeines Eigentums, noch trauriger aber über den Ehebruch ſeiner Gattin, plante der Ritter, ſeinen Geſellen und ſeine Gattin als Ehebrecher und Ehebrecherin zu verderben. Er ſtellte ein reiches Mahl an und lud ſeine vornehmſten Nachbarn und ſeine Verwandten und Freunde, ſeine Gattin aber ließ er gefeſſelt hinter einem Vorhang ſitzen. Und als dann ſein Geſell trunken war, fragte er, ob er nicht zur Unterhaltung den Tiſchgenoſſen erzählen wolle, wieviel Geld er von jener Frau, mit der er die Ehe gebrochen, erhalten habe und unter welchen Umſtänden. Durch die vielen Bitten und das viele Trinken verleitet, erzählte er die Geſchichte. Als ihm aber gegen Schluß der Erzählung vor vielem Lachen die Stimme, wie das oft geſchieht, erſticken wollte, hob er, um auszuſpeien, den Vorhang, und da ſah er jene gebunden und in Qualen. Sofort kam er zur Vernunft, und um alles, was er erzählt hatte, als Lüge und Erfindung hinzuſtellen, ſchloß er ſeine Geſchichte ſo: »Und nachdem ich das und andres getan hatte, war es mir, als ſtünde ich auf einer Brücke aus Glas, und es donnerte fürchterlich, und die Brücke brach unter mir, und ich fiel in einen reißenden Strom, und in entſetzlichem Schrecken erwachte ich aus meinem Traume.« Und ſo verkehrte er in behender Liſt die Wahrheit

Digitized by Google

ſeines Tuns in ausſchweifende Dichtung und rettete die Frau, die er ſchier ſchon verdorben gehabt hatte. Ins Verderben aber brachte er faſt ſeinen Geſellen, und der wäre auch verdorben geweſen, hätte er nicht eidlich gelobt, er werde aller Mißgunſt gegen ihn und allen Grolls auf ſeine Gattin entſagen.

Die Frau aber gab ſich damit nicht zufrieden, ſondern erſann nach der Verſöhnung neue Pläne des Ehebruchs. Auf ihren Rat kaufte ihr Geliebter das Haus neben dem, wo ſie wohnte, und grub einen unterirdiſchen Gang von dem einen in das andere, ſo daß er frei hinundhergehen konnte, ſooft er wollte. Da ihr aber auch das noch nicht genügte, ſchlug ſie ihm Ehe und Hochzeit vor, und das legte ſie ihm ſo dar: »Mein Herr iſt dein Geſell. Sag ihm, aus deiner Heimat ſei ein Mädchen gekommen, und die wolleſt du zur Frau nehmen, und es ſei euere Sitte und ſarazeniſches Geſetz, daß eine Frau rechtsgültig nur aus den Händen eines Mannes genommen werden könne; und da du in dieſer Stadt keinen Freund habeſt, ſo möchteſt du ſie aus ſeiner Hand empfangen. Wenn er dann mich ſieht, wird er meinen, ich ſei ſeine Frau, und wird ſtutzig werden. Und er wird in ſein Haus hinüberlaufen; um ſich zu überzeugen, ob ich es bin, und ich werde früher als er im Schlafgemach ſein. Da wird er glauben, er habe ſich getäuſcht, und wird zu dir zurückkommen; und ich werde ſchon vor ihm wieder zur Stelle ſein, und er wird mich dir vor allen, die daſein werden, zur Gattin geben.« Und ſo iſt es auch geſchehen.

Digitized by Google

3.

DIE VERSCHENKTEN LEBENSJAHRE.

IN EINER STADT, DIE ICH NICHT WOHL NENNEN KANN, hauſte einmal ein ehrbarer Mann, der hatte die allerſchönſte Frau zur Gattin und lebte mit ihr in Freuden und Wonnen. Da geſchah es, daß die Frau ohne jegliches Siechtum eines jähen Todes verblich, und vor Schmerz darob wußte ſich der Mann ſchier nicht zu faſſen. Und ſo wert hielt er ihren ſtolzen Leib, ſo feſt blieb ſein Sinn nach ihr, daß er es nimmer leiden wollte, daß ſie begraben würde, und ohne vor dem Tod ein Grauſen zu tragen, behielt er die tote Frau nicht nur zu Hauſe, ſondern bot ihr auch, gleich als wäre ſie noch lebendig geweſen, zu Tiſche und zu Bette alle Zucht.

Die Mär von dieſem ſeltſamen Tun ſprach ſich in der Stadt herum, und auch ſeine Verwandten und Freunde erfuhren davon, und ſie ſtraften ihn mit hartem Schelten. Das ließ er ſich aber nicht anders anfechten, als daß er alles, was er beſaß, verkaufte und zu barem Gelde machte, und er ließ einen ſchönen Schrein anfertigen, und darein legte er die tote Frau. Und er zog mit ihr, nur noch von einem Knechte begleitet, weg aus ſeiner Stadt und in eine andere, wo ihn niemand kannte, und dort machte er ſich in der Abſicht, nimmer heimzukehren, anſäſſig, er erwarb ein Haus, und das bezog er mit der toten Frau, und ſie mußte mit ihm zu Tiſche ſitzen und zu Bette liegen wie eine Lebende.

In ſeinem Herzen aber war immerdar der Wunſch, ſeine Frau möchte doch wieder lebendig werden, und als er einmal nächtens im Bette lag, betete er: »O Herr Gott, könnte ich doch den Tag erleben, daß die Frau wieder lebendig würde und wieder friſch und geſund mit mir zu hauſen anhübe!« Und wie er das ſo inbrünſtig begehrte, ſo ſandte ihm Gott in ſeiner Gnade einen Engel, und der ſagte zu ihm: »Deine Frau mag wieder lebendig werden, mit dem Geding jedoch: von den Jahren, die du noch zu leben hätteſt, müßteſt du ihr zwanzig geben, und zur Stunde würdeſt du um zwanzig Jahre älter werden.« Darob war der Mann über alle Maßen froh, und er ſagte: »Gern gebe ich ihr die zwanzig Jahre, und gern will ich ſie verlieren.« Und ſchon war auch die Frau wieder lebendig und, wie vordem, friſch und geſund, er aber war gealtert, und war er bisher vierzig geweſen, ſo war er nun ſechzig und ſein Haar grau

Digitized by Google

und weiß. Und voller Freude rief er: »Willkommen, Frau! Aus Gottes Gnade bist du genesen!« Und sie sagte: »Wie ist mir? Wie habe ich so lange geschlafen? Das war nicht recht von mir.« Und er sagte: »Nicht so! Mein Herz war traurig, nun ist es wieder froh. Zwei Monde bist du tot gewesen, und nun bist du, da ich dir zwanzig Jahre meines Lebens gab, genesen, die sollst jetzt du leben, und siehe, mein Haar ist grau geworden.« Die Frau, in frischer Jugend prangend, dankte ihm, und so begannen sie von neuem in Freuden zu leben.

Nun geschah es, daß sich vor ihrem Hause ein Tanz begab, und die Frau lugte beim Fenster hinaus, wie das junge Volk der Stadt seine Kurzweil hatte. Da kam ihr die Lust, auch zu tanzen, und sie bat ihren Mann, und er gewährte ihr es gern und hieß seinen Knecht, sie hinauszuführen und ihrer zu achten. Und so ging sie und tanzte fröhlich, und der Mann legte sich ins Fenster und sah zu, und er freute sich ihrer Freude. Und ein junger Mann, ein Gesell mit stolzem Leib, tanzte mit ihr, und sie sah ihm in die Augen, und er fragte sie, ob sie, die doch mit allem Reiz begabt sei, keinen Gatten habe, und sie sagte zu ihm: »Seht den alten Schelm dort im Fenster, das ist mein Mann, und wäre ich seiner ledig, an nichts gewänne ich größere Freude. Mit Listen hat er mich von meiner Verwandtschaft weg und in die Fremde gebracht, und wer mir von ihm hülfe, dem wäre ich hold.« Und so redeten sie noch mehr miteinander, und der Jüngling verhieß ihr, nach ihrem Willen zu tun und sie nach dem Tanze an einen sichern Ort zu führen. Da sagte der Knecht zu ihr: »Frau, wir sollten heimgehen, sonst möchte sich der Herr erzürnen.« Sie aber antwortete ihm: »Ich hab mir einen erlesen, und zu dem gehe ich lieber als zu dem alten unreinen Schelme.« Und der Jüngling nahm sie in seinen Arm und führte sie weg.

Der Knecht lief heim und sagte zu seinem Herrn: »Schaut, Herr, wie dem ist. Euere Frau will zu einem andern, und seht, sie geht mit ihm.« Der arme Mann lief ihr nach, und er rief sie: »Wohin, Frau? Geh her zu mir! Hab ich dir nicht genug der Treuen erwiesen?« Die Frau aber sagte ihm ab, und der, der sie führte, spottete seiner. In seinem Schmerze ging der Mann zu den Stadtgewaltigen und bat sie um Hilfe und klagte und erzählte ihnen den ganzen Handel und heischte Gericht von ihnen. Sie willigten ein und legten den Jüngling und das Weib und auch ihn, jedes für sich allein, ins Gefängnis. Und am Morgen gingen die Weisesten der Stadt zu ihm und fragten ihn, was sich verlaufen, und er berichtete ihnen den ganzen Hergang und wie er für ihr Leben seine Jugend gegeben hatte. Und sie sprachen Recht, die Sache solle er schlichten, und er bat sie, die Leute einen Kreis bilden zu lassen und die Frau in die Mitte

Digitized by Google

zu ſtellen und ihn und den Jüngling gleich weit von ihr, und dann wolle er ſehen, ob ſein Zureden ſo viel über ſie vermögen werde, daß ſie von ihrer Unziemlichkeit laſſe, wiſſe ihr aber der Jüngling einen andern Rat zu ſagen und wolle ſie zu ihm, ſo ſolle ſie mit ihm ziehen dürfen.

Und die Weiſen waren damit einverſtanden, und ſie taten es dem Weibe und dem Jüngling kund, und denen gefiel das ſonderlich, und die Bürger bildeten auf dem Plan einen Kreis, und der Alte und der Junge und das Weib wurden hineingeführt und ſo, wie der Alte geraten, geſtellt. Und dem Alten ward Verlaub gegeben, mit ſeinem Weibe zu reden und ſie zu mahnen, wie er wolle. Und er ſagte ihr, ſie möge bedenken, daß noch nie ein Mann erſehen worden ſei, der ſolches wie er für ſein Weib getan habe: wie er ihren toten Leib gegen den Willen der Seinigen aufbehalten habe und wie er mit ihm in die Fremde gezogen ſei und ihn weder Tag noch Nacht von ſich gelaſſen habe, und ſie möge bedenken, daß er ſeine jungen Jahre hingegeben habe, um ſie aus der Todespein zu löſen, und er ſchloß: »Komm wieder in mein Haus, wo ich dir Zucht und Ehre bieten will, und kehre dich ab von ſolchem Wandel!«

Die Frau aber ſah nur den jungen Geſellen an und ſagte: »Ich weiß nicht, was er redet, und kenne ihn nicht. Wer hat mir den Schelm aufgeladen? Ich finde mein Genüge an dem Jungen.« Und damit wollte ſie auch ſchon zu dieſem laufen, aber man hieß ſie warten, bis auch er geredet haben werde, und der Jüngling ſagte: »Frau, zu Recht gehört Ihr mir zu, und all mein Gut will ich mit Euch teilen, mit mir fahret Ihr wohl beſſer als mit dem Greiſe. Soll Euer ſtolzer Leib eines alten Mannes ſein? Kommt her zu mir, da habt Ihr guten Fug.« Und ſie ſagte: »Ja, das tu ich gern.«

Da ſagte der Alte: »Höre noch mein letztes Wort. Noch einmal mahne ich dich an all die Treue und Liebe, die ich dir nach Kräften getan, willſt du aber dennoch von mir weg und zu einem gehen, den du geſtern noch nicht kannteſt, ſo geſchieht dir ſchweres Leid, und des mag alles Volk, das hier ſteht, Zeuge ſein. Ich ſage es dir vorher: in dem Augenblick, wo du dich von mir kehrſt, biſt du tot, und dein toter Leib leidet dann viel mehr denn ehedem, ich werde wieder jung und ſchön werden, und du wirſt ein faules Madenaas ſein. Willſt du des Leidens ledig ſein, ſo komm zu mir, und dann lebſt du noch, wie der Engel geſagt hat, zwanzig Jahre. Nun wähle, ob Lieb oder Leid, und tu, wozu dich dein Wille treibt.« Und zur Stunde lief ſie zu dem Jüngling hin und fiel ihm um den Hals, und ſchon war ſie ein faulender Leichnam. Ihre Friſche war Verweſung, ihre Schönheit war Geſtank, ihr freveliger Sinn gab ihr den Lohn.

Digitized by Google

Das Wunder ſahen all die vielen Leute, und ſie ſahen auch, wie dem alten Manne Gnade geſchah und ihm ſeine Jugend wieder ward. Und er dankte Gott für ſeine Gnade und lobte ihn mit lauter Stimme und bat ihn um Vergebung ſeiner Sünden. Und fortan beſſerte er ſein Leben. Und er zog zurück in ſeine Heimat und diente Gott, und er verſchwor es, jemals mehr einem Weibe zu trauen.

Digitized by Google

4.

FRAUENHUT.

ES HATTE EINMAL EIN MANN EIN WEIB, DAS durchaus ſchlecht, ſtreitſüchtig und verbuhlt war, und da er es nicht mehr mit ihr aushalten konnte, beſchloß er zu St. Jakob von Compoſtella zu pilgern, um ihr auf eine Weile zu entrinnen. Und da ſie zu ihm ſagte: »Herr, ſeht, Ihr verreiſet, wem befehlet Ihr mich?«, antwortete er erboſt: »Dem Teufel befehle ich dich!« Und damit ſchied er.

Kaum aber kam zu der Frau einer ihrer Buhler, ſo war auch ſchon der Teufel da in gar erſchrecklicher Geſtalt, und er fuhr ihn an: »Weiche und ſieh zu, daß du dieſes Weib nicht berührеſt, ſonſt töte ich dich, da mir ſie ihr Mann befohlen hat.« Und arg erſchrocken entfloh der Buhler. Und ſo tat es zum andern und zum dritten Male der ſchlaue Erbfeind, der dann und wann die Erfüllung ſtört, auf daß das Feuer des böſen Willens deſto höher lodre. Und als nach langer Zeit der Mann von ſeiner Pilgerfahrt heimkam, erſchien ihm der Teufel und ſagte: »Empfange deine Gattin, wie du ſie mir befohlen haſt und ich ſie mit arger Mühe bewahrt habe. Lieber würde ich zehn wilde Stuten hüten, als ein ſo durch und durch ſchlechtes Weib.«

Digitized by Google

5.

SCHLIMMER ALS DER TEUFEL.

ES WAR EINMAL EIN TEUFEL, DER STELLTE MANCHEN Tag und manches Jahr einem liebenden Paare nach, einem Ritter und ſeiner Frau, und nie konnte er ihre Eintracht ſtören. Schließlich ging er zu einem alten Weibe und verhieß ihr ein Paar Schuhe und ein Schock Pfennige, daß ſie die zwei Gatten verwirren und Unfrieden unter ihnen ſtiften ſolle.

Das alte Weib ging zu der Rittersfrau und ſagte zu ihr: »Ach, Frau, ich habe Euch ſo lieb ob Euerer großen Tugend, daß ich Euere Schande und Euer Leid nicht mehr ertragen kann, lange genug habe ich es, daß Gott erbarm, ertragen.« Und ſie machte der guten Frau ſo große Angſt, daß ſich die kaum faſſen konnte, und das ſagte ſie ihr und bat ſie: »Sag an zur Stunde: was Schande und Leides liegt auf mir?« Und das alte Weib ſagte: »Das Herz drückt es mir ab, daß mein Herr, Euer Mann, ſo ſchön und geſittet Ihr ſeid, mit andern Weibern böſes Spiel treibt.« »Wieſo?« ſagte die Frau, »das glaube ich ſchwerlich.« Sagte das alte Weib: »Ich will es Euch beweiſen. Wie Ihr wißt, ſo reitet er alltäglich mit ſeinen Hunden und ſeinem Habicht zu Felde auf die Beize, aber da reitet er ins Dorf zu des Meiers Tochter, und mit der geht er um und liegt bei ihr und übt an Euch Untreue.« Und ſie machte es der Frau ſo ſchwer, daß die wähnte, alles ſei wahr.

Darauf ging das alte Weib zu dem Herrn und ſagte, wenn er zu Felde und auf die Beize reite, ſo habe ſeine Frau Umgang mit andern Männern, und das ſagte ſie ihm ſo offenbarlich, daß er wähnte, es ſei wirklich ſo. Und dann ging ſie wieder zu der Frau und ſagte: »Frau, wenn Ihr wollt, ſo will ich Euch lehren, wie Ihr ihm tun müßt, auf daß er keiner Frau mehr nütze werden mag denn Euch, und das kann mit kleinen Dingen geſchehen, daß er es nicht gewahr wird, und weder Euch noch ihm ſoll daraus ein Schade an Leib oder Seele erwachſen, und nie wird er es inne werden.« Die Frau ſagte: »So es weder ihm noch mir ſchadete und er es nicht inne würde, ſo täte ich es wohl. Habe ich ihn doch ſo lieb, daß ich ihn, ehe denn er je inne werden ſollte, daß ich ihm etwas getan hätte, tun ließe, was er will.« Sagte das alte Weib: »Er wird es nimmer inne werden, wenn Ihr tut, wie ich Euch ſage. Ihr nehmet ein neugeſchliffenes Schermeſſer, womit noch nie geſchoren ward, und das ſtecket

Digitized by Google

Euch in den Busen, und wenn er zu Mittag in Euerm Schoße schläft, so nehmet das Messer aus dem Busen und schneidet ihm wohl sechs Haare von denen ab, die ihm an der Kehle an einer Warze wachsen, und dessen wird er im Schlafe nicht gewahr werden, und die Haare gebt Ihr mir, und ich will damit tun, daß er keiner Frau mehr nütze sein mag denn Euch und es auch nie wird inne werden.« Die Frau sagte: »Das will ich tun«, und sie steckte ein neugeschliffenes Schermesser zu sich.

Nun ging das böse alte Weib zu dem Ritter und sagte: »Herr, Ihr wähnt, ich hätte Euch belogen, als ich Euch gesagt habe, Euere Frau halte es mit andern Männern, nun will ich Euch die Wahrheit selber erfinden lassen. Ihr pflegt allwege mittags in ihrem Schoße zu schlafen. Heute aber hütet Euch, so Euch Euer Leben lieb ist, einzuschlafen, denn sie hat ein neugeschliffenes Schermesser im Busen und will warten, daß Ihr einschlafet, aber dessen müßt Ihr Euch hüten, sonst schneidet sie Euch die Kehle ab, und das braucht Ihr mir nicht zu glauben, sondern sollt es selber erfinden.« Der Herr erschrak, ob er es gleich nicht zu glauben vermochte, und gedachte: »Du willst sehen, ob es Wahrheit oder Lüge ist.«

Und zu Mittag legte er sich seiner Frau in den Schoß, wie er allwege gewohnt war, und stellte sich schlafend und schnarchte laut. Und die Frau glaubte, er schlafe, und zog das Messer aus dem Busen, und mit der andern Hand griff sie ihm an die Kehle und wollte ihm die Haare von der Warze abschneiden. Und der Ritter fuhr auf und packte sie bei der Hand, in der sie das Messer hielt, und brach es ihr aus der Hand, und bevor sie hätte zu Worte kommen können, auf daß sie ihm gesagt hätte, warum sie das getan habe, hatte er sie zu Tode gestochen.

Also hatte das böse alte Weib verrichtet, was der Teufel nie hatte verrichten können. Darum ist ein böses altes Weib schlimmer als der Teufel und noch tausendmal schlimmer, denn der Teufel war den zwei Eheleuten manches Jahr nachgegangen, ohne nach etwas anderm zu trachten, als daß sie übel miteinander lebeten, und hatte es doch nicht zuwege bringen können. Und der Teufel fuhr hin und nahm einen Stecken und tat ein Schock Pfennige in ein Tüchlein und hängte es vorne an den Stecken und hängte auch ein Paar Schuhe dran und ging zu dem alten Weibe — daß sie Gott schände! — und sagte: »Nimm dir, was dir verheißen: denn du bist schlechter als ich, und was ich in langer Zeit nicht habe schaffen können, das hast du in kurzer Frist geschafft.«

Darum hüte sich männiglich vor den alten Weibern, die sind allesamt Hexen, habt ihr doch gehört, daß sich ihr der Teufel den Lohn nicht mit der Hand zu bieten getraut hat, so sehr fürchtete er sie. Darum hüte männiglich seines Weibes und seiner Töchter vor ihnen, denn sie verführen sie mit Listen, derengleichen kein Mann je zu erdenken vermöchte. Es war nie etwas so gut wie das gute Weib, und nie etwas so böse wie ein böses Weib.

Digitized by Google

6.

LIEBESZAUBER.

EINE EHEFRAU NAHM EINMAL IHRE ZUFLUCHT ZU einer Hexe, und sie verlangte von ihr, daß sie durch Beschwörungen ihren Gatten zwinge, ihr seine Liebe zuzuwenden. Und die Hexe trug ihr auf, ihr etliche Haare aus den Augenbrauen ihres Gatten zu bringen. Als nun ihr Mann mit einigen Gesellen eine Handelsreise in ein fernes Land antrat, bat ihn die Frau: »Ach, lieber Herr, gib mir ein paar Haare aus deinen Brauen, damit ich sie bei mir verwahre zum Gedenken an deine Liebe.« Und der schlaue Mann gab ihr einige Haare von dem aus Fell verfertigten Köcher, den er trug.

Und nachdem er mit seinen Gesellen eine Tagereise zurückgelegt hatte, kehrten sie in einer Herberge ein, dort hatten sie am Abend ihre Kurzweil mit lustigem Gespräch, als sich auf einmal jener Köcher, den er an einen Nagel in der Wand gehängt hatte, geräuschvoll zu rühren begann. Und sie sagten: »Was ist das?« Der Gatte aber, der erkannte, woran er war, sagte: »Vielleicht will er weglaufen.« Und der Köcher strengte sich noch mehr an und drehte sich um, so daß die Pfeile zu Boden fielen, und sprang hinab und lief bei der Tür hinaus und lief und lief, bis er wieder daheim war. Und so hatte das Weib unverhoffter Weise die Beschämung und die Bescherung, und überdies erhielt sie noch eine tüchtige Tracht Prügel.

Digitized by Google

7.

DER AFFE DER KÖNIGIN.

DER KÖNIG VON SABA, DER SEINE GEMAHLIN ALLZU sehr liebte, vernahm im Traume eine Stimme, die rief: »Ein Affe schläft bei deinem Weibe.« Da ging er hin, wo seine Gemahlin schlief, und trug Sorge, daß dort keine Affen seien. Wiederum hörte er im Schlafe die Stimme, da ließ er alle Affen in seinem Reiche töten. Und er hörte die Stimme zum dritten und zum vierten Male und dann noch oft, und da erholte er sich Rats bei einem Ritter, der ihm gar getreu war, und der antwortete ihm: »Ist da irgendein Trug der Königin, so wird ihn ein Weib besser entdecken, und ich habe, es ist schon lang her, ein wunderbar kluges adeliges Mägdlein gesehen, und wenn es dir beliebt, so gehe ich und hole sie.« Da sagte der König: »Mir ist's recht.«

Und der Ritter zog aus mit großem Geleite, und als er etwa noch zwei Meilen von dem Schlosse war, wo das Fräulein lebte, traf er auf eine Schar von Rittern und Knappen, sie leisteten einem Manne Gefolgschaft, der hinritt, um jenes Fräulein als Gattin heimzuführen. Der Ritter gesellte sich zu ihnen und begann ein Gespräch mit dem Bräutigam und fragte ihn: »Wie weit ist es noch bis zu dem Schlosse, das unser Ziel ist?« Und dann: »Kürzet uns doch den Weg!« Ärgerlich antwortete der Bräutigam, der ihn für einen Narren ansah: »Schön ist der Weg und kurz, wie könnte ich ihn kürzen?« Wieder sprach der Ritter des Königs und sagte: »Traget mich doch ein Stück Weges, und dann will ich Euch tragen.« Da fügte sich der Bräutigam zu seinen Gesellen und sagte: »Einen guten Narren habe ich gefunden, dasunddas hat er zu mir gesagt, ich will aber noch mehr von ihm hören.« Und zu ihm zurückgekehrt, begann er ein schönes, großes Getreidefeld, an dem sie vorbeiritten, zu preisen, und der Ritter des Königs fragte ihn, wem es gehöre, er antwortete ihm: »Demunddem Ritter.« Und auf die weitere Frage: »Ist es schon geerntet?« sagte er: »Bei Gott, Ihr seht doch, das Getreide steht noch in den Halmen, bis zum Schnitt ist noch eine lange Zeit.« Weiter begegneten sie einem Trauerzuge mit der Leiche eines Ritters, die zu Grabe getragen wurde, und da fragte ihn der Ritter des Königs: »Ist der Mann ganz tot?« Und der Bräutigam antwortete, um noch mehr Dummheiten von ihm herauszuziehen: »Wohin zieht Ihr? Woher seid Ihr?« Der Ritter antwortete: »Ich ziehe in den Wald dort, um eine Hindin

Digitized by Google

zu jagen, die ich gut vor zehn Jahren geſehen habe.« Und der andere: »Bei Gott, ich und viele andere Ritter jagen dort tagtäglich, und Ihr wollt dort eine Hindin finden?« Nun verließ er ihn gleich als einen Narren und begab ſich zu ſeinen Geſellen, und da ſie eben an ein Waſſer gelangt waren, ſagte er zu ihnen: »Das iſt ein kleiner Fluß, durchreiten wir ihn raſch geſchloſſenen Auges, und niemand ſuche erſt eine Furt!« So ritten ſie denn durch, und viele fielen hinein, ſo daß ſie ertrunken wären, hätte nicht einer dem andern geholfen. Der Ritter aber zog flußaufwärts und ließ einen Knappen mit der Lanze nach einer Furt ſuchen, und ſo kamen ſie ohne Fährlichkeit hinüber, und als ſie wieder zu den andern ſtießen, trockneten die ihre Kleider. Und der Bräutigam ging dem Ritter entgegen und fragte ihn: »Wie ſeid ihr herübergekommen?« Er antwortete: »Auf der Eſchenbrücke.« Darob erachtete ihn der Bräutigam, der wußte, daß zwei Meilen weit keine Brücke über den Fluß führte, für einen noch größern Narren.

Der Bräutigam ritt mit ſeinen Mannen in das Schloß ein, aber der Ritter des Königs trennte ſich von ihnen und begab ſich in die Vorburg, und dort herbergte er. Es wurde dem Schloßherrn gemeldet, daß ſich in der Vorburg Ritter aufhielten, die nicht zu der Hochzeit ſeiner Tochter gekommen ſeien, und er ſchickte an ſie einen Knappen mit der Einladung, heraufzukommen. Und der Knappe fand den Ritter, wie er in ſchöner Geſellſchaft ſeinen Falken fütterte, und er bat ihn im Namen des Schloßherrn hinaufzukommen, aber der Ritter ſagte fröhlich: »Ich kann nicht, ich bitte Euch, entſchuldiget mich«, und er ſchenkte ihm den ſchönen Falken, den er gefüttert hatte. Als der Knappe die Entſchuldigung brachte, ſagte der Bräutigam zu dem Schloßherrn: »Bei Gott, ſchicket noch einmal um ihn, denn er iſt ein trefflicher Narr.« Und der Schloßherr ſchickte einen ſeiner Ritter, aber bei dem entſchuldigte ſich der fremde Ritter ebenſo wie früher und begabte ihn mit einem ſchönen Roſſe. Nun ging der Schloßherr ſelber und bat dringend, ja forderte und ſagte: »Ich werde verbieten, Euch Speiſe und für Euere Pferde Futter zu verkaufen, kommt doch, laßt es Euch gefallen, hinauf zu der Hochzeit meiner Tochter.« Da ging er mit dem Schloßherrn hinauf, und der ſetzte ihn oben an den Tiſch zu ſeiner Tochter. Er ſprach bei Tiſche nur wenig und klug.

Und gegen Ende des Mahls, als der Wein allen warm gemacht hatte, wurde der Bräutigam von den andern mit Winken und Zeichen geſcholten, daß er ihn für einen Narren gehalten hatte, und er antwortete: »Ihr werdet es ja ſelber hören.« Und er ſagte zu ihm: »Habt Ihr mir nicht geſagt, ich ſolle Euch den Weg kürzen, und ich ſolle Euch tragen und Ihr würdet mich tragen?« Und der Ritter des Königs antwortete, indem er zu dem Fräulein ſagte: »Ich

Digitized by Google

bitte Euch, antwortet für mich.« Und sie sagte: »Wenn zwei Ritter reiten, und einer erzählt ein hübsches Märlein, so sagt man, der eine Gesell trage den andern und kürze ihm den Weg.« — »Wahrhaftig,« sagte der Ritter des Königs, »das war meine Meinung«, und alle sagten: »Das ist kein Narr.« Und der Bräutigam fuhr fort: »Habt Ihr mich nicht gefragt, ob jenes Feld, das noch in den Halmen steht, schon geerntet sei?« Zum zweitenmal bat der Ritter das Fräulein, für ihn zu antworten, und sie sagte: »Wenn ein verschwenderischer Ritter mit viel Schuldverpflichtungen schöne Felder hat, so sagt man, auch wenn sie noch in den Halmen stehen, sie seien schon geerntet.« Nun sagte der Bräutigam: »Dann sind wir einem Leichenzuge begegnet — derundder wackere Ritter wurde nämlich zu Grabe getragen —, und da habt Ihr mich gefragt, ob er ganz tot sei.« Wieder bat der Ritter das Fräulein, an seiner Statt zu antworten, und sie sagte: »Wenn ein guter Mensch stirbt, und er läßt einen guten Erben zurück, dann sagen wir: Er ist nicht ganz tot.« Und wieder sagte der Bräutigam: »Er hat mir gesagt, er habe denundden Fluß auf der Eschenbrücke übersetzt, und Ihr wißt doch, daß dort weit und breit keine Brücke ist.« Das Fräulein sagte: »Vielleicht hat er mit einer Eschenlanze eine Furt gesucht.« Und alle bewunderten die Klugheit des Fräuleins und entschuldigten den Ritter des Vorwurfs der Narrheit. Und wütend darüber, sagte der Bräutigam: »Eine Narrheit habe ich vergessen, die die ganze Welt nicht erklären könnte. Er hat mir gesagt, er komme hierher, um eine Hindin zu jagen, die er in jenem Walde vor gut zehn Jahren gesehen habe«. Da sagte der Ritter des Königs zu dem Fräulein: »Jetzt werdet nicht Ihr antworten, sondern ich: die Hindin seid Ihr.« Und er zog die Briefe mit des Königs Siegel hervor und übergab sie dem Schloßherrn und sagte zu ihm: »Der König befiehlt Euch, Euere Tochter zu ihm zu bringen.« Und zu dem Bräutigam sagte er: »Einem bessern Gatten wird sie gegeben werden, als Ihr seid.«

Vater und Tochter erschienen vor dem Könige, und der enthüllte dem Fräulein sein Geheimnis, wie er sooft die Stimme gehört habe: »Ein Affe schläft bei deinem Weibe.« Das Fräulein antwortete: »Laßt mich eine Zeitlang bei der Königin weilen.« Und das geschah, und am dritten Tage kam sie zu dem Könige und sagte zu ihm: »Ich habe gefunden, was Ihr heischet. Laßt morgen in Euerm Palaste ein Spiel anstellen, und alle Fräulein der Königin sollen dasein und auch sie selber.« Und der König tat, wie sie gesagt. Und das kluge Fräulein erhob sich vor dem Könige und vor allen, die da waren, und stimmte ein Tanzlied an, und dann sagte sie: »Herr König, allein kann ich nicht vor Euch tanzen, gebt mir dieses Fräulein der Königin zur Gesellin.« Die Königin widersprach und schalt dieses Fräulein eine schlechte Tänzerin, aber der König

Digitized by Google

beſtand darauf. Und als ſie, Hand in Hand, im Reigen hinundwiderſchreitend, ſangen, ſagte das Fräulein: »Mit den Mänteln können wir nicht tanzen«, und ſie legten ſie ab. Und wieder ſchlangen ſie den Reigen, und das Mägdlein ſagte: »Legen wir auch die Oberkleider ab.« Und ſie taten es, und nun waren ſie in vornehmen Pelzſchauben und ſangen. Und ſchließlich ſagte ſie: »Auch die Schauben müſſen wir ausziehen.« Die Königin wollte Einſpruch erheben, aber der König erzwang es, daß auch das geſchah, und nun trugen ſie nur noch die Hemden. Und da zerriß das Fräulein mit einem jähen Riß an der Naht ihrer Geſellin das Hemd bis herab zu den Füßen, und allen ward offenbar, daß ſie ein Mann war. Und das Fräulein ſagte: »Herr König, das iſt der Affe, der bei deiner Frau ſchlief.«

Auf der Stelle hielt der König Gericht über das ehebrecheriſche Paar, und das Fräulein, deren Klugheit er alſo erkannt hatte, nahm er zur Gemahlin. Und ſie empfing von ihm, und das Kind lehrte und erzog ſie in Frömmigkeit. Und ſie war, nach dem Tode ihres Gatten, jene Königin, die zu Salomo kam, um ſeine Weisheit zu hören.

Digitized by Google

8.

SALOMOS UNTREUE GEMAHLIN.

SALOMO LIEBTE SEINE AETHIOPISCHE GATTIN SEHR, und um ihretwillen verachtete er Gott und wandte sich ab von ihm und opferte den Götzen, denen sie anhing[1]. Da geschah es, daß einmal ein heidnischer Nachbarkönig als Gastfreund zu ihm kam, und der lag ehebrecherischer Weise bei seiner Gattin, und er traf mit ihr die Abrede, daß er sie Salomo entführen werde. Markolf, der Hofgänger, der hinter die Schlechtigkeit der Königin gekommen war, tat davon Salomo Meldung, dieser aber, der ihm nicht glaubte, erboste sich wider ihn und überhäufte ihn mit Schmähungen. Da sagte Markolf: »Du glaubst mir nicht? Wahrhaftig, Wunderdinge wirst du zum Kummer deines Herzens sehen und hören.« Und die Königin stellte sich, gemäß der Abrede mit dem Heidenkönig, krank und schließlich gar tot. Und Markolf, der um ihre Arglist wußte, sagte zu Salomo: »Einem Weibe darf man gar nichts glauben, sie ist nicht krank, sondern gesund, sie ist nicht tot, sondern lebendig.« Und von neuem erbost, sagte Salomo: »Du lügst, elender Schurke!« — »Nein, ich lüge nicht, und ich werde dir die Wahrheit beweisen.« — »Wie willst du sie beweisen?« — »Man gebe mir Blei.« Und er nahm das Blei und schmelzte es im Feuer, so daß es flüssig wurde, und dann goß er es der Königin auf die Hand, und das Blei brannte ihr sie durch und durch. Sie aber zuckte nicht einmal, gleich als fühlte sie den Schmerz nicht. Und Markolf sagte: »Ich will es dir doch beweisen, und du wirst es sehen, aber eine Weile mußt du warten.«

Und als die Königin in das Grab gelegt wurde, machten ihre Kämmerlinge, wie ihnen befohlen worden war, eine Öffnung, auf daß sie Luft habe. Und um die Dämmerungsstunde ging Markolf insgeheim zu König Salomo, der sich in tiefer Betrübnis über den Tod seiner Gattin noch vor Sonnenuntergang in sein Gemach zurückgezogen hatte, und sagte zu ihm: »Steh auf, und du wirst sehen, daß deine Gemahlin lebt, ich will dir die Wahrheit beweisen.« Und sie gingen selbander zu dem Grabe, und Markolf stieg hinauf und begann wie ein Stier zu brüllen und mit Händen und Füßen die Erde zu scharren. Die Königin aber im Grabe, die wirklich meinte, ein Stier sei da, sagte: »Pst, pst«, und das hörte der König. Und Markolf sagte: »Nun, ist es nicht wahr,

[1] *1 Könige 11.*

Digitized by Google

was ich dir ſagte?« Salomo ſagte: »Du lügſt, Schurke! Der Teufel verführt dich und ſchier auch mich.« Und Markolf: »Morgen wirſt du deine Wunder erleben und wirſt glauben, daß ich die Wahrheit geſprochen habe. Komm in der Frühe her zu dem Grabe, und du wirſt ſie nicht mehr finden.«

Und es geſchah in der Nacht, daß jener Heidenkönig kam und ſie entführte. Und am Morgen ging Salomo zu dem Grabe, und das war leer. Und mit argem Schmerze und harter Klage kehrte er in ſein Gemach zurück, und bitterlich weinend ſagte er: »Wer wird mich aus meinen Nöten lösen? Weh mir Elendem!« Und er beſchied Markolf zu ſich und ſagte zu ihm: »Es tut mir leid, daß ich deiner wahren Rede nicht geglaubt habe. Nun aber bitte ich dich: reiß mir das Herz aus dem Leibe, auf daß die Trübſal geſtillt werde, ſonſt wüßte ich nicht, wie du mir helfen könnteſt.« Markolf aber ſagte: »Wenn du mir gibſt, was ich will, ſo ſollſt du deine Gattin wiederbekommen.« — »Nimm dir, was du willſt.« — »Ich will, daß drei Scharen Ritter mit mir reiten, eine in Schwarz, eine in Rot und die dritte in Weiß.« — »Nimm ſie.« — »Und weiter brauche ich Geld, um Händlergut zu kaufen.« Auch das gewährte Salomo.

Markolf nahm das Geld und kaufte Waren, wie ſie der Königin anſtehen mochten, und mit dieſen Waren und mit den drei Ritterſcharen zog er insgeheim in das Land jenes Königs, und er hielt mit ihnen vor der Stadt, wo der König mit der Königin weilte. Und die Ritter verbarg er vor der Stadt, und er ſagte zu ihnen: »Ich weiß, in dieſer Stadt werde ich gefangen werden und dem Tode nicht entgehen können, aber ich will den König bitten, daß er mir noch dreimal ins Horn zu ſtoßen erlaube, und blaſe ich zum erſten Male, ſo ſoll auf dieſen Schall hin die ſchwarze Schar heranſprengen, und zum zweiten Male die rote, aber ſchneller, und zum dritten Male die weiße mit der größten Kraft und Schnelligkeit.« Dies geſagt, ging Markolf in die Stadt.

Am Morgen ſtellte er ſich an das Tor des Tempels, wo der König und die Königin ihren Götzen opferten, und legte ſeinen Kram aus, er hatte ſich aber eine Judenhaut angezogen. Und als der König und die Königin aus dem Tempel kamen, ſah die Königin unter dem Kram etliche Dinge, die ſie gebrauchen konnte, und da hielt ſie den König an und bat ihn, ihr etwas Schönes zu kaufen. Und ſie trat zu Markolf hin, und als ſie die Sachen betrachtete, wollte ſie ein Stück, das ihr beſonders gefiel, in die Hand nehmen. Markolf aber ſagte: »Königin, berühre die Sachen nicht mit den Handſchuhen, die ſchmutzig ſind, nimm ſie in die bloße Hand.« Und die Königin zog den Handſchuh ab, und da ſah Markolf das Loch in ihrer Hand, und nun war er ſicher, daß ſie die Gemahlin Salomos war, aber in dieſem Augenblicke erkannte auch ſie ihn unter der Judenhaut, und ſie warf ſich vor dem Könige nieder und bat ihn,

Digitized by Google

den Krämer auf der Stelle hinrichten zu laſſen: »und tuſt du das nicht ungeſäumt, ſo wird dir und mir viel Leides erwachſen.«

So wurde denn Markolf auf Befehl des Königs gegriffen und zur Richtſtätte geführt. Und der König ſagte zu ihm: »Wähle dir die Todesart, das Leben haſt du unter allen Umſtänden verwirkt.« Und Markolf ſagte: »Ich bitte, daß man mich henke, aber an einem neuen Galgen.« Und als ſie den Galgen aufſtellten, ſagte Markolf: »Tu du mit mir, wie es dir gebühren würde, denn auch ich bin von königlichem Geſchlechte, und Könige dürfen rechtens nur an einem vergoldeten Galgen gehenkt werden.« Und der König befahl, den Galgen zu vergolden. Und als er dann zu dem Galgen geführt wurde, bat er noch den König um ſeines Seelenheils willen, ihn dreimal in ſein Horn ſtoßen zu laſſen, und das Horn war klein, aber von lautem Schalle, und auch dieſe Bitte gewährte der König.

Und auf der erſten Sproſſe der Leiter blies er zum erſten Male, und ſiehe: lärmend brach die ſchwarze Schar aus dem Walde hervor. Da fragte ihn der König, was das bedeute, und er ſagte: »Die Teufel kommen meine Seele holen.« Die Königin aber ſagte haſtig: »Was Leides bereiteſt du dir da? Warum henkſt du ihn nicht raſcher?« Und auf der zweiten Sproſſe blies Markolf wieder, und da brach die rote Schar in ſchnellem Ritte hervor. Und auf die Frage des Königs, was das bedeute, ſagte Markolf: »Das hölliſche Feuer kommt mich verbrennen, weil ich ein arger Sünder bin.« Und bei dem dritten Hornſtoß auf der dritten Sproſſe ſprengte die weiße Schar mit verhängten Zügeln hervor, und Markolf antwortete auf des Königs Frage: »Gott hat ſich meiner erbarmt und ſeine Engel geſchickt, auf daß ſie mich den Teufeln beſtreiten.« Und das alles erklärte er dem Könige nur, damit die Ritterſcharen Zeit hätten, heranzukommen und ihn zu befreien.

Und die Scharen kamen und griffen den König und henkten ihn an den Galgen und löſten Markolf die Bande. Und Markolf packte die Königin und ſchnitt ihr Naſe und Lippen ab, und ſo brachte er ſie vor König Salomo, und dieſer erhob ihn zu hohen Ehren.

Digitized by Google

9.

SPÄTE RACHE.

ES WAR EINMAL EINE GROSSE HERRIN, UND ALS SIE, da ihr Gemahl ſtarb, Witwe geworden war, wurde ſie von vielen zur Ehe begehrt, und unter dieſen war einer, der war ſchön vor den andern, aber arm, anſonſten wacker im Herzen und wohlberufen im Waffenhandwerk. Und der ließ nicht nach mit ſeinem Werben, auf daß er ihren Sinn wende; denn im Herzen war ſie ihm hold, und nur ſeine Armut mißfiel ihr, und endlich ſagte ſie zu ihm: »Liebſter, ich, eine ſolche Herrin, wie ſollte ich dich nehmen, da du ſo arm und gering biſt? Nicht dein Weſen, ſondern deine Armut behagt mir nicht; hätteſt du Geld und Gülten, ſo nähme ich dich gern.«

Dies gehört, ſchied der Ritter, und er legte ſich hinter einen offenen Weg, wo die Kaufleute zu ziehen pflegten; und als ein Kaufmann mit reichem Gut vorbeikam, ſo erſchlug er ihn und nahm all ſeine Habe. Derart mit einem Male reich und aus einem kleinen Ritter ein großer Herr geworden, ging er wieder zu der Herrin, und er wies ihr ſeine Reichtümer und bat ſie, ihn mit ihrer Hand zu begnaden. Gar erſtaunt über die ſo plötzlich erworbenen Reichtümer, fragte ſie ihn, wie er ſo plötzlich dazu gekommen ſei, und wollte ihm keine Ruhe geben, bis er ihr die Wahrheit eröffnet hätte. Und die Liebe zu der Herrin, der er in nichts zuwider ſein wollte, war ſo mächtig in ihm, daß er die Wahrheit geſtand. Nun ſagte ſie, wenn er ſie haben wolle, ſo müſſe er dort hingehen, wo der Tote liege, und bei ihm eine Nacht wachend verbringen. Das tat er, und er wachte mit angeſtrengten Sinnen, und mitten in der ſtillen Nacht ſetzte ſich der Tote auf und betete, die Hände gen Himmel breitend, alſo zu dem Herrgott: »Herr, der du ein gerechter Richter biſt, du weißt, wie ungerecht ich getötet worden bin. So es dein Wille iſt, laß mir Gerechtigkeit werden!« Und von oben herab kam eine Stimme: »Heute über dreißig Jahre wirſt du gerächt werden.« Und der Tote ſank wieder zu Boden.

Und der Ritter kehrte zu der Herrin zurück und berichtete ihr, was er geſehen und gehört hatte. Die Herrin aber dachte, bis zu der vorbeſtimmten Zeit werde er der Buße ein Genüge tun, und ſo vermählte ſie ſich mit ihm. Und von Tag zu Tag nahmen ſie zu an Reichtum und weltlicher Ehre, und eine treffliche Nachkommenſchaft ward ihnen, und durch Vermählungen ver-

Digitized by Google

banden ſie ſich ihren edelſten Nachbarn. Und wie die Jahre ſo eines ums andere verſtrichen, forderte die Herrin zu often Malen ihren Gatten auf, Buße zu tun; er aber, durch die Ehren der Welt verblendet, ſchob es von Tag zu Tag auf, bis ſchließlich, indem ein Jahr nach dem andern vorüberging, das dreißigſte herangekommen war.

Und als der für die Rache vorbeſtimmte Tag bevorſtand, traf der Ritter in einem ſeiner Schlöſſer große Zurüſtungen und lud alle ſeine Freunde zu einem Mahle an jenem Tage, und als ſie alle zu dem Mahle zuſammengekommen waren, ſtellte er feſt, daß niemand da war, den er hätte zu fürchten brauchen. Und ſo ſaßen ſie alleſamt zu Tiſche nieder und verbrachten den Tag in Freuden. Da kam ein Spielmann ans Tor und heiſchte, wie üblich, Einlaß, und der Pförtner meldete es ſeinem Herrn, da er ſonſt niemand einzulaſſen wagte, und der ließ den Spielmann kommen. Und als der Spielmann nach einer Weile, um ſeine Kunſt zu zeigen, die Fiedel ſtimmte, ging einer hin und beſtrich ihm Scherzes halber die Fäden oder Haare des Bogens mit Speck oder einem andern Schmer, und als er dann mit dem Bogen über die Saiten ſtrich, gaben ſie, weil das Fett den Klang erſtickte, keinen Ton. Was hätte er tun ſollen? Nicht wenig beſchämt, packte er ſeine Fiedel ein und ſchied und ging ſeiner Wege.

Er war ſchon eine Weile dahingewandert, als er merkte, daß er einen ſeiner Handſchuhe verloren hatte, und ſo ging er zurück, woher er gekommen war. Und als er dort anlangte, war anſtatt des Schloſſes ebener Boden, und in der Mitte war ein Springquell, und neben dem Quell lag ſein Handſchuh, und das Schloß war mit Mann und Maus in der Erde verſunken.

Digitized by Google

10.

DAS FRÄULEIN VON ST. GILLES.

WIE IN EINER GESCHICHTE DER KÖNIGE VON FRANKreich zu leſen iſt, war einmal ein Graf in Piktenland oder Poitiers, und der hatte von ſeiner trefflichen, adeligen Gemahlin, die ſchon verſtorben war, einen Sohn und eine Tochter. Als er nun einmal die Schönheit ſeiner Tochter betrachtete, ſtiegen böſe Wünſche in ihm auf, und er ſetzte ihr hart zu mit Liebkoſungen und Drohungen; ſie aber, gefeſtigt in Keuſchheit und Reinheit, widerſtand, gleich als ein Mann, ſeiner Bosheit und ſchrie, da er auf ſeinem frevelhaften Vorſatz beharrte, weidlich.

Ihr Bruder weilte in Bologna, wohin er gezogen war, um der Wiſſenſchaft obzuliegen, und ſo rief ſie, da ſie ſonſt niemand hatte, dem ſie völlig hätte vertrauen können, ihre Amme und tat ihr das traurige Geheimnis kund. Ebenſo betroffen über die Bosheit des Vaters wie über die Standhaftigkeit des Mägdleins, riet ihr die Amme, dieſer Gelegenheit der Sünde zu entfliehen, und ſo gingen ſie des Nachts, nicht ohne Kleinode und Geld mitgenommen zu haben, auf und davon. Sie gelangten ſchließlich nach St. Gilles, und da ihnen ſchon das Geld zu mangeln begann, ſo gingen ſie zu der Gräfin von St. Gilles und baten ſie um des Lebens Notdurft. Ob der Schönheit und Unſchuld, die aus dem Antlitz des Fräuleins ſtrahlte, nahm ſie ſich ihrer, gleich als einer Tochter, an, und die Amme behielt ſie ihr zur Geſellſchaft, und das Fräulein ließ nicht ab, Gott und die heilige Jungfrau um Bewahrung ihrer Keuſchheit zu bitten.

Nun wurde bei dem Grafen von St. Gilles der Königsſohn von Arelat oder Burgund erzogen, und als der ihre adelige Ehrbarkeit ſah, verliebte er ſich von Herzen in ſie. Ihm aber wollte ſeine Mutter, die Königin von Arelat, die auf einem Schloſſe in der Nähe wohnte, die Tochter des Königs von Frankreich vermählen, da beſchied er ſie, nie werde er eine andere zur Gattin nehmen als Margarete, das Fräulein von St. Gilles. Es verſammelte ſich die geſamte Blutsfreundſchaft, aber all ihren Bitten gelang es nicht, ſeinen Sinn zu brechen, und ſo wurde ſchließlich das Fräulein entboten und ihm vermählt, und das war der Beginn einer tödlichen Feindſchaft der Königin von Arelat wider ihre Schnur.

Der Königsſohn ging ein zu ihr, und ſie empfing, und als der Tag ihrer Entbindung nahe war, mußte er als neuer König von Arelat in einen Strauß

Digitized by Google

ziehen, und das war ihm gar hart. In dem vollen Vertrauen, das er in die Gräfin von St. Gilles ſetzte, die ihn erzogen hatte, befahl er ihr ſeine ſchwangere Gattin innig und bat ſie, ihm ſofort nach der Geburt Nachricht zu geben und ihm alles, was ſich dabei verlaufen werde, anzuzeigen. Er ſchied, und ſeine Gattin genas eines wunderſchönen Knäbleins, ſofort fertigte der Graf von St. Gilles einen Eilboten ab, um dem Könige das freudige Ereignis zu künden. Der Bote aber, der ſich auf ſeinem Ritte, eines Lohnes begierig, bei der Königin verweilte, wurde von ihr grauſam getäuſcht, denn in einem falſchen Briefe ſchrieb ſie, als wäre ſie der Graf von St. Gilles, die Gattin des Königs habe einen Knaben mit einem Hundskopf geboren. Wie betrüblich auch dieſe Botſchaft war, liebte doch der König ſeine Gattin ſo mächtig, daß er ſchriftlich befahl, Mutter und Kind trefflich zu nähren und zu hüten. Auf dem Heimwege beſuchte der Bote wieder die alte Königin, wieder machte ſie ihn trunken, entwendete ihm das Schreiben und ſteckte an ſeiner Statt ein andres dieſes Inhalts in die Hülſe: Der König ſoundſo grüßt den Grafen ſoundſo. Da wir ſichere Kenntnis haben von der Niedrigkeit und Schlechtigkeit unſerer Gattin, befehlen wir dir bei der Strafe des Verluſtes unſerer Liebe, Mutter und Kind zu töten, auf daß ich nach meiner Rückkehr ein edles, ſchönes Fräulein in Ehren heimführen kann.

Als der Graf den Brief las, kamen ihm, dem harten Ritter, die Tränen, trotzdem aber eröffnete er der noch im Wochenbette liegenden Herrin den erhaltenen Auftrag und hieß ſie, aufzuſtehen und ſich in die Hände der Mörder zu geben. Sie erhob ſich, fiel auf die Knie und rief Gott an: »Herr, der du Keuſchheit und Wahrheit liebſt, bewahre mich vor jeglicher Sünde und vor dieſem Leid!« Und in der Nacht führten ſie die Henker ſamt ihrem Söhnlein hinaus in den Wald, um ſie zu töten. Als ſie aber den Knaben genommen und die Schwerter gezogen hatten und ihn abſchlachten wollten, begann er zu lächeln. Darob überkam ſie Mitleid, und ſie ſagten untereinander: »Bringen wir nur die Mutter um und ſchonen wir des Sohnes, ſo wird er durch Hunger zugrunde gehen, denn eine andere Säugamme können wir ihm nicht geben.« Beide aber zu töten, trugen ſie Scheu, und ſo ſagten ſie zu der Mutter: »Wollteſt du fliehen und in ferne Lande ziehen, wo man dich nicht kennt, ſo würden wir dir um des Knaben willen das Leben ſchenken.« Sie dankte ihnen und ſegnete ſie und ging mit dem Knaben.

Und ſie bettelte ſich durch die Fremde, bis ſie endlich nach Bologna gelangte, wohin einſt ihr Bruder um der Wiſſenſchaft willen gereiſt war, nun war er dort zum Biſchof verordnet worden, und ſie empfing von ihm, der tagtäglich für die Pilger ſorgte, Almoſen. Einem Geiſtlichen in ſeinem Gefolge fielen ihre Schönheit und des Knäbleins Lieblichkeit auf, und ſo bat er den Biſchof, das junge

Digitized by Google

Weib in dem Hauſe einer vornehmen Frau unterzubringen, damit ſie nicht, in der Welt umherſtreifend, andern zum Ärgernis werde. Dieſer Bitte ſchenkte der Biſchof Gehör und wies ihr reichlichen Unterhalt an.

Unterdeſſen war der König aus dem Felde heimgekehrt und forderte von dem Grafen von St. Gilles Gattin und Sohn. Verwundert wies dieſer den Brief vor, der den Tod beider befahl. Der Bote wurde gerufen und über ſeine Reiſe befragt, da wurde denn befunden, daß die Mutter des Königs den Brief gefälſcht hatte. Die Henker wurden gerufen, und alles weinte bitterlich, und der König fragte ſie um die Begräbnisſtätte der Gattin und des Sohnes, von denen er ſich nimmer trennen wollte. Die Henker führten ihn in den Wald, weil ſie aber nun die Wahrheit nicht mehr verhehlen konnten, geſtanden ſie, wie ſie des Knaben aus Mitleid geſchont hätten und der Mutter mit ihm. Da zog Freude ein in das Herz des Königs, und er ſchwor, ſein Reich nicht wieder zu betreten, bevor er ſichere Nachrichten von ihnen in Erfahrung gebracht haben werde, und nachdem er die königlichen Gewänder an die Armen verteilt und niedrige Kleidung angelegt hatte, machte er ſich auf den Weg. Almoſen heiſchend, forſchte er allenthalben nach ſeinen Lieben, indem er die Gattin nach deutlichen Zeichen beſchrieb. Von andern Bettlern gewann er Kenntnis, welchen Weg ſie genommen hatten, und ſo folgte er ihren Spuren, die ihn nach Bologna führten.

Eines Tages empfing auch er das Almoſen des Biſchofs, weil aber an ihm weder Siechtum noch ſonſt ein Zwang wahrzunehmen war, ſondern nur die Demut, womit er dieſes Almoſen empfing, rief ihn der Biſchof in ſein Gemach und befragte ihn nach der Urſache ſeines Wanderns. Da er nun der Reihe nach alles, was ſich zugetragen, erzählte, erriet der Biſchof, daß die Frau, für die er mildtätig ſorgte, ſeine Gattin war. Dem Könige ſagte er nichts davon, aber die junge Frau beſchied er ſamt der Herrin, bei der ſie weilte, zu ſich und befragte ſie um ihre Abkunft und ihre Verhältniſſe, ſo fand er, daß ſie ſeine Schweſter war und die Gattin des Königs von Burgund. Und ihn und ſie lud er für den nächſten Tag zu einem Mahle, bevor man aber zu Tiſche ging, ließ er Mutter und Sohn in königliche Gewänder kleiden, und als alles verſammelt war, führte er ſie ſamt ihrem Knaben dem Gemahle zu. Jubelnd fiel ihr der um den Hals, um ſie zu küſſen, und war nicht zu löſen aus der Umarmung der Gattin. Da rief der Biſchof weinend: »Liebſter, laß ſie auch mir ein wenig, ich bin doch ihr leiblicher Bruder, der Grafenſohn von Piktenland!«

Und er gab ſeiner Schweſter die Grafſchaft Piktenland, in der er ſeinem Vater gefolgt war, und entließ ſie alle drei in Freuden mit großem Geleite in ihr Reich.

Digitized by Google

11.

DER WAHRHAFTE KNECHT.

ES WAR EINMAL EIN EDLER, MÄCHTIGER, REICHER König, dem waren viel Fürſten, Grafen, Barone, Ritter und Mannen untertan und viele Völker verſchiedener Länder und Stämme und verſchiedener Sprachen, und er hatte Schätze von Silber und Gold und unermeßliche Reichtümer, dazu unzählige Herden von Rindern und Kleinvieh. Das wunderbarſte aber von ſeinem ganzen Beſitztum war ein Stier mit goldenem Gehörn, und den hütete ſamt viel andern Rindern ein Hirt, Maurus mit Namen, der die Wahrheit ſo ſehr liebte, daß er niemals log, und es war niemand da, der hätte ſagen können, Maurus habe je gelogen, deshalb hielt ihn der König gar lieb und wert. Auch hatte der König in einer Stadt einen Statthalter, einen nichtswürdigen Menſchen und ſo voller Bosheit, daß er nie froh war, außer wenn er den König gegen irgendeinen ſeines Geſindes aufgebracht hatte.

Als nun der König einmal mit dieſem Statthalter ſaß, ſprach er auch von Maurus und ſagte dabei: »Nie haſt du einen ſo wahrhaften, ſo treuen Mann geſehen wie Maurus, der meinen Stier mit den goldenen Hörnern hütet.« Da antwortete der Statthalter: »Du ſagſt, o König, dein Hirte Maurus ſei ſo wahrhaft, daß er nimmer lüge, aber wenn du eine deiner Städte einſetzen wollteſt, ſo möchte ich dagegen meinen Kopf wetten, daß ich deinen Maurus, den du gar ſo ſehr lobſt, dazu bringe, dir ins Geſicht zu lügen.« Und der König ging dieſe Wette ein, daß der Statthalter, wenn er es vermöge, Maurus vor ihm Lügen zu ſtrafen, dieunddie Stadt haben ſolle, gelinge es ihm aber nicht, dann habe er ſeinen Kopf verwirkt. Und der König beſtimmte einen Tag, für den er Maurus beſcheiden werde, und hieß den Statthalter, gleicherweiſe zur Stelle zu ſein, auf daß er ſein Haupt löſe.

Der Statthalter ging weg und nach Hauſe und begann bekümmert zu überlegen, daß er eine törichte Wette eingegangen wäre, wenn er verlöre, traurig und betrübt kam er heim, und als ihn ſeine Frau fragte, was er habe, erzählte er ihr alles, was ſich zugetragen hatte. Sie aber ſagte: »Sei nur heiter und guten Mutes, ich will dich völlig löſen und werde Maurus zu etwas verleiten, was er nicht um ſein Leben dem Könige einzugeſtehen wagen wird.« »Oh,« ſagte er, »brächteſt du dies zuwege, ſo wäre ich ſelig, dann behielte ich

Digitized by Google

nicht nur meinen Kopf, sondern ich und du wären auch reiche Leute, und darum tu rasch, was du gesagt hast.«

Und das Weib, dieser künftige Teufelsbraten, machte sich auf den Weg zu Maurus, und als der sie sah, verwunderte er sich, warum eine so große Dame zu ihm komme. Und sie traf ihn in einem Walde, wie er des Königs Vieh weidete und den Stier mit den goldenen Hörnern hütete, sie grüßte ihn freundlich und setzte sich nieder. Warum viel Worte machen? Sofort umfing sie ihn, küßte ihn, herzte ihn frechen Antlitzes, verstrickte ihn durch mancherlei Rede und verführte ihn durch die Schmeicheleien ihrer Lippen, um mit ihr die Lust zu büßen, folgte er ihr wie ein mutwilliges Lämmchen, wie ein Ochs, der zur Schlachtbank geführt wird, ohne eine Ahnung, daß er in Fesseln geschlagen werden sollte, bis ihm ein Pfeil die Leber durchbohren werde, wie der Vogel ins Netz flattert[1]. Und als sie ihn trunken gemacht hatte mit ihren Brüsten und er der ersehnten Umarmungen genossen hatte[2], sagte sie: »Wenn du mir nicht für den Genuß der Begattung die goldenen Hörner gibst, die der Stier deines Herrn trägt, so werde ich dich bei meinem Herrn anklagen, und er wird dir nachstellen, bis du getilgt bist aus dem Buche der Lebenden[3].« Durch diese Worte arg erschreckt, bot ihr Maurus viel andres an, versprach ihr alles Mögliche und gelobte ihr zu geben, was immer sie wolle, nur die Hörner des Stiers solle sie nicht verlangen. Sie aber wies alles zurück um der Hörner willen, bis Maurus, der den Statthalter mehr fürchtete als den König, seinen Knüttel packte, dem Stier die Hörner abschlug und sie der Elenden übergab. Sie kehrte heim und zeigte die Hörner ihrem Gatten und behauptete, Maurus werde auf die Frage des Königs nach dem Verbleib der Hörner die Wahrheit nicht eingestehen. Heiter und als wäre er aus einem schweren Schlafe erwacht[4], beging der Statthalter diesen Tag in festlicher Freude, und den von dem Könige bestimmten erwartete er nun getrost.

Als aber jener Tag nahte, ließ der König alle seine Fürsten, Ritter und Mannen kommen, auf daß sie der Entscheidung anwohnten und gleichermaßen vernähmen, wer von ihnen beiden, er oder sein Statthalter, als Sieger hervorgehe. Und sie kamen allesamt und saßen in der Königshalle nach ihrem Range nieder, und auch der Statthalter war da, froh und vergnügt und durchaus der Überzeugung, er werde seinen Kopf behalten und die Stadt gewinnen. Und auf Befehl des Königs liefen die Läufer, einer schneller als der andre, um Maurus vor den König und dessen Fürsten zu bescheiden, auf daß er Rechenschaft ablege über seine Wirtschaft[5]. Als sie hinkamen und den Befehl des Königs ausrichteten,

[1] *Sprüche 7, 13 und 21 – 23.* [2] *Sprüche 7, 18.* [3] *Psalm 68, 29.* [4] *Genesis 45, 26.* [5] *Lukas 16, 2.*

Digitized by Google

machte sich Maurus, das Herz voller Furcht, unverzüglich auf, um vor das Antlitz des Königs zu treten. Aber noch auf dem Wege fing er nachzudenken an und sich zu erinnern, wie töricht er getan habe und wohin er nun gehe und daß es jetzt gelte, vor dem Könige und seinen Fürsten Rechenschaft abzulegen über die Herde, die er so lang gehütet, und sonderlich über den Stier, dessen goldene Hörner er weggegeben hatte, und da blieb er stehen und sagte bei sich selber: »Ich will nicht weitergehen, als bis ich versucht und gefunden habe, was und wie ich dem Könige ungefährdet antworten kann.« Und er stieß seinen Stock in die Erde, daß er feststand, nahm seinen Hut vom Kopfe und setzte ihn dem Stocke auf und sagte: »Du bist jetzt der König.« Dann ging er auf die Weite eines Steinwurfs zurück, schritt wieder vor bis zu dem Stock am Wege, den er an des Königs Statt gesetzt hatte, beugte seine Knie und huldigte ihm: »Sei gegrüßt, o König! Sei gegrüßt, o König!« Und für den Stock antwortend, sagte er zu sich: »Sei gegrüßt, Maurus, du guter, treuer, kluger Knecht! Wie geht es meinen Rindern?« — »Sehr gut!« — Und wie meinem Stiere mit den goldenen Hörnern?« — »Nicht so, wie ich es wollte oder wie es mir taugte.« — »Wieso denn?« — »Vor etlichen Tagen hat er sich von der Herde entfernt, und da ist ein Rudel Wölfe gekommen, und die haben ihn erwürgt und gefressen.« Und wieder antwortete er für den Stock: »Schlecht hast du meinen Stier gehütet, aber gib mir seine Hörner, die haben ja die Wölfe nicht gefressen.« Da bedachte Maurus bei sich: »Sage ich, die Wölfe hätten ihn gefressen, so wird er die Hörner verlangen, da würde ich mich also um den Kopf reden.« Und so ging er wieder einen Steinwurf weit zurück, ging wieder vor zu dem Stocke und huldigte ihm grüßend gleich als dem Könige, und nun gebrauchte er keinerlei lügenhafte Ausflüchte mehr, sondern bekannte vor dem Stocke, gleich als stünde er vor dem Könige, alles, was er getan, und wie er die goldenen Hörner der Gattin des verruchten Statthalters als Schandlohn gegeben hatte, und er fuhr fort: »Besser ist es, ich sage vor dem Könige die Wahrheit, als daß ich eine Lüge ersänne und, auf ihr ertappt, ein schmähliches Ende nähme. So will ich denn die Wahrheit reden und nicht lügen, meine Kehle wird nach Wahrheit trachten[1], und aus meinem Schlunde soll nicht Torheit schreien[2].« Und er nahm den Hut, setzte sich ihn aufs Haupt, ergriff den Stock und ging weiter.

Und als er vor dem Könige stand, rief er: »Sei gegrüßt, o König! Sei gegrüßt, o König!« Und der König blickte ihn an und sagte: »Bist du nicht mein wahrhafter, aufrichtiger Knecht Maurus, gut, klug und treu, ein wahres Kind Israels, an dem kein Falsch ist[3]?« — »Der bin ich, Herr und König.« — »Wie

[1] *Sprüche 8, 7.* [2] *Hiob 6, 30.* [3] *Johannes 1, 47.*

Digitized by Google

geht es denn meinen Rindern und meinen Schafen?« — »Gut, Herr und König, alles ist wohl.« — »Und wie geht es denn meinem einzigen Tiere, meinem Stier mit den goldenen Hörnern?« — »Viel anders, Herr, als dir lieb wäre oder mir Elendem frommte oder als ich zu gestehen wagte, trotzdem will ich die Wahrheit sagen und nicht lügen, und wenn schon nicht in meinem Handeln, so wird doch wenigstens in meiner Rede kein Tadel sein. Vernimm also die Wahrheit und vergib die Missetat.« Und er wies mit dem Finger auf jenen Statthalter und sagte: »Herr, vor ein paar Tagen ist die Gattin dieses Statthalters zu mir gekommen, hat mich mit Trügerei verführt, und ich tat ihr ihren Willen, dann schreckte sie mich mit der Drohung, sie werde mich bei ihrem Herrn anklagen, wenn ich ihr nicht die goldenen Hörner gäbe. Und in der Furcht, Herr, vor der Bosheit des schändlichen Statthalters, gab ich ihr die goldenen Hörner deines Stiers. Und ich weiß, daß ich den Tod verdiene, aber ich beschwöre dich, o Herr, sei gnädig und vergib mir meine Missetat nach der Menge deiner Barmherzigkeit[1]!«

Wozu noch viel Worte? Maurus hatte nicht gelogen, und so maß ihm der König keine Schuld bei, weil kein Falsch erfunden worden war in seinem Munde[2]. Der Statthalter wurde am Haupte gestraft, Maurus aber wurde zur Stunde und fortan und bis in alle Ewigkeit groß und berühmt in dem Hause des Königs.

[1] *Psalm 105, 45.* [2] *Petrus 2, 12.*

Digitized by Google

12.

DER LOHN FÜR DAS BEGRÄBNIS.

ES WAR EINMAL IN DER TARVISER MARK EIN REICHER, wohledler Ritter, Herr Dianeſe mit Namen, und der vertat nach und nach alles, was er hatte, für Geſchenke und Pferde und Waffen, und als alles verſchwendet war, wußte er nicht, was tun, und in dieſer Zeit kam in das Land die Kunde, der König von Cornwall laſſe in der ganzen Welt ausrufen, jeglicher Ritter, wer immer wolle, ſei geladen, an ſeinen Hof zu einer Tjoſt zu kommen, und der, der in der Tjoſt obſiege, ſolle ſeine Tochter zur Gattin und ſein halbes Reich erhalten. Als Herr Dianeſe dieſe Kunde vernahm, kam ihm der Wunſch, hinzureiten, und alsbald verſammelte er ſeine Freunde und die Verwandten und bat ſie um Hilfe und Unterſtützung: er wolle zu dem Turnier von Cornwall, weil ihm der Mut danach ſtehe, Sieger zu werden. Und von den vielen, die zu der Beratung gekommen waren, rieten die einen zu, die andern ab, zum Schlusse aber überwog der Rat, er ſolle hinziehen, und ſie gewährten ihm Unterſtützung an Waffen und Pferden und Geld und rüſteten ihn mit allem aus, was er brauchte, und ſtellten ihm ein gutes Geleite. Und ſo trat der Ritter die Reiſe gar wohlverſehen an.

Zwei Wochen ritt er, ohne daß ihm ein nennenswertes Abenteuer zugeſtoßen wäre, und wie er ſo die große Straße dahinzog, ſah er, etwa eine halbe Meile vor einem Burgflecken, eine Schar von Leuten zu Fuß und zu Roſſe, und die verließen die Straße und ſchlugen einen ſchmalen Pfad ein, da fragte er einen und ſagte: »Warum tun das die Leute, daß ſie den guten Weg laſſen und den ſchlechten einſchlagen?« Und der Mann antwortete und ſagte: »Herr, das wißt Ihr nicht?« — »Wahrhaftig, nein«, ſagte der Ritter. Und der andere ſagte: »Herr, ich will es Euch ſagen. Wer die gerade Straße verfolgen würde, geriete in einen großen Geſtank, und der rührt von einem edeln Ritter her, der vor einer Kirche tot auf der Bahre liegt, und wer dort ginge, der ſtürbe von dem Geſtank, darum verlaſſen wir die Straße, um dieſen Geſtank zu vermeiden, und aus dieſem Grunde geht auch ſonſt niemand dort.« Und Herr Dianeſe ſagte: »So dir Gott helfe, ſag mir, warum wird denn der Ritter, der doch tot iſt, nicht begraben?« Und der andere ſagte: »Herr, der Grund iſt dieſer: In dieſem Lande iſt es Brauch, daß ein Menſch, der in Schulden ſtirbt, nicht beſtattet wird,

Digitized by Google

ehe alle ſeine Gläubiger bezahlt ſind. Und dieſer edle Ritter, der arm an Gut war, hatte große Schulden, und von ſeinem Gut iſt nichts übrig geblieben, wovon ſie getilgt werden könnten, und niemand iſt da, weder Verwandter noch Freund, der für ihn zahlen würde, darum kann er nicht begraben werden.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Wenn da einer wäre, der für ihn bezahlen wollte, würde er dann begraben werden?« Und jener antwortete: »Gewiß, Herr, ja, auf der Stelle.«

Herr Dianeſe ritt in den Flecken ein, und alsbald ließ er allenthalben ausrufen: »Wer von dem Herrn Gigliotto, der zur Kirche getragen, aber aus Urſach ſeiner Schulden noch nicht beſtattet worden iſt, etwas zu fordern hat, ſoll zu Herrn Dianeſe in dieunddie Herberge kommen, und er ſoll wiſſen, daß Herr Dianeſe, weil es ſein Wille iſt, daß der Edelmann begraben werde, jedermann bezahlen wird.« Dies hörten Herrn Gigliottos Gläubiger nicht ſo bald, als ſie ſich auch ſchon in jener Herberge einfanden, und Herr Dianeſe, den das Mitleid zu der Ritterlichkeit trieb, alle Schulden des Herrn Gigliotto zu tilgen, auf daß dem ein ehrliches Begräbnis werde, begann auf der Stelle zu zahlen, und er gab all ſein Geld aus und verkaufte alle ſeine Pferde ſamt allem Rüſtzeug bis auf ein Pferd, das er behielt, und als jedermann befriedigt war, lud er alle Bewohner des Fleckens und Prieſter und Mönche mit ihren Meßhelfern, und ſie gingen zu der Kirche, und er ließ den Edelmann mit großen Ehren begraben. Und als das getan war, nahm er Abſchied von den Leuten in dem Flecken.

Und als er etwa zwei Meilen geritten war, und er allein war zu Pferde, und alle ſeine Geſellen und die Knechte gingen zu Fuß, holte ihn ein Mann ein, dem Ausſehen nach ein Kaufmann, der gar ehrlich einherzog mit zwei Roſſen und einem ſchönen Saumtier und viel prächtigem Gerät, und der grüßte ihn. Herr Dianeſe gab den Gruß gar höflich zurück, und der Kaufmann fragte ihn nach ſeinen Geſchäften und was ihm begegnet ſei und um den Zweck ſeiner Reiſe. Und nachdem er alles erfahren hatte, ſagte er: »Bei dieſem Euern Zuge möchte ich Euer Geſell ſein, ſo daß alles, was Ihr gewinnt oder ich, geteilt werde, Ihr ſeid ein wackerer Ritter, und ich habe viel Geld, und ich werde Euch mit Geld verſehen und mit Roſſen und Waffen und weſſen Ihr ſonſt noch bedürft.« Herr Dianeſe dachte in ſeinem Herzen: »Das iſt, was ich brauche«, und er ſagte: »Gern will ich, daß es ſo ſei, wie Ihr ſagt.« Und in der nächſten Stadt angekommen, kauften ſie Roſſe und Waffen und alles, was ſie benötigten, und rüſteten ſich trefflich aus, und dann ritten ſie weiter, bis ſie in die Stadt des Königs kamen, und dort ſtiegen ſie in der vornehmſten Herberge ab. Alsbald luden ſie alle guten Leute des Landes zum Mahle und bewirteten ſie köſtlich,

Digitized by Google

und das taten sie oft, so daß alle in der Stadt sagten: »Das sind die adeligsten Ritter, die gekommen sind.«

Es kam der Tag des Turniers. Alles wappnete sich, und die Ritter zogen allesamt hinaus auf den weiten Wiesengrund, wo das Turnier vor sich gehen sollte. Und der König kam hin und die Königin und die Tochter und alle Barone des Reiches, und als alles versammelt war, befahl der König, mit dem Turnier und der Tjost zu beginnen, nicht ohne nochmalige Verkündigung, der Siegespreis sei die Hand seiner Tochter und sein halbes Reich. Und die Barone und Ritter stellten sich tapfer zu der Tjost, und viel tapfere und weidliche Männer waren da, und preisliche Taten gab es wie noch nie bei einem Turnier, und der Kampf währte lange. Und zum Schlusse war Herr Dianese der Sieger des ganzen Turniers, und als das der König und die Königin sahen, waren sie gar froh, und alles rief: »Herr Dianese ist Sieger!« Und der König entbot ihn zu sich und gab ihm seine Tochter und mit ihr sein halbes Reich, und alles war eitel Jubel mit Festlichkeiten und Lust.

Dann blieben sie schier noch einen Monat in dem Reiche, und als sie geblieben waren, solange es ihnen gefiel, sagte der Kaufmann zu Herrn Dianese: »Was wollt Ihr tun? Scheint es Euch nicht an der Zeit, in Euere Heimat zurückzukehren? Gott hat Euch viel Gutes und Ehren gegeben, so daß Ihr ihm vielen Dank schuldet.« Und Herr Dianese antwortete: »Das ist durchaus wahr, und dankbar preise ich Herrn Jesum Christum und seine Mutter und will mich ihnen, sowie auch Euch, der Ihr mir in dieser Sache so sehr und mehr als ein Mensch geholfen habt, erkenntlich erweisen. Und wisset, daß es mein Wunsch ist, in mein Land heimzukehren, aber das dürfen wir ohne Einwilligung des Königs nicht tun.« Und der Kaufmann sagte: »Ihr sprecht die Wahrheit, und darum laßt uns zu dem Könige gehen, und Ihr werdet es ihm gut und klug sagen, und der König, der ein weiser Herr ist, wird Euerm Wunsche zustimmen.« Dergestalt einig geworden, gingen sie zu dem Könige, und Herr Dianese sagte: »Herr König, Ihr wißt, daß ich Euer bin mit Leib und Gut und daß ich nichts tun darf ohne Euern Rat und Willen, und darum habe ich gedacht, daß ich, wenn es Euch beliebte, gerne heimziehen würde, um die Verwandten und die Freunde wiederzusehen und sie mit der Ehre zu erfreuen, die Ihr mir erzeigt habt.« Und der König antwortete Herrn Dianese und sagte: »Ich habe Euch so lieb, wie ich nur kann, und bin mit Euch wohl zufrieden und weiß Euch lieber in der Nähe als in der Ferne, da es aber Euer Wille ist, zu ziehen und die Freunde und die Verwandten heimzusuchen, so ist es auch mir recht, und Ihr möget ziehen, wann es Euch beliebt.« Und Herr Dianese dankte dem Könige für seine Worte und sagte: »So werden wir denn in Gottes Namen heute über acht Tage

Digitized by Google

aufbrechen.« Und der König ſagte, daß er einverſtanden ſei, und auf der Stelle ließ er Pferde und alle Ausrüſtung vorbereiten, die es brauchte, damit Eidam und Tochter recht in Ehren reiſen könnten. Und die acht Tage gingen vorüber, und der Reiſetag kam, und alle Zurüſtungen waren beendet, und Herr Dianeſe befahl das Reich dem Könige, und er ſtieg zu Pferde, und mit ihm ſeine Gemahlin und der Kaufmann und die vielen Ritter ſeines Gefolges und viele Kammerfrauen, und an den Zug ſchloſſen ſich die Saumtiere, und es war alles, wie es ſich für einen großen Herrn ſchickte. Und der König und viele Barone und Ritter geleiteten ſie zu großem Troſt und großer Fröhlichkeit einige Meilen über die Landesgrenze, und dann nahm der König mit ſeinen Leuten Abſchied von Herrn Dianeſe, und Herr Dianeſe von ihm und ihnen, und der König kehrte in ſein Land zurück, und Herr Dianeſe zog ſeine Straße.

Als Herr Dianeſe mit den Seinen viele Tage lang mit großer Beſchwerlichkeit geritten und nur noch eine Tagereiſe von ſeiner Heimat entfernt war, kamen ſie zu einer Stelle, wo ſich die Straße teilte. Da ſagte der Kaufmann zu Herrn Dianeſe: »Reitet langſam voran und laßt alle Leute halten.« Herr Dianeſe, der ihn herzlich liebte und ihm voll vertraute, ließ alsbald ſagen, daß niemand weiterreiten, ſondern alle haltmachen ſollten. Nun ſagte der Kaufmann: »Wißt Ihr, warum ich Euch bat, zu halten?« — »Nein.« — »So will ich es Euch ſagen. Ich will, daß Ihr das Verſprechen und die Verträge erfüllet, die zwiſchen Euch und mir ſind.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Was für Verträge haben wir miteinander?« Und der Kaufmann ſagte: »Ihr wiſſet, daß wir uns, als wir zu dem Turnier zogen, zuſammengetan und daß wir geſagt haben, wir wollten alles, was wir gewinnen würden, teilen.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Ich erinnere mich wohl, und wohl iſt das die Wahrheit, aber warum ſagt Ihr das? Wollt Ihr nichts von dem, was wir gewonnen haben?« Und der Kaufmann ſagte: »Jawohl, und ich will die Hälfte von allem.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Ach, warum kommt Ihr nicht mit mir? Stets werde ich Euch in meinem Hauſe ehrlich halten, und Ihr werdet Euch um nichts zu ſorgen haben und werdet ebenſo trefflich und in Ehren leben wie ich.« Und der Kaufmann ſagte: »Wiſſet, daß auch ich in mein Haus heimkehren will, und darum will ich die Hälfte von allem, was wir gewonnen haben.« Herrn Dianeſe war das gar nicht lieb, trotzdem aber wollte er ſeinem Verſprechen und ſeiner Treue keinen Abbruch geſchehen laſſen: hätte er es doch leicht gehabt, zu ſagen: »Geh deines Weges, ich verſtehe nicht, was du ſagſt«, aber ſo wollte er nicht tun, ſondern antwortete gar klug und ſagte: »Nehmt Euch einen Teil, wie Ihr wollt, und ich werde es zufrieden ſein.« Aber der Kaufmann ſagte: »Ich werde teilen, und Ihr werdet wählen.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Tut nach Euerm Sinne.« Und der

Digitized by Google

Kaufmann teilte und ſagte: »Die Frau mit dem Zelter unter ihr ſei der eine Teil, und die Ritter und alle Saumtiere der andere, nun nehmt, welchen Ihr wollt.« Da ward Herr Dianeſe arg erboſt, und er ſagte in ſeinem Herzen: »Gar verſchieden ſind die Teile, die er gemacht hat, aber ich denke, mir bleibt nichts übrig, als die Frau zu nehmen.« Und er nahm ſeine Frau und ließ dem Kaufmann alles andere. Und damit nahmen ſie Abſchied voneinander, und der eine ſchlug dieſe Straße, der andere jene ein. Und Herr Dianeſe war gar traurig und erzürnt.

Der Kaufmann aber ſchlug, nachdem er mit all ſeinen Leuten eine kurze Strecke geritten war, einen Querweg ein, der zu der andern Straße führte, und er ritt gar eilig, um Herrn Dianeſe zu überholen. Und er gelangte auf die Straße und zog Herrn Dianeſe entgegen. Und der war, als er ihn ſah, gar verwundert, und er fragte ihn: »Warum kommt Ihr zurück?« Und der Kaufmann ſagte: »Langſam, Herr Dianeſe, haltet ein wenig.« Und er fuhr fort: »Es iſt wahr, wir haben geteilt, und Ihr habt mir das Verſprechen, das Ihr mir gegeben habt, als treuer, wackerer Ritter gehalten, und ſo bin ich rechtens Herr dieſer Leute und kann mit ihnen machen, was ich will, und darum gebe ich ſie Euch wieder und bin es zufrieden, daß ſie Euer und zu Euern Diensten ſeien ſamt all dem Schönen und Guten, das Euch Gott ſchenken möge, Euch und Euerer Gattin. Und ich will Euch ſagen, wer ich bin, auf daß Ihr, ſo wie Ihr bisher ehrlich gedient und Ritterlichkeit und Treue geübt habt, dies auch fortan gern tuet, damit Euch alles Gute werde wie jedem, der dermaßen handelt. Ich bin der Edelmann, den Ihr bei der Kirche ehrlich habt begraben laſſen und für den Ihr ſo viel von Eurem Gut weggegeben habt. Und die ritterliche Wohltat, die Ihr mir erzeigt habt, hat Gott ſo wohl gefallen, daß es ſein Wille war, ich ſolle Euch dieſe Ehre und dieſes Gute tun.« Und Herr Dianeſe ſagte: »Wenn die Toten Dienſte alſo lohnen, was ſollen die Lebenden tun?« Und jener Edelmann ſagte weiter: »Wiſſet, Herr Dianeſe, und alle Leute mögen es wiſſen, daß nie ein Dienſt verloren geht oder verloren gehen wird.« Und dies geſagt, entſchwand er ins Paradies. Und Herr Dianeſe kam mit ſeiner Frau in hohen Ehren zu Hauſe an. Und all ihr Leben verfloß in Wohlſtand und Freuden.

Digitized by Google

13.

DIE TEILUNG DES LOHNS.

ES WAR EINMAL EIN KÖNIG, DER HATTE ZWEI SÖHNE: dem ältern vermachte er das Reich und gab es ihm noch zu seinen Lebzeiten, den jüngern schickte er in die Schule, auf daß er sich Wissen erwerbe, da er ihm kein Gut hinterließ. Der ältere Bruder lebte mit seinem Vater sorgenlos daheim, der jüngere aber in der Schule wandte das Geld, das er dazu bekam, übel an. Da besuchte den König ein Freund, und der kam bei der Schule vorbei, und er sah, wie der Knabe seine Zeit nicht auf die Wissenschaft und das Lernen verwandte, sondern zu schlechten Dingen, das erzählte er dem Könige. Und der König entbot den Knaben zu sich und fragte ihn, warum er nicht lernen wolle, und der Knabe sagte, das zieme ihm nicht, weil er ein Königssohn sei, darauf sagte der König zu ihm: »Da du siehst, daß dein Bruder in Freuden bei mir weilt, so möchtest du sein Leben führen, aber wisse wohl: das wirst du nicht, denn nach meinem Tode wird dein Bruder, dem ich das Reich gegeben habe, zu leben haben, dich aber habe ich in die Schule geschickt, auf daß du dich nach meinem Tode selber fortbringen könnest.« Da jedoch der König sah, daß es nicht sein Wunsch war, die Schule zu nutzen, sondern mit seinem Bruder im väterlichen Hause zu sein und nicht zu arbeiten, ließ er ihn an dem Tische seiner Knechte essen. Da ging der Knabe und bat seine Freunde, sie möchten seinen Vater für ihn bitten, daß er wieder in die Schule gehen dürfe, und sie taten es, und der König gewährte ihm die Bitte, gab ihm aber nicht mehr so viel Geld wie früher. Er nahm ihn eines Tages mit in eine Kammer, wo mancherlei Truhen mit seinem Gelde waren, und gab ihm die Schlüssel all dieser Truhen und sagte: »Öffne die Truhe, die du willst, und was darin ist, gehört dir.« Und er öffnete eine, und in ihr waren zwanzig Gulden, und der König sagte: »Wahrhaftig, mehr sollst du von mir nicht bekommen.« Und da er, als er von ungefähr zu Boden blickte, einen Pfennig liegen sah, gab er ihm auch den und sagte: »Nimm auch noch diesen Pfennig, so hast du zwanzig Gulden und einen Pfennig.«

Der Knabe nahm das Geld und machte sich auf zu der Schule, und auf dem Wege traf er einen Mann mit einem Korbe auf dem Rücken, und er fragte ihn, was er in dem Korbe habe. Der Mann sagte: »Einen wunderbaren

Digitized by Google

Fiſch, der hat einen goldenen Kopf, einen ſilbernen Leib und einen grünen Schwanz.« Der Knabe ließ ſich den Fiſch zeigen und fragte den Mann, ob er ihn verkaufen wolle, der Mann ſagte: »Ja.« — »Was ſoll er koſten?« — »Zwanzig Gulden.« Und der Knabe gab ihm das Geld, und ſo hatte er nur noch einen Pfennig. Und während der Verkäufer das Geld zählte, legte der Knabe den Fiſch wieder in den Korb. Als das aber der Verkäufer ſah, ſagte er: »Ich habe dir den Fiſch verkauft, nicht aber den Korb, willſt du auch den Korb, ſo mußt du mir noch einen Pfennig geben, denn das iſt er wert.« Der Knabe, der ſah, daß er den Fiſch ohne Behälter nicht würde tragen können, gab ihm den Pfennig, und ſo hatte er all das Geld vertan, das ihm ſein Vater für die Schule gegeben hatte. Und er nahm den Korb mit dem Fiſche auf den Rücken und ging weiter.

Nach einer Weile ſah er etwas abſeits vom Wege ein ſchönes Schloß, und er fragte einen Mann, der ihm begegnete, wer dort wohne, die Antwort war: »Ein großer, edler Herr, denn da iſt niemand, der ihm irgendeinen Dienſt täte, und wäre der noch ſo klein, den er ihm nicht reichlich vergelten würde.« Der Knabe ging hin zu dem Schloſſe und ging zu dem Pförtner und ſagte ihm, er wolle mit dem Herrn ſprechen. Der Pförtner fragte, was er von dem Herrn wolle, und der Knabe ſagte, er bringe ihm ein Geſchenk. Und der Pförtner ſagte: »An dieſem Hofe iſt es Brauch, daß ich die Geſchenke ſehen muß, ehe ſie vor den Herrn kommen«, und der Knabe zeigte ihm den Fiſch. Nun ſagte der Pförtner: »Der Kopf iſt mein, denn das iſt Brauch, daß ich, wenn einer ein Wild oder einen Fiſch als Geſchenk bringt, für meinen Teil den Kopf erhalte.« Der Knabe meinte, das Geſchenk würde, wenn der Kopf fehlte, ſchlechter und minder ſchön ſein, und ſo ſagte er zu dem Pförtner: »Ich bitte dich, laß mich hinein, und du ſollſt die Hälfte meines Lohnes haben.« Damit war der Pförtner zufrieden. Und der Knabe ging hinein, und er kam zu dem Türhüter der Halle, und der beanſpruchte das Mittelſtück des Fiſches, weil es ſo Brauch an dieſem Hofe ſei, und der Knabe ſagte: »Wäreſt du ſo gütig wie der Pförtner, dem ich die Hälfte meines Lohnes verheißen habe, ſo würde ich dir die Hälfte der andern Hälfte geben«, und ſo ließ ihn der Türhüter eintreten. Dann kam der Knabe zu dem Kämmerling, und der verlangte den Schwanz und ſagte: »Das iſt Brauch an dieſem Hofe, daß ich den Schwanz bekomme.« Und der Knabe ſagte: »Dem Pförtner habe ich die Hälfte meines Lohnes verſprochen und dem Türhüter die Hälfte des Reſtes, und nun bitte ich dich, laß mich hinein, und ich will dir geben, was für mich geblieben wäre.« Der Kämmerling gewährte es und ließ ihn eintreten, ebenſo wie ſeine Geſellen in der Hoffnung, etwas Großes zu erhalten.

Der Knabe kam vor den Herrn und gab ihm ſein Geſchenk, und der Herr nahm es gern und ſagte: »Das iſt eine gar ſchöne Gabe, heiſche dafür etwas

Digitized by Google

Gutes, das ich dir geben kann, und heiſcheſt du weiſe, ſo werde ich dir dazu noch meine Tochter zur Gattin und mein Königreich geben.« Dies hörten auch die Diener, und etliche rieten ihm, um ein Schloß zu bitten, andre um Gold oder Silber, und wieder welche um köſtliche Kleinode. Der Knabe aber, der alles gehört hatte, ſagte zu dem Herrn: »Herr, dieſe Leute raten mir, ein Schloß, Gold und Silber zu verlangen, aber ich ſage Euch, ich will nichts von all dieſem, denn was immer Ihr mir gäbet, ſo müßte ich dem Pförtner die Halbſcheid und dem Türhüter die Halbſcheid von dem übrigen geben, und der Kämmerer hätte den Reſt zu bekommen. Darum bitte ich Euch, Herr, gewährt mir zwölf Maulſchellen, und davon ſoll der Pförtner ſechs, der Türhüter drei und der Kämmerer drei haben.« Und der Herr, der erkannte, wie klug und weiſe er geheiſcht hatte, gab ihm ſein Königreich mit ſeiner Tochter.

Digitized by Google

14.

DIE WETTE UM DIE AUGEN.

ES WAR EINMAL EIN REICHER, ABER UNGERECHTER Mann, und der hatte einen Knecht, der war treu und gerecht. Und es geſchah einmal, daß der Knecht vor dem Herrn ſagte, die Gerechtigkeit habe noch in dieſer Welt den Vorzug vor der Ungerechtigkeit, und der Herr ſagte: »Das iſt nicht wahr, denn der Menſch gedeiht beſſer durch die Ungerechtigkeit als durch die Gerechtigkeit.« Und als ſie ſo eine Weile geſtritten hatten, kamen ſie überein, daß der Knecht, wenn er ſeinen Satz bewähre, ſo daß er obſiege, von dem Herrn zweihundert Gulden erhalten ſolle, daß aber der Herr, wenn er das Gegenteil bewähre, dem Knechte beide Augen ausreißen dürfe.

Und ſie gingen miteinander, um darüber ein Urteil zu erlangen. Zuerſt kamen ſie zu einem großen Kaufherrn, und ſie befragten ihn, der antwortete, die Ungerechtigkeit ſei beſſer, »denn,« ſagte er, »wenn ich alles recht kaufte und recht verkaufte, ſo würde ich verarmen.« Da ſagte der Herr zu dem Knechte: »Sieh, jetzt hätteſt du die Augen verloren, aber noch ſchone ich deiner, wir wollen noch andere befragen.« Alſo gingen ſie zu den Richtern, und deren Beſcheid lautete ebenſo gegen die Gerechtigkeit, und dann gingen ſie zu einem Biſchof, und auch der gab ſeinen Spruch für die Ungerechtigkeit ab, und ſchließlich gingen ſie zu dem Könige, und der antwortete gleichermaßen. Und nun durchbohrte der Herr dem Knecht beide Augen mit einem ſpitzigen Meſſer, aber nach Gottes Ratſchluß blieb die Sehkraft der Augäpfel unverſehrt.

Wie nun der arme Blinde ohne eine andere Stütze als einen Stock außerhalb der Stadt umherirrte, gelangte er zu einem Baume, und unter dem legte er ſich gar traurig zur Ruhe. Um Mitternacht aber kam eine Schar von Teufeln, und ſie ſaßen auf dem Baume auf und hielten Kapitel, und jeder erzählte, was er in der Welt Böſes getan hatte. Und einer ſagte: »Ich habe es bewirkt, daß die Ungerechtigkeit den Vorzug vor der Gerechtigkeit erhalten hat«, und er erzählte die ganze Geſchichte von dem ungerechten Herrn und dem gerechten Knecht. Und der Oberſte der Teufel reichte ihm eine Krone und ließ ihn an ſeiner Seite auf dem Throne ſitzen. Aber neidiſch ſagte ein anderer Teufel: »Wahrhaftig, um eines geringen Verdienſtes willen wird dieſer ſo geehrt. Unter dieſem Baume, das weiß ich, wächſt ein Kräutlein, das würde, wenn es der

Digitized by Google

Blinde ſeinen Augen auflegte, alles Blut herausziehen und die Wunden heilen, und er würde wieder ſehen.« Und damit fuhren die Teufel von hinnen.

Der Blinde, der alles gehört hatte, rief den Herrgott an, und dann begann er die Kräutlein, die unter dem Baume wuchſen, eines nach dem andern zu pflücken und den Augen aufzulegen, und durch Gottes Willen fand er das richtige, und das machte ihn, als er es auflegte, wieder heil.

Nun hatte der König eine Tochter, der die Augen ſo mit Blut unterlaufen waren, daß ſie ſchier erblindete, und niemand vermochte ihr zu helfen. Und der Knecht ging zu dem Könige und verſprach ſie zu heilen, und der König verſprach, er werde ſie ihm, wenn er ſie heile, zur Frau geben. Und er heilte ſie mit jenem Kräutlein vollkommen, und er erhielt ſie zur Frau und wurde von dem König reich mit Gold und Gut begabt und erhöht.

Endlich erfuhr davon auch ſein ehemaliger Herr, und der ging zu ihm und befragte ihn, wie er geheilt worden ſei, und er erzählte ihm, daß unter jenem Baum ein Kräutlein mit derundder Kraft wachſe, aber zeigen tat er es ihm nicht. Und aus Habſucht, um durch das Kräutlein noch reicher zu werden, ging der Herr dorthin und begann ein Kräutlein nach dem andern zu pflücken und zu verſuchen. Und es geſchah, daß die Teufel wie das andere Mal kamen, und ſie ſagten: »Laßt uns nachſehen, ob nicht jemand unten lauſcht, neulich haben wir nicht nachgeſehen, und ſo hat uns jener Blinde betrogen.« Und als ſie ſolchermaßen den Mann unter dem Baum fanden, griffen ſie ihn und riſſen ihm beide Augen ganz und gar aus.

Und ſo wurde offenbar, daß die Gerechtigkeit, mag ſie auch zeitweiſe unterdrückt ſein, endlich doch erhöht wird und daß die Ungerechtigkeit den Menſchen ins Verderben führt.

Digitized by Google

15.

SÜHNENDE BUSSE.

EIN NOCH NICHT MANNBARES MÄGDLEIN WURDE einem Ritter vermählt, und der zog übers Meer und ließ ſie und ſein ganzes Land unter der Obhut ſeines Seneſchalls. Als ſie aber herangewachſen und zu einem ſchönen Weibe geworden war, buhlte der Seneſchall um ſie, und er drang heimlich in ihr Gemach und ſchwächte ſie. Tief betrübt darüber erwürgte ſie ihn im Schlafe. Dann eröffnete ſie ſich einem Knappen, einem Landsmann von ihr, den ihr ihre Blutsfreunde als Diener mitgegeben hatten. Der ſchalt ſie eine elende Mörderin und ſagte, er werde ihr in keiner Weiſe helfen, es ſei denn, ſie ſei auch ihm zu Willen. Das verſprach ſie ihm mit dem Munde, nicht mit dem Herzen. Und er ſteckte den Leichnam in einen Sack und trug ihn auf der Schulter davon, um ihn von einer Brücke aus ins Waſſer zu werfen; als er aber zum Wurfe ausholte, verſetzte ihm die Herrin einen Stoß, ſo daß er ſamt dem Toten ins Waſſer fiel, und er ertrank.

Mit der Zeit kehrte der Gatte heim, und da ſie bedachte, daß ihre Jungfrauſchaft verloren war, bewog ſie eines ihrer Fräulein, eine Jungfrau, durch das Verſprechen großer Geſchenke, bei ihrem Gatten ihre Stelle einzunehmen. Und als der, nachdem er das Fräulein erkannt hatte, eingeſchlafen war, ſagte ſie ihr, nun ſolle ſie weichen. Die aber weigerte es und ſagte, das Bett habe ſie gewonnen und ſie wolle immerdar bei ihrem Gatten bleiben. Die Herrin wartete, bis auch das Fräulein eingeſchlafen war; dann warf ſie zwei ſtarke Decken über ſie und zog ſie herab zu der Truhe neben dem Bette und legte Feuer an die Decken, und nun weckte ſie den Gatten: »Stehen wir auf, Herr, ſonſt verbrennen wir!« Unterdeſſen verbrannte die andere und ließ ihr Leben, und ſo war ſie in Sicherheit.

Endlich aber bekam ſie Gewiſſensbiſſe, und da ging ſie zu dem Kaplan, dem Beichtiger ihres Gatten, der ihr ein frommer, heiliger Mann zu ſein ſchien, und beichtete ihm all ihre Verbrechen; und er legte ihr als Buße auf, an jedem Freitag bei Waſſer und Brot zu faſten und eine härene Kutte zu tragen. Und das tat ſie in frommer Reue. Der Beichtvater aber, dem das der Teufel eingab, buhlte um ſie; ſie wies ihn durchaus ab, und ſchließlich drohte er ihr, wenn ſie ihm nicht zu Willen ſei, ſo werde er ihrem Gatten alles ſagen, was ſie ihm

Digitized by Google

gebeichtet hatte. Sie erwiderte ihm, ſie vertraue auf Gottes Barmherzigkeit, und nie werde ſie ihm willfahren. Da erzählte er unter dem Vorwande, ihm die Treue zu halten, alles ihrem Gatten und machte ſich anheiſchig, ſich die Augen ausreißen zu laſſen, wenn ſie nicht am Freitag bei dieſer Buße befunden werde.

Und am Freitag ging der Ritter mit dem Beichtvater zu ihr, und ſie trafen ſie allein in ihrem Gemache beim Mahle. Der Ritter koſtete ihren Trank und ließ ihn auch den Beichtvater koſten, und da war es ein köſtlicher Wein, denn durch Gottes Macht hatte ſich das Waſſer in Wein verwandelt. Dann befahl ihr der Gatte, ſich zu entkleiden, und Gott verwandelte die härene Kutte, die ſie am Leibe hatte, in eine Pfeid von feinſtem Linnen. Nun ſagte der Ritter zu dem Beichtiger: »Weißt du noch, was du mir von meiner Gemahlin behauptet haſt und wie du dich anheiſchig gemacht haſt, die Augen verlieren zu wollen? Und nichts anderes ſoll dir zuteil werden!« Und auf der Stelle riß er ihm die Augen aus. So hatte Gott die bereuende und der Sünde entſagende Frau gerettet und ſie in ſeiner Barmherzigkeit ihrer Schuld entledigt.

Digitized by Google

16.

SALADINS BEKEHRUNG.

SALADIN WAR SULTAN VON BABYLON, UND ER HATTE immer ein großes Gefolge. Und als eines Tages nicht alle ſeine Leute mit ihm nächtigen konnten, begab er ſich in das Haus eines Ritters, und dieſer erwies ſeinem Herrn, der auch ſonſt an ſo hohe Aufmerkſamkeit gewöhnt war, alle Dienſte und was ihm nur wohlgefallen konnte, und ſeine Frau und ſeine Söhne und ſeine Töchter bewirteten ihn nach Kräften. Der Teufel aber, der ja immer trachtet, den Menſchen zu verführen, gab dem Sultan in den Sinn, alles zu vergeſſen, was er hätte behalten ſollen, und die Frau zu lieben, wie er nicht hätte tun dürfen, und dieſe Liebe war ſo groß, daß er ſich mit einem ſeiner ſchlechten Räte zu beraten beſchloß, wie er ſein Verlangen ſtillen könnte; und dieſer riet ihm, ihren Gatten entbieten zu laſſen und ihm viel Gunſt zu erzeigen und ihn über viel Leute zu ſetzen und ihn nach Verlauf einiger Tage in ſeinem Dienſte recht weit wegzuſchicken, und in der Zeit ſeiner Abhaltung werde er allen ſeinen Willen erfüllen können. Der Rat gefiel Saladin, und er ſetzte ihn ins Werk.

Kaum war der Ritter in ſeinem Dienſte abgegangen, voller Freude über dieſes Wohlwollen ſeines Herrn, begab ſich Saladin in ſein Haus. Und als die Frau von der Ankunft des Sultans erfuhr, der ihrem Gatten ſoviel Huld bewieſen hatte, empfing ſie ihn gar trefflich und bewirtete ihn und tat mit ihren Leuten alles zu ſeinem Wohlgefallen. Und nachdem der Tiſch weggeräumt war, ging Saladin in ſein Gemach und beſchied die Frau zu ſich, und ſie erſchien auf der Stelle, und Saladin ſagte ihr, daß er ſie innig liebe. Obwohl ſie ihn ſehr wohl verſtand, gab ſie ihm doch zu verſtehen, ſie verſtehe ihn nicht in dieſem Sinne und ſagte, Gott möge ihm ein gutes Leben ſchenken, und ſie werde es ihm danken; denn Gott wiſſe, daß ihr ſein Leben ſehr am Herzen liege und daß ſie immer für ihn bete, wie es ſich für ſie gezieme, da er ihr Herr ſei und ihrem Gatten und ihr überdies ſoviel Gnade erzeige. Saladin aber antwortete ihr, daß er ſie, von all dem abgeſehen, mehr liebe als ſonſt ein Weib auf der Welt; und wieder dankte ſie ihm und gab nicht zu verſtehen, daß ſie es richtig verſtehe. Aber warum ſoviel Worte? Saladin ſagte ihr endlich rund heraus, wie er ſie liebe. Und als ſie das hörte, antwortete ſie ihm als gute und wohlanſtändige Frau: »Herr, obwohl ich nur ein Weib geringen Standes bin, ſo

Digitized by Google

weiß ich doch sehr gut, daß die Liebe nicht in der Macht des Mannes, sondern der Mann in der Macht der Liebe ist. Und ich weiß sehr gut, daß, wenn Ihr mir eine so große Liebe entgegenbringt, wie Ihr sagt, dies ebensogut wahr sein kann wie nicht; denn wenn Ihr Männer und sonderlich Ihr Herren nach einer Frau verlangt, so sagt Ihr ihr, daß Ihr alles tun würdet, was sie verlange, und läßt sie sich verleiten und gibt sie sich hin, so verachtet Ihr sie, wie sie es verdient, und ihr bleibt die Schande. Und so, Herr, fürchte ich, würde es auch mir ergehen.« Saladin aber, der immer hitziger wurde, versprach ihr, alles zu tun, was sie verlangen werde, auf daß sie durchaus glücklich sei. Und die gute Frau antwortete ihm, wenn er ihr verspreche, ihr, bevor er ihr Gewalt oder Schande antue, zu erfüllen, was sie verlange, so verspreche sie ihm, sofort nach der Erfüllung in allem nach seinem Willen zu tun. Saladin sagte, er argwöhne, sie werde verlangen, daß er nie mehr von der Sache reden solle, aber sie sagte, das werde sie nicht verlangen und auch sonst nichts, was er nicht ganz leicht tun könne, und so versprach er es ihr. Und die gute Frau küßte ihm Hände und Füße und sagte, was sie von ihm heische, sei, daß er ihr sage, was das Beste sei, das der Mensch in sich haben könne und das Mutter und Haupt aller Tugenden sei. Dies gehört, begann Saladin angestrengt nachzudenken, aber eine Antwort fiel ihm nicht ein. Weil er aber versprochen hatte, ihr keine Gewalt oder Schande anzutun, bevor er sein Versprechen erfüllt haben werde, so heischte er Bedenkzeit, und sie sagte, sie verspreche ihm, wann immer er ihr die Lösung bringen werde, allen seinen Willen zu tun. Und bei dieser Schlichtung ihres Handels blieb es, und Saladin begab sich zu seinem Gefolge.

Und Saladin befragte darüber alle seine Weisen, als ob er damit einen andern Zweck verfolgen würde. Die einen sagten, das Beste, das der Mensch haben könne, sei ein gutes Gewissen; aber ihnen wurde entgegnet, das gelte für die andere Welt, auf dieser jedoch nütze es für sich allein nicht allzuviel. Andere sagten, es sei die Treue; aber ihnen wurde entgegnet, obwohl die Treue etwas sehr Gutes sei, so könne man doch treu und dabei feig oder geizig oder schändlich oder ungesittet sein, so daß außer der Treue noch andres erforderlich sei. Und in dieser Weise erörterten sie alles mögliche, aber Saladins Frage vermochten sie nicht zu erschöpfen. Und da Saladin in seinem ganzen Reiche niemand fand, der ihm die Lösung hätte geben können, so verließ er es und ging auf Reisen und nahm, um leichter durch die Welt zu kommen, zwei fahrende Spielleute mit. Und unerkannt fuhr er übers Meer und begab sich an den Hof des Papstes, das Ziel der Christenheit, und er fragte, und er bekam keinen Bescheid. Und dann ging er zu dem Könige von Frankreich und zu allen andern Königen, aber einen Bescheid erhielt er nirgends. Und damit verging so viel

Digitized by Google

Zeit, daß er ſchier ſchon bereute, damit angefangen zu haben. Und er tat dies alles ſchon nicht mehr um jener Frau willen, ſondern er hätte es als wackerer Mann für eine Schande gehalten, von ſeinem Beginnen abzuſtehen; zweifellos iſt es auch für einen großen Mann eine große Schande, wenn er von etwas einmal Begonnenem abſteht, nicht weil es ſchlecht oder ſündhaft wäre, ſondern aus Furcht oder wegen irgendwelcher Schwierigkeiten, und ſo verzichtete Saladin keineswegs, das zu erforſchen, weswegen er ſein Land verlaſſen hatte.

Eines Tages nun, als er mit ſeinen Spielleuten dahinzog, geſchah es, daß ſie einen jungen Edelmann trafen, der aus dem Gebirge kam und einen erlegten Hirſch bei ſich hatte. Dieſer Edelmann, der ſeit kurzem vermählt war, hatte einen greiſen Vater, und der war der beſte Ritter in dieſem ganzen Lande; und obwohl er ob ſeines Alters nichts mehr ſah und ſein Haus nicht mehr verlaſſen konnte, ſo war doch ſein Verſtand ſo trefflich und ſo vollkommen, daß er trotz dem Alter in keiner Weiſe verſagte. Und der junge Edelmann, ſein Sohn, fragte die Fremdlinge gar fröhlich, woher ſie kämen und wer ſie ſeien, und ſie ſagten, ſie ſeien fahrende Spielleute. Darob baß erfreut, ſagte er, die Jagd habe ihn ſchon froh gemacht, und um die Fröhlichkeit voll zu machen, ſo ſollten ſie, da ſie gute Spielleute ſeien, über die Nacht bei ihm bleiben. Sie aber ſagten, ſie hätten große Eile und ſie hätten vor langer Zeit ihre Heimat verlaſſen, um etwas zu erkunden, und das ſei ihnen nicht gelungen und ſo verlangten ſie heimzukehren, und deshalb könnten ſie ſich nicht bei ihm aufhalten. Und der Edelmann lag ihnen ſo lange an, bis ſie ihm ſagten, was ſie wiſſen wollten. Dies gehört, ſagte er, wenn ihnen überhaupt ein Menſch auf der Welt einen Rat geben könne, ſo ſei dies ſein Vater, und er erzählte ihnen, was für ein Mann ſein Vater ſei. Und als das Saladin vernahm, den der Edelmann auch für einen Spielmann hielt, gefiel es ihm ſehr, und ſo gingen ſie mit.

In dem Schloſſe angelangt, ſagte der junge Edelmann zu ſeinem Vater, daß er fröhlich heimkomme wegen der guten Jagd und noch mehr, weil er etliche Spielleute mitbringe; auch ſagte er dem Vater, um welcher Frage willen ſie herumwanderten, und bat ihn, ihnen ſeine Meinung darüber mitzuteilen, weil er ihnen geſagt habe, da ſie noch niemand gefunden hätten, von dem ihnen ein Beſcheid geworden wäre, ſo würden ſie, wenn ihnen nicht ſein Vater ihn gebe, überhaupt niemand finden, der ihnen einen Beſcheid geben könnte. Und als das der alte Ritter hörte, war er ſich auch ſchon klar, daß der, der dieſe Frage ſtellte, kein Spielmann war, und er ſagte ſeinem Sohne, nach dem Eſſen werde er ihnen auf ihre Frage antworten. Und der Sohn ſagte es Saladin, den er für einen Spielmann hielt, und Saladin war gar froh und konnte das Ende des Mahls ſchier nicht erwarten. Und als abgetragen war und die Spielleute ihre

Digitized by Google

Kunſt gezeigt hatten, ſagte der alte Ritter, ſein Sohn habe ihm geſagt, daß ſie um einer Frage willen wanderten und daß ſie niemand gefunden hätten, der ſie ihnen hätte löſen können, und ſie ſollten ihm die Frage ſagen, und er werde ihnen ſeine Meinung ſagen. Nun ſagte Saladin, der einen Spielmann vorſtellte, die Frage ſei die: »Was iſt das Beſte, das der Menſch in ſich haben kann und das Mutter und Haupt aller Tugenden iſt?«

Der alte Ritter verſtand nicht nur die Frage ſehr wohl, ſondern erkannte auch an der Stimme, daß der Mann, der geſprochen hatte, Saladin war; denn er hatte lange Zeit an ſeinem Hofe gelebt und viel Gutes und viele Gnaden von ihm empfangen. Und ſo ſagte er: »Freund, fürs erſte antworte ich Euch, daß wahrhaftig bis zum heutigen Tage noch nie fahrende Spielleute Euersgleichen in meinem Hauſe geweſen ſind, und wiſſet, daß ich, wenn ich rechtens handeln wollte, bekennen ſollte, wieviel Gutes mir von Euch geworden iſt, aber von alledem will ich, bis ich mit Euch insgeheim ſprechen kann, nichts mehr ſagen, damit niemand etwas von Euern Angelegenheiten erfahre. Was aber Euere Frage angeht, ſo ſage ich Euch: Das Beſte, das der Menſch in ſich haben kann und das Mutter und Haupt aller Tugenden iſt, das iſt die Scham, denn aus Scham leidet der Menſch den Tod, der doch das allerſchlimmſte iſt, und aus Scham ſteht er von allem ab, wie ſehr er es auch begehrt, wenn es ihn nicht gut dünkt: und ſo iſt die Scham Anfang und Haupt aller Tugenden und Schamloſigkeit der Urſprung aller Miſſetaten.« Und Saladin erkannte, daß es in Wahrheit ſo ſei, wie der Ritter ſagte, und da er die Antwort auf ſeine Frage gefunden hatte, freute er ſich ſehr und beurlaubte ſich von dem alten und dem jungen Ritter, deren Gäſte ſie geweſen waren. Vor dem Scheiden aus jenem Schloſſe aber ſprach noch der alte Ritter mit ihm und ſagte ihm, wie er erkannt habe, daß er Saladin ſei, der ihm einſt ſo viel Gutes getan, und er und ſein Sohn dienten ihm ſo trefflich, wie ſie nur vermochten, freilich mit allem Bedacht, daß er nicht erkannt werden wollte.

Und mit der größten Eile trat Saladin den Rückweg an, und als er daheim angelangt war, gab es großen Jubel und viele Feſtlichkeiten. Und als die Feſte beendet waren, machte ſich Saladin auf zu der guten Frau, die jene Frage geſtellt hatte, und ſie empfing ihn trefflich, und bezeugte ihm ihre Sorgfalt nach beſten Kräften. Und nach dem Speiſen ging er in ſein Gemach und beſchied die gute Frau zu ſich, und ſie kam, und er ſagte, wieviel Mühe es ihm gekoſtet habe, eine durchaus genügende Antwort auf ihre Frage zu finden, und daß er ſie gefunden habe, und ſie ſolle, da er ihr, wie er verſprochen habe, die Antwort bringe, nun auch halten, was ſie verſprochen habe. Und ſie ſagte, ſie erbitte als Gnade, daß er halte, was er verſprochen habe, und die Antwort auf ihre Frage

Digitized by Google

ſage, und wenn ſie erkennen werde, daß die Antwort richtig ſei, ſo werde ſie richtig alles tun, was ſie verſprochen habe. Und Saladin ſagte, damit ſei er einverſtanden, und ſagte ihr die Antwort, nämlich: »Das Beſte, das der Menſch in ſich haben kann und das Mutter und Haupt iſt aller Tugenden, iſt die Scham.« Und dieſe Antwort vernahm die gute Frau mit hoher Freude und ſagte: »Herr, ich erkenne an, daß Ihr die Wahrheit ſagt und daß Ihr Euer Verſprechen erfüllt habt. Und ich bitte Euch, ſeid ſo gnädig, mir in Wahrheit, wie es einem Könige ziemt, zu ſagen, ob Ihr glaubt, daß es auf der Welt einen beſſern Mann gebe als Euch.« Und Saladin ſagte, er ſchäme ſich es zwar zu ſagen, da ſie ihn aber als König aufgefordert habe, die Wahrheit zu ſagen, ſo ſage er, er halte dafür, er ſei der Beſte von allen und es gebe keinen, der beſſer wäre als er. Dies gehört, warf ſich ihm die gute Frau zu Füßen und ſagte unter ſtrömenden Tränen: »Herr, Ihr habt mir zwei große Wahrheiten geſagt: die eine, daß Ihr der beſte Mann auf der Welt ſeid, und die andere, daß die Scham das Beſte iſt, das der Menſch in ſich haben kann. Und da Ihr das erkennt, Herr, und da Ihr der beſte Mann auf der Welt ſeid, ſo bitte ich Euch, trachtet, daß Ihr das Beſte auf der Welt in Euch habet und daß Ihr Scham habet ob deſſen, was Ihr mir ſagtet.«

Und als Saladin dieſe guten Gründe hörte und damit einſah, daß es die gute Frau durch ihre Tugend und durch ihre Klugheit verſtanden hatte, ihn vor einer ſo großen Verfehlung zu bewahren, dankte er Gott von Herzen. Und hatte er ſie bisher in anderer Weiſe geliebt, ſo liebte er ſie nun noch mehr, aber in Treue und Lauterkeit, wie ein guter, getreuer Herr all ſeine Untertanen lieben ſoll. Und um ihrer Tugend willen berief er ihren Gatten und erwies ihnen ſo viel Ehren und Gnaden, daß ſie und ihre Nachkommen gar wohl unter ihren Nachbarn beſtanden.

Digitized by Google

17.

DER KÖNIGSSOHN UND DER TOD.

EIN MÄCHTIGER KÖNIG SASS IN SEINEM REICHE, ER hatte Güter aller Art und erlesene Berater, weltliche Ehre und unermeßlichen Reichtum an Gold und Edelsteinen, und seinen Stolz setzte er darein, in seiner Halle Männer zu haben, so man Philosophen nennt, das heißt hochgelehrte Weise. Nun geschah es, daß ihm die Königin einen Sohn gebar, und der wuchs heran, wie es einem Königskinde ziemt, hold und freundlich, beständig und trefflich, männlichen Sinnes ohne Falsch und Hehl. Und als er so alt war, daß an seine Unterweisung gedacht werden mußte, stand eines Tages, als der König an seiner Tafel saß, der weiseste Meister auf, der in der Halle war, trat vor den Hochsitz und sagte: »Herr, wir glauben, Euer Sohn ist uns von Gott gegeben, auf daß er dereinst auf Euerm Throne sitze, und darum erbiete ich mich, ihn in jeglicher Wissenschaft zu unterweisen.« Der König aber sagte mit gar zorniger Miene: »Was könntest du meinen Sohn lehren? Dein Wissen ist nicht mehr wert als die Possen fahrender Leute und das Spiel der Kinder. Und mein Sohn soll nicht zu deinen Füßen sitzen, sondern er soll ohne Unterricht bleiben, oder er soll den Meister erhalten, der ihn unbekannte Weisheit lehren kann, von der ihr nie etwas gehört habt.«

Nach einigen Tagen, als der König wieder bei Tische saß, wurde leise an die Tür gepocht, und als die Wächter nachsahen, stand draußen ein Mann mit dem Gehaben eines Weisen, und der verlangte, vor den König geführt zu werden. Der König erlaubte es, und der Mann kam herein, er trug einen großen Filzhut, so daß man sein Gesicht nicht genau sehen konnte, rückte auch zum Gruße nur wenig an der Krempe und sagte: »Heil Euch, Herr!« Und er fuhr fort: »Ihr seht, Herr, daß ich ein Weiser bin, und da mir ein Wort von Euch wegen des Unterrichts Euers Sohnes zu Ohren gekommen ist, das Euern Räten etwas hochfahrend erschien, so bin ich gekommen, um ihm mit meinem Wissen zu dienen, denn was ich ihn lehren kann, wird, hoffe ich, keinem lebenden Menschen bekannt sein. Da ich aber alt und schrullig bin, so mag ich nicht dem Lärm der Welt ausgesetzt sein, und darum laßt für uns in dem Walde zwei Meilen vor der Stadt ein Haus errichten und des Lebens Notdurft für ein ganzes Jahr hinschaffen, denn ich will, daß uns dort niemand

Digitized by Google

ſtöre.« Dieſer Rede war der König froh, und er ließ ſchleunigſt alles ſo herrichten.

Und als der Meiſter und der Königsſohn das Haus bezogen hatten, da ſetzte ſich der Meiſter, wie es ihm zukam, auf den Hochſitz, und der Königsſohn ſetzte ſich ihm zu Füßen, ſo demütig, wie ein Kind geringen Standes. Und ſo ſaßen ſie den erſten Tag und ſchwiegen, und den zweiten und den dritten, und kein Wort wurde laut. Und um es kurz zu machen, das ganze Jahr lang diente der Königsſohn früh und ſpät dem Meiſter und ſaß ſchweigend zu ſeinen Füßen. Und als das Jahr zu Ende war, ſagte der Meiſter: »Morgen, mein Sohn, wird man uns holen und vor den König führen. Er wird dich um den Unterricht fragen, und du magſt ihm antworten, du dürfeſt von deiner Belehrung nichts ſagen, du wiſſeſt aber, daß dergleichen noch nie ein menſchliches Ohr vernommen habe. Und dein Vater wird fragen, ob du noch weiter bei mir bleiben willſt; darauf antworte, wie du willſt, ich gebe dir keinen Rat.« Und es geſchah ſo, wie der Meiſter geſagt hatte, und der Königsſohn ſagte, er gehe gern in das Haus im Walde zurück. Das zweite Jahr verlief wie das erſte, und wieder entſchloß ſich der Königsſohn, in der Einſamkeit zu verharren, und das dritte Jahr verging in demſelben Schweigen. Als aber auch dieſes Jahr zu Ende war, ſagte der Meiſter:

»Mein Sohn, nun ſollſt du den Lohn für dein Schweigen, deine Geduld und deine Treue erhalten; denn du biſt der Lehre würdig, die noch keinem Weiſen zuteil geworden iſt. Wiſſe, ich bin kein Menſch, ſondern ich bin der Tod, und die Weisheit, die ich dir geben will, ſoll dich berühmt machen durch alle Lande, und nun gib wohl acht: Wenn ein Menſch in der Stadt krank wird, ſo gehe zu ihm, und du wirſt mich bei ihm ſitzen ſehen, und du mußt beachten, wo ich ſitze. Sitze ich bei ſeinen Füßen, ſo ſollſt du, wie es auch eintreffen wird, ſagen, daß er lange, aber nicht ſehr ſchwer krank ſein und daß er davonkommen wird; ſitze ich ihm zur Seite, ſo wird die Krankheit ſchwerer, aber kürzer ſein und ihr Geneſung folgen; ſitze ich aber zu ſeinen Häupten, ſo iſt der Tod gewiß, mag die Qual länger oder kürzer währen. Und erkranken deine Freunde oder angeſehene Leute, die du erfreuen oder deren Freundſchaft du erwerben willſt, oder willſt du Geld und Ehre von ihnen erlangen, ſo nimm den Vogel Karadius: ſitze ich nicht am Kopfende des Kranken, ſo halte ihm den Vogel vors Geſicht, denn der Vogel hat die Eigentümlichkeit, die Krankheit aufzuſaugen und aufzunehmen, und dann laß ihn aus, und er fliegt mit der Krankheit hoch in die Luft und nahe zur Sonne und bläſt die Krankheit in ſie hinein, und ſie nimmt ſie auf und zerſtört ſie in ihrer Hitze. Und ſo wird die Kraft dieſes Vogels bekannt werden, und man wird ſie in dem Buche verzeichnen, das man den

Digitized by Google

Phyſiologus nennen wird. Und damit iſt meine Lehre zu Ende und unſer erſtes Zuſammenſein, wir werden uns zwar wieder treffen, aber das Wiederſehen wird dir keine Freude bringen.« Damit ſchloß der Tod ſeine Rede.

Und es kam der Tag, wo ſie beide vor den König gerufen wurden, und der Königsſohn ſtellte dem Meiſter ein Zeugnis des Lobes aus, und der Meiſter erntete von dem König reichen Dank und das Angebot von Gaben und Ehrenbezeigungen, er aber ſchlug alles aus und bat nur um Urlaub. Die Weisheit des Königsſohnes wurde zunächſt nicht gar hoch angeſchlagen, aber mit der Zeit gewann er Anſehen, und das wuchs immer mehr, und ſchließlich war es das allgemeine Urteil, ſeinesgleichen ſei noch nie geboren geweſen. Und bald waren gleichſam alle Länder in Bewegung, ihn aufzuſuchen, und er machte weite Reiſen zu vornehmen Leuten, um ihre Krankheiten zu unterſuchen. Und dann ſtarb ſein Vater, und als er den Thron beſtiegen hatte, beſuchte er nur noch ſeine Freunde und die Mächtigen des Landes. Aber trotz ſeiner Gabe ward er nicht hochmütig, ſondern blieb herablaſſend und ſanft und mild, ſo daß ihm jedes Kind von Herzen hold war. So vergingen ſeine Tage in Ruhm und Glück, und als er hundert Jahre erreicht hatte, war er noch ein rüſtiger Mann.

Da kam eine heftige Krankheit über ihn, die wenig Ausſicht auf Rettung ließ, und als er da einmal aus einer Ohnmacht erwachte, ſah er, daß ſein alter Meiſter mit dem breiten Filzhute gekommen war, und der ſaß dicht bei ſeinem Haupte. Und er ſagte zu ihm: »Meiſter, warum biſt du ſo bald gekommen!« Und der Tod antwortete: »Einmal muß es ſein.« Und der König ſagte: »Damals, als ich, ein Königskind, drei Jahre lang ſchweigend zu deinen Füßen ſaß, hätte ich nicht gedacht, daß du mich wegreißen werdeſt aus der Fülle des Glücks und der königlichen Ehren und obwohl ich noch ſo rüſtig bin und zur Regierung wohl tauglich.« Der Tod aber ſagte, der König müſſe durchaus mit ihm gehen, da ſagte dieſer: »So viel Friſt wirſt du mir aber doch gewähren, daß ich noch ein Vaterunſer ſprechen kann«, und der Tod gewährte die Friſt eines Vaterunſers. Und der König ſprach die erſten vier Bitten des Vaterunſers, als er aber zu der Stelle gekommen war: »Vergib uns unſere Schulden«, ſchwieg er ſtill. Der Meiſter wartete lange, aber er blieb ſtumm. Endlich ſagte der Meiſter: »Warum, mein Sohn, beteſt du nicht weiter?« Und der König antwortete: »Ich will nicht. Du haſt mir gewährt, daß ich noch ein Vaterunſer ſprechen darf, und den Schluß werde ich nicht eher beten, als bis ich gelebt habe, ſolange es mein Herz begehrt, und dann werde ich das Gebet freiwillig beenden.« Und der Tod ſagte: »Es iſt deiner Liſt gelungen, mich zu betrügen, und ſo wirſt du für diesmal deinen Willen behaupten.« Und er ſchied, und mit dem Könige wurde es ſo raſch beſſer, daß es allen ein Wunder ſchien, wie die Krankheit wich.

Digitized by Google

Und er lebte in ſeinen Ehren ein zweites Jahrhundert, dann aber hatte ihn das Alter ſo gebeugt und gelähmt, daß ihm das Leben zur Laſt ward. Er berief alle Großen ſeines Landes, und ſie kamen alleſamt, und der Königsſtuhl wurde aufgeſtellt, und ſeine Mannen führten ihn hin. Und er traf Beſtimmungen über das Reich und die Königswürde und erteilte ſeinem Volke guten Rat und väterliche Ermahnung, Gott zu fürchten und die Rechte des Landes nach den alten Satzungen guter Fürſten zu wahren. Dann legte er ſich bei hellem Tage zu Bett und gebot den Geiſtlichen, ihn auf die letzte Stunde vorzubereiten. Und das geſchah, und dann erzählte er ſeinen Vertrauten alles, was ſich zwiſchen ihm und dem Tod zugetragen hatte, und endlich ſagte er: »Nun komm, Meiſter, und höre, wie ich mein Gebet beende, ich bin bereit.« Und der Meiſter kam, und der König begann: »Vergib uns unſere Schulden«, und in dem Augenblicke, wo er das Amen ſprach, ſchied er aus dieſem Leben. Und er wurde, obgleich er alt war, ſehr beweint, und damit hat dieſe Geſchichte ein Ende.

Digitized by Google

18.

DIE DREI KÄSTCHEN.

HONORIUS HERRSCHTE IN GROSSEM PRANGEN, der hatte einen einzigen Sohn, und den liebte er zärtlich. Der Ruhm dieſes Kaiſers flog durch die Welt, weil er in allem fromm und gerecht war, gegen einen König jedoch führte er Krieg und verwüſtete ſein Land. Nachdem dieſer König durch ihn viele Verfolgungen und unermeßlichen Schaden erlitten hatte, dachte er endlich bei ſich: »Ich habe nur eine einzige Tochter, und mein Gegner, der Kaiſer, hat nur einen einzigen Sohn, ſo ich meine Tochter irgendwie ſeinem Sohne ehelich verbinden könnte, würde ich ewigen Frieden erlangen.« Er ſchickte alſo eine prächtige Geſandtſchaft zu dem Kaiſer, auf daß ſie ihn bitte, ihm einen Waffenſtillſtand zu gewähren, bis er ſelber mit ihm ſprechen könne. Der Kaiſer gewährte ihm nach gehaltenem Rat einen Waffenſtillſtand von einem Jahre. Nun kam der König zu ihm und bot ihm ſeine Tochter für ſeinen Sohn zur Gattin an. Der Kaiſer aber ſagte: »Das kann nur unter zwei Bedingungen geſchehen: einmal muß deine Tochter eine reine Jungfrau ſein, und dann muß nach deinem Hinſcheiden dein ganzes Reich meinem Sohne zufallen.« Und der König ſagte: »Das iſt mir durchaus recht.« Und ſofort wurde der Vertrag verbrieft und geſiegelt, und der König nahm Abſchied von dem Kaiſer.

Daheim angelangt, ließ er ein Schiff bauen, denn ſeine Tochter mußte zu dem Kaiſer zur See reiſen. Und als das Schiff fertig und mit aller Notdurft verſehen war, beſtieg es das Fräulein, und es hatte einen anſehnlichen Schatz und fünf Ritter ſamt Frauen und Mägden bei ſich. Und auf ihrer Fahrt übers Meer begegnete ihnen ein gewaltiger Walfiſch, und der wollte das Schiff verſchlingen, und die Schiffer begannen ſich arg zu fürchten und ſonderlich auch das Fräulein, und ſie zündeten ein mächtiges Feuer an und wachten Tag und Nacht. Nach drei Tagen aber geſchah es, daß ſie, ermüdet durch das lange Wachen, einſchliefen, und ſofort verſchlang der Walfiſch das Schiff ſamt allen und allem.

Als aber das Fräulein ſah, daß ſie alleſamt in dem Bauche des Fiſches waren, ſchrie es heftig, und durch dieſes Schreien wurden alle munter. Und die Schiffer ſagten zu dem Fräulein und den Rittern: »Teuerſte, tröſtet euch,

Digitized by Google

Gott wird uns erretten, daß wir einen guten Rat finden, weil wir in dem Bauche des Walfiſches ſind.« Sagte das Fräulein: »Höret meinen Ratſchlag, und wir werden gerettet ſein.« Und ſie ſagten: »Sprich!« Und es ſagte: »Zünden wir ein recht großes Feuer an, und überdies ſoll jeder den Fiſch verwunden, ſo tief er nur kann, durch beides wird er des Todes ſein und ans Land ſchwimmen, und ſo werden wir durch Gottes Gnade entrinnen können.« Und ſie führten den Rat des Fräuleins in allem aus, und der Walfiſch hielt, als er den Tod fühlte, auf das Land zu.

Um dieſe Zeit erging ſich ein Ritter, der in dieſer Gegend wohnte, nach dem Abendeſſen am Meeresſtrande. Als er den Walfiſch heranſchwimmen und ſich der Küſte nähern ſah, rief er ſeine Knechte und zog ihn ans Land, und die Knechte begannen mit allerlei Werkzeug auf den Fiſch einzuhauen. Da das Fräulein den Schall vernahm, ſprach ſie für alle und ſagte: »Teuerſte, haut ſachte zu und öffnet den Fiſch an der Seite, wir ſind hier in ſeinem Bauche, Kinder ehrlicher Männer aus adeligem Geblüt.« Und der Ritter ſagte, als er dies hörte, zu ſeinen Knechten: »Öffnet den Fiſch an der Seite, auf daß wir ſehen, wer drinnen iſt.« Und als er geöffnet war, entſtieg ihm als erſte die Jungfrau, ſchier halbtot, dann die Ritter und alle übrigen, und ſie begann zu erzählen, weſſen Tochter ſie ſei und daß ſie dem Sohne des Kaiſers vermählt werden ſolle. Dies gehört, behielt ſie der Ritter mit ihrem Geſinde einige Tage bei ſich, bis ſie ſich alleſamt wieder völlig erholt hatten, und dann ſchickte er ſie ſamt ihrer Begleitung zu dem Kaiſer.

Der Kaiſer ſagte, als er ſie ſah: »Teuerſte Tochter, wohl ergehe es dir jetzt und in alle Ewigkeit! Aber ich ſage dir, Tochter: bevor du meinen Sohn zum Gatten erhältſt, will ich dich einer Probe unterwerfen.« Und auf der Stelle ließ er drei Käſtchen anfertigen: Das erſte war aus lauterſtem Golde und köſtlichen Steinen und trug die Aufſchrift: »Wer mich öffnen wird, wird in mir finden, was er verdient hat«, drinnen aber war es voll Totengebein. Das zweite war aus lauterſtem Silber und überall mit Edelſteinen beſetzt, und es trug die Aufſchrift: »Wer mich erwählen wird, wird in mir finden, was die Natur beſtimmt hat«, inwendig aber war es voller Erde. Und das dritte war aus Blei und hatte die Aufſchrift: »Lieber will ich hier ruhen, als unter den Schätzen des Königs bleiben«, und in dieſem Käſtchen waren drei koſtbare Ringe. Dann ſagte der Kaiſer zu dem Fräulein: »Teuerſte, hier ſind drei Käſtchen: wähle dir, welches du willſt, wirſt du gut wählen, ſo wirſt du meinen Sohn zum Gatten erhalten.«

Das Fräulein betrachtete die Käſtchen genau, und es ſagte in ſeinem Herzen: »Gott, der du alles ſiehſt, gib mir die Gnade, ſo zu wählen, daß ich

Digitized by Google

nicht deſſen verluſtig gehe, um deſſentwillen ich ſo viel gelitten habe!« Sie nahm das erſte Käſtchen und las die Schrift: »Wer mich öffnen wird, wird finden, was er verdient hat«, und da dachte ſie: »Von außen iſt es genugſam koſtbar, aber was es drinnen verbirgt, davon habe ich keine Ahnung, darum will ich es nicht wählen.« Dann hob ſie die zweite auf und las die Schrift: »Wer mich wählen wird, wird in mir finden, was die Natur beſtimmt hat«, und ſie ſagte: »Niemals hat die Natur beſtimmt, daß die Tochter meines Vaters dem Sohne des Kaiſers vermählt werden ſolle, und darum will ich es keineswegs wählen.« Und ſie trat zu dem bleiernen Käſtchen und las die Aufſchrift: »Lieber will ich hier ruhen, als unter den Schätzen des Königs bleiben«, und da dachte ſie: »Die Aufſchrift muß ſo verſtanden werden: Beſſer iſt es mir, mit dem Sohne des Kaiſers zu ruhn als in dem Schatze meines Vaters zu bleiben«, und mit lauter Stimme rief ſie: »Dieſes dritte Käſtchen wähle ich.«

Dies gehört, ſagte der Kaiſer: »O du treffliches Mägdlein, klug haſt du gewählt! In dieſem Käſtchen ſind meine drei koſtbarſten Ringe: einer für mich, einer für meinen Sohn und einer für dich als Zeichen des Verlöbniſſes.« Und alsbald ließ er die Hochzeit feiern und gab ihr ſeinen Sohn als Gatten. Und ſie lebten beide lange in Freuden, und ſchließlich endeten ſie ihr Leben in Frieden.

Digitized by Google

19.

DER VERBUNDENE FINGER.

ES WAR EINMAL EINE GRÄFIN, DEREN GATTE MUSSTE verreiſen und befahl ſie einem ſeiner Mannen, der aber begann um ihre Gunſt zu werben, und als ſie ſich weigerte, entzog er ihr Speiſen und Kleider und alle Notdurft. Und ſie bekam Angſt vor Mißdeutungen und daß die Welt glauben könne, der Vogt tue ihr dies an, weil ſie ſich etwas habe zuſchulden kommen laſſen, und um ſolche Auslegungen zu vermeiden, ſagte ſie ihm, ſie ſei bereit, ihm zu Willen zu ſein. Als er aber zu ihr kommen ſollte, ſchob ſie eines ihrer Fräulein unter, und nachdem er an der ſeine Luſt gebüßt hatte, ſchnitt er ihr einen Finger ab. Die Gräfin gab dem Fräulein Urlaub zu einem aus ihrer Freundſchaft, und ſie ſelber band ihren Finger ein und ließ ihn niemand ſehen.

Der Graf kehrte heim, und der Vogt ging ihm entgegen und verleumdete die Gräfin, indem er ſagte, einer ſeiner Knechte habe ihr den Finger abgeſchnitten. Und zu Hauſe angelangt, rief der Graf die Freunde und Anverwandten ſeiner Gemahlin zu Tiſche und bat ſie um ihr Urteil, wie mit einer Frau zu verfahren ſei, die ſich ſolchermaßen betragen habe. Alle ſagten, ſie verdiene den Tod auf dem Scheiterhaufen, und er ſagte: »Alſo tut denn mit euerer Baſe.« Die Gräfin aber ſagte, da ſie die Beſtürzung ihrer Freunde ſah: »Laßt euch nicht irre machen!« Und ſie wies ihre unverletzte Hand und fuhr fort: »Wer ſeinen Finger heil einbindet, bindet ihn heil aus.« Dann erzählte ſie der Reihe nach die Niedertracht des Vogtes, und der Graf ließ ihn auf der Stelle henken. Und daher ſagt man gemeiniglich das Sprichwort: »Wer ſeinen Finger heil einbindet, bindet ihn heil aus.«

Digitized by Google

20.

DIE DREI FLINKEN BRÜDER.

Es war einmal eine Frau, die hatte drei Söhne, zwei waren im Ehebruch und einer von ihrem Gatten erzeugt. Nun hatte sie aus ihrer Mitgift nur einen Birnbaum, und den verteilte sie, damit nicht der Vater die echten Söhne von dem Bankert unterscheide, in ihrem letzten Willen also: dem ältesten vermachte sie von ihm das Gerade und das Krumme, dem mittleren das Grüne und das Trockene und dem dritten alles in und über der Erde.

Als sie dann gestorben war, wollte jeglicher Sohn den ganzen Baum haben, und so gingen sie zu dem Richter, und der Richter sagte, der Baum solle dessen sein, der sich der größten Behendigkeit rühme. Da rühmte sich der älteste: »Wenn ein Hase läuft und ich ihm nach, so nehme ich ihm das Fell, ohne seinen Lauf irgendwie zu hemmen.« Der zweite sagte: »Läuft ein Roß noch so schnell, so nehme ich ihm die Eisen, und den Reiter setze ich ab, ohne die Geschwindigkeit des Rosses oder die eigene zu verringern.« Und der jüngste sagte: »Ich ersteige die höchsten Berge, in deren Mitte alle Winde wehen, wird dann ein Federbett ausgebreitet und völlig geöffnet, so bin ich so flink, daß ich, ob die Winde noch so sehr wehen und die Federn noch so leicht sind, alle Federn drinnen behalte.« Und diesem wurde der Birnbaum gegeben.

Digitized by Google

21.

DIE DREI FAULEN BRÜDER.

POLEMIUS HERRSCHTE IN DER STADT BABYLON, UND er hatte drei Söhne, die er gar ſehr liebte, und darum gedachte er über ſein Reich zu verfügen, und er beſchied ſeine drei Söhne zu ſich und ſagte zu ihnen: »Welcher von euch iſt der Faulſte? Der ſoll nach meinem Hinſcheiden mein Reich innehaben.«

Der erſte ſagte: »Dann, Herr, gebührt das Reich mir, und der Grund iſt der: ich bin ſo faul, daß ich mir, wenn ich am Feuer ſitze, lieber das Bein verbrennen laſſe, als daß ich es von dem Brande wegzöge.« Und der zweite ſagte: »Ich tauge mehr zum Herrſcher, denn wenn ich den Hals in der Schlinge habe und gehenkt werden ſoll, und ich habe ein Schwert in der Hand, ſo rühre ich aus Faulheit die Hand nicht, um den Strick zu zerſchneiden.« Und der dritte ſagte: »Herr, herrſchen muß ich, weil ich der Allerfaulſte bin: liege ich zu Bette, und in beide Augen tropft mir Waſſer, ſo rücke ich ob meiner Faulheit auf meinem Pfühl weder nach rechts noch nach links.« Dies gehört, vermachte der König ihm das Reich, da er ihn für den Faulſten erachtete.

Digitized by Google

22.

JESUS ALS EHESTIFTER.

EINMAL WANDERTE DER HERR JESUS MIT SEINEN Jüngern, und ſie kamen von ihrer Straße ab. Dann ſtießen ſie auf einen Hirten, der lag auf der Erde. Und Jeſus ſprach ihn an und fragte ihn, ob es weit zu einer Herberge ſei und um den Weg, der dorthin führe. Und der Hirt antwortete: »Das iſt der Weg, hier vor euern Augen«, und er wies ihn mit dem vorgeſtreckten Fuße.

Und ſie gingen weiter und trafen auf ein Hirtenmägdlein, und auch die fragte der Herr um den Weg, den ſie einzuſchlagen hätten. Das Mägdlein begleitete ſie bis zu einem Steine, der als Wegweiſer diente. Da ſagte Petrus zu dem Herrn: »Segne doch dieſes Mägdlein, das uns hergeführt hat.« Und Jeſus ſegnete ſie mit der Verheißung, ſie ſolle zum Gatten jenen Hirten erhalten, der ſich geweigert hatte, ihnen den Weg zu zeigen.

Und Petrus ſagte: »Warum ſegneſt du denn den Hirten, indem du ihm verheißeſt, er werde ein Mädchen wie dieſes und von ſo trefflicher Art heimführen?« Antwortete Jeſus: »Da der Hirt ſo durchaus faul iſt, das Mädchen aber ſonderlich regſam, ſo wird ſie ihn, der ſonſt ob ſeiner Trägheit zugrunde gehen müßte, retten können. Denn ich bin ein barmherziger Gott und füge die Ehen nach den Werken der Menſchen.«

Digitized by Google

23.

DAS PAAR AUF DEM BIRNBAUM.

WAR DA EINMAL EIN REICHER MANN, DER HATTE eine gar ſchöne Frau zur Gattin, und die liebte er über die Maßen und war arg eiferſüchtig. Nun wollte es Gott, daß dieſer Mann ein Übel an den Augen bekam, und davon wurde er blind, und er hatte keinen Schein des Lichtes, und nun trennte er ſich nicht mehr von ſeiner Gattin und ließ ſie keinen Schritt von ihm gehen aus Angſt, ſie könnte einen Fehltritt begehen.

Und es geſchah, daß ſich ein Mann aus der Gegend in dieſe Frau verliebte, und er ſah, da der Gatte allwege bei ihr war, keine Möglichkeit, mit ihr zu reden, und ſo gab er ihr durch Zeichen kund, daß er ſterblich in ſie verliebt ſei, und die Frau, die ſeine Leidenſchaft ſah, bekam Mitleid mit ihm und ſagte ihm durch Zeichen: »Du ſiehſt, was ich tun kann, er geht mir ja nicht von der Seite.« Und der Liebhaber wußte nicht was tun oder was ſagen, und da er keinen Weg zu finden vermochte, ſich mit ihr zu verſtändigen, ſo ließ er ſie durch Zeichen wiſſen, daß ſein Leben dahinſchwinden wolle, und als die Frau ſah, wie es um ihn ſtand, ſo dauerte er ſie, und ſie gedachte ihm ſeinen Willen zu tun. Sie verſchaffte ſich ein langes Rohr, und das eine Ende legte ſie ihm an das Ohr und redete dergeſtalt mit ihm, ſo leiſe, daß es ihr Gatte nicht hören konnte, und ſagte zu ihm: »Du dauerſt mich, und darum gedenke ich dir zu Willen zu ſein: komm in unſern Garten und ſteig auf den Birnbaum mit den vielen ſchönen Birnen und erwarte mich oben, ich werde zu dir hinaufkommen.« Und auf der Stelle ging der Edelmann in den Garten und ſtieg auf den Birnbaum und begann auf die Frau zu warten.

Und die Zeit kam, wo die Frau in dem Garten war und den guten Mann treffen wollte, und ihr Gatte war immer bei ihr, und ſie ſagte: »Mir iſt große Luſt nach den Birnen von jenem Baume dort gekommen, die ſo ſchön ſind.« Und ihr Gatte ſagte: »Rufe jemand, auf daß er dir welche pflücke.« Sagte ſie: »Ich will mir ſie ſelber pflücken, ſonſt würden ſie mir nicht ſchmecken.« Und ſie ſtand auf, um zu dem Baume zu gehen, und ihr Gatte ſtand auch auf und ging mit ihr, und ſie ſtieg auf den Baum, und er ſchlang ſeine Arme um den Stamm, auf daß niemand ihr nachſteigen könne.

Und als die Frau bei ihrem Liebhaber auf dem Birnbaum war und ſie

Digitized by Google

aneinander großen Troſt gewannen, geſchah es, daß ſich der Baum ſo ſehr rüttelte, daß die Birnen zu Boden und dem Gatten auf den Rücken fielen. Darum ſagte der Gatte: Was treibſt du, Frau, daß du nicht kommſt? Du wirfſt ja die Birnen in Menge herunter.« Antwortete die Frau: »Ich habe die Birnen von einem einzelnen Zweige haben wollen, und anders konnte ich ſie nicht bekommen.«

Nun ſollt ihr wiſſen, daß bei der Geſchichte der Hergott und St. Peter Zuſchauer waren, und St. Peter ſagte zu dem Herrgott: »Siehſt du denn nicht, welchen Streich die Frau ihrem Gatten ſpielt? Gib ihm doch das Augenlicht wieder, auf daß er ſehe, was ſein Weib treibt!« Sagte der Herrgott: »St. Peter, ich ſage dir, kaum wird er ſehen, ſo wird ſie auch ſchon einen Grund, nämlich eine Entſchuldigung gefunden haben, und darum ſoll er wieder ſehen, und du wirſt ſehen, was ſie ſagen wird.«

Und der Gatte bekam ſein Augenlicht wieder, und er blickte in die Höhe, und da ſah er, was die Frau trieb. Und er ſagte: »Was machſt du da mit dem Manne? Das iſt keine Ehre für dich oder für mich, das iſt keine Frauentreue.« Und ſchon antwortete die Frau und ſagte: »Hätte ich nicht das mit dem Mann da getan, ſo hätteſt du nimmer wieder geſehen.« Und als der Gatte dieſe Rede hörte, gab er ſich zufrieden.

Digitized by Google

24.

DER WIDERSPENSTIGEN ZÄHMUNG.

IN EINER MAURISCHEN STADT LEBTE EIN BIEDERMANN, der hatte einen Sohn, und das war der beſte Junge, den es nur geben konnte, aber nicht ſo reich, daß er ſo Vieles und ſo Großes hätte anſtellen können, wie es ihm ſein Sinn eingegeben hätte, und weil er zu dem guten Willen nicht auch das Vermögen hatte, war er in großer Betrübnis. Und in derſelbigen Stadt lebte ein anderer Mann, viel geehrter und reicher als ſein Vater, und der hatte eine einzige Tochter, die war gerade das Widerſpiel jenes Jünglings: ſo ſchöne Sitten dieſer hatte, ſo ſchlecht und verkehrt waren die ihrigen, und kein Menſch auf der Welt trug ein Verlangen, ſich mit dieſem Teufel zu verheiraten.

Der gute Jüngling trat eines Tages vor ſeinen Vater und ſagte, er wiſſe wohl, daß er nicht ſo viel Geld habe, daß er ihm die Mittel zu einem ehrenvollen Leben geben könnte, da ihm alſo nichts andres übrig bleibe, als ein armſeliges, elendes Leben zu führen oder außer Landes zu gehen, ſo dünke es ihn, wenn er den väterlichen Beifall erhalte, am beſten, es mit irgendeiner Heirat zu verſuchen, die ihm vorwärts helfen könnte. Und der Vater ſagte, damit ſei er durchaus einverſtanden, wenn er eine Verbindung finde, die ihm zuſage. Darauf ſagte der Sohn, der Vater möge ſich darum annehmen, daß ihm jener Biedermann ſeine Tochter zur Frau gebe. Dies gehört, verwunderte ſich der Vater baß, und er ſagte, wie er nur an ſo etwas denken könne, gebe es doch keinen Menſchen auf der Welt, der ſie kenne, der ſie, und ſei er noch ſo arm, heiraten wollte. Der Sohn aber ſagte, er wäre glücklich, wenn dieſe Heirat zuſtande käme, und drang ſo lange in den Vater, bis dieſer, ſo ſeltſam ihm auch die Geſchichte vorkam, doch darein willigte.

Und auf der Stelle ging er zu dem Biedermann, mit dem er gut Freund war, und ſagte ihm durchaus, wie es mit ſeinem Sohne ſtand, und bat ihn, da ſich der dieſe Heirat in den Kopf geſetzt habe und er damit einverſtanden ſei, um ſeine Zuſtimmung. Dies gehört, ſagte der Biedermann: »Bei Gott, Freund, täte ich das, ſo würde ich als gar falſcher Freund an Euch handeln: Euer Sohn iſt ein trefflicher Jüngling, und es wäre eine arge Schlechtigkeit, wenn ich ihn in ſein Unglück oder gar in ſeinen Tod rennen ließe, denn ich

Digitized by Google

weiß es ganz ſicher: wenn er meine Tochter heiratet, ſo wird dies entweder ſein Tod ſein oder doch ein ſolches Leben, daß er ihm den Tod vorzöge. Glaubt aber nicht etwa, ich ſagte das, um Euere Wünſche abzulehnen, nein, wenn Ihr das Mädchen durchaus haben wollt, ſo gebe ich es Euerm Sohne ebenſo gern wie jedem andern, der es mir abnimmt.« Und der Vater des Jünglings ſagte, er danke ihm von Herzen für ſeine Worte, bitte ihn aber, da ſein Sohn dieſe Heirat wünſche, nochmals um ſeine Einwilligung. Und ſo ging die Heirat vor ſich, und die Neuvermählte wurde in das Haus ihres Gatten geführt. Und bei den Mauren beſteht der Brauch, daß den neuen Eheleuten ein Abendeſſen bereitet und der Tiſch hingeſtellt wird und daß man ſie bis zum Morgen allein läßt. Auch jetzt tat man ſo, aber die Väter und die Mütter und die Verwandten des Paares waren in großer Sorge, da ſie meinten, ſie würden den jungen Ehemann am Morgen tot oder übel zugerichtet finden.

Als nun die beiden allein im Hauſe waren, ſetzten ſie ſich zu Tiſche. Bevor aber noch die junge Frau hätte ein Wörtlein reden können, ſchaute ihr Gatte rund um den Tiſch, und da ſah er ſeinen Hund, und zu dem ſagte er, einigermaßen heftig: »Hund, bring uns Waſſer für die Hände!« Und der Hund tat es nicht. Und er begann zu ergrimmen und ſagte ihm noch heftiger, er ſolle doch Waſſer bringen. Und der Hund tat es nicht. Und als er ſah, daß er es nicht tat, ſprang er, arg erboſt, vom Tiſche auf und packte ſein Schwert und ging auf den Hund los. Der nahm, als er ihn kommen ſah, Reißaus, und er ihm nach, und beide ſetzten über Kiſſen und Tiſch und Feuer, bis er ihn endlich hatte, und nun ſchlug er ihm den Kopf und alle Viere ab und hieb ihn in Stücke, ſo daß das ganze Haus und der ganze Tiſch und die Kiſſen mit Blut beſudelt waren.

Dergeſtalt grimmig und voller Blut, kam er zurück, um ſich zu Tiſche zu ſetzen, und wieder blickte er herum, und da ſah er einen Kater, und auch dem ſagte er, er ſolle Waſſer bringen. Und da es der Kater nicht tat, ſagte er: »Was, du elender Nichtsnutz, haſt du nicht geſehen, was ich dem Hunde getan habe, weil er ſich um meine Befehle nicht ſcherte? Wahrhaftig, bleibſt du auch nur einen Augenblick noch widerſpenſtig, ſo geht es dir wie dem Hunde!« Und der Kater gehorchte nicht, iſt er es doch ebenſowenig wie der Hund gewohnt, Waſſer zu bringen. Und weil jener nicht gehorchte, ſo ſprang er auf und packte ihn bei den Pfoten und ſchleuderte ihn an die Wand und zerſchmetterte ihn wohl zu hundert Stücken, und gegen ihn ſchien er noch grimmiger zu ſein als gegen den Hund.

Und in dieſem Zorn und Grimm und mit drohendem Gehaben kam er wieder zu Tiſche, und wieder blickte er nach allen Seiten. Und die Frau, die

Digitized by Google

alles hatte anſehen müſſen, meinte, er ſei verrückt oder von Sinnen, und ſprach kein Wörtlein. Und wie er ſo in jeden Winkel blickte, ſah er einen Hengſt, den er im Hauſe hatte, und der war ſein einziges Pferd, und auch zu ihm ſagte er heftig, er ſolle Waſſer bringen. Und da der das nicht tat, ſagte er: »Was, gnädiger Herr Hengſt, du glaubſt vielleicht, ich würde, weil ich kein andres Pferd habe, deiner ſchonen, wenn du nicht tuſt, was ich dich heiße; aber hüte dich wohl: wenn du unſeligerweiſe nicht tuſt, was ich dich heiße, ſo ſollſt du, das ſchwöre ich dir bei Gott, eines ebenſo elenden Todes ſterben wie die andern. Und auf der Welt gibt's nichts Lebendes, mit dem ich nicht, wenn es nicht täte, was ich ihm befehle, ebenſo verführe.« Und das Pferd blieb ruhig ſtehen. Und da er sah, daß es ihm nicht gehorchte, ſprang er hin und ſchlug ihm mit dem wildeſten Grimm, den er dartun konnte, den Kopf ab und hieb es in Stücke. Und die Frau, die ſolchermaßen Zeugin war, wie er das Pferd, obwohl es ſein einziges war, tötete und wie er ſagte, ebenſo werde er jedem tun, der ſeine Gebote nicht befolge, war überzeugt, daß das nicht zum Spaße geſchehe, und ſie geriet in ſo große Angſt, daß ſie nicht mehr wußte, ob ſie tot ſei oder lebendig.

Alſo zornig und grimmig und blutig kam er zum Tiſche zurück, und er ſchwur, wenn er tauſend Pferde und Männer und Weiber hätte, und ſie würden von ſeinen Geboten abweichen, ſo brächte er ſie alle um. Und dann ſetzte er ſich und blickte wieder nach allen Seiten, und das blutige Schwert hatte er über die Knie gelegt. Und wie er ſo jetzt dorthin, jetzt dahin blickte und nichts Lebendes mehr ſah, wandte er ſeinen Blick gar grimmig auf ſeine Frau und ſagte, das Schwert in der Fauſt, in größtem Zorne: »Steh auf und gib mir Waſſer für die Hände.« Und die Frau, die nichts andres erwartete, als daß er auch ſie in Stücke hauen werde, ſprang auf und holte ihm das Waſſer. Und er ſagte zu ihr: »Ha, wie ſehr danke ich Gott, daß du getan haſt, was ich dich hieß; in der Wut, in die mich dieſe Narren gebracht haben, hätte ich dir ebenſo getan wie ihnen.« Dann befahl er ihr, ihm zu eſſen zu geben, und ſie tat es. Und ſooft er ihr etwas ſagte, immer ſagte er es ſo heftig und in einem ſolchen Tone, daß ſie allwege glaubte, der Kopf breche ihr zu Scherben. Und ſo ging der Handel zwiſchen ihnen in dieſer Nacht, daß ſie kein Wörtlein redete, ſondern tat, was er ihr befahl. Und ſchließlich gingen ſie ſchlafen. Und nach einer Weile ſagte er: »Bei der Wut, die ich heute nacht habe, kann ich nicht richtig ſchlafen; ſieh zu, daß mich in der Frühe niemand weckt, und halte mir ein ordentliches Frühſtück bereit.«

Und kaum war es Tag geworden, ſo kamen die Väter und die Mütter und die Anverwandten an die Tür, und da ſie niemand ſprechen hörten, ſo

Digitized by Google

glaubten ſie, der Neuvermählte ſei tot oder wund, und in dieſem Glauben wurden ſie beſtärkt, als ſie durch die Türritzen nur die Frau und nicht auch den Mann ſahen. Und die Frau ſchlich, da ſie ſie an der Tür ſah, leiſe und in großer Furcht hin, und das erſte, was ſie ſagte, war: »Narren, unſelige, was tut ihr? Wie unterſteht ihr euch, an die Tür zu kommen und gar zu reden? Seid ſtill! Sonſt ſeid ihr alleſamt Kinder des Todes und ich dazu!« Darob verwunderten ſie ſich alle baß, nachdem ſie aber erfahren hatten, wie die zwei einig geworden waren, prieſen ſie den Jüngling höchlich, daß er es verſtanden hatte, das Erforderliche zu tun und ſich ſein Haus ordentlich einzurichten. Und von Stund an war die junge Frau die ſanfteſte und willigſte, und ſie führten miteinander das ſchönſte Leben.

Und ein paar Tage darauf wollte es der Schwäher dem Eidam nachtun, und er tötete auf dieſelbige Weiſe einen Hahn, ſeine Frau aber ſagte: »Wahrhaftig, lieber Freund, du beſinnſt dich etwas ſpät: und wenn du hundert Pferde töteteſt, würde dir das jetzt nichts mehr nützen, damit hätteſt du früher anfangen ſollen: jetzt kennen wir uns ſchon zu gut.«

Digitized by Google

25.

DER RÄTSELKAMPF.

ES WAR EINMAL EIN RITTER, DER HATTE VIEL GELD und Gut, aber er vertat alles im Waffenhandwerk. Und als er ſchließlich gar nichts mehr hatte, hörte er bei einem Turnier einen Herold, der rief aus, der König, ſein Herr, fordere männiglich heraus zum Redeſtreite mit ſeiner gar klugen Tochter: wer ſie überwinde, dem werde er auf der Stelle ſein halbes Reich geben und nach ſeinem Tode das ganze, wem aber ſie obſiege, der müſſe ſein Haupt verlieren. In ſeiner völligen Verzweiflung und weil er ſo die Möglichkeit hatte, mit einem Schlage alles Verlorene zurückzugewinnen, zog der Ritter hin.

Als er vor dem Könige und dem ganzen Hofe zu dem Redeſtreit mit der Prinzeſſin erſchien, wurde der Richtblock gebracht, der über und über gerötet war von dem Blute der Unterlegenen. Und die Prinzeſſin ſagte: »Ich laſſe Euch die Wahl, ob Ihr mir drei Rätſel aufgeben wollt oder ich Euch.« Er entſchied ſich für das Fragen und leiſtete einen Eid, der Wahrheit ihr Recht zu laſſen.

Dann begann er: »Auf dem Wege hieher habe ich einen Ritter getroffen, dem ſagte ich, eine Meile ſolle er mich tragen, die nächſte würde ich ihn tragen.« — »Das iſt nicht ſchwer zu erraten,« ſagte die Prinzeſſin, »er hat Euch ein Märlein erzählt und Ihr ihm ein andres.«

»Auf dem Wege litt ich unter der großen Kälte, und ſo ſtieg ich in einem Hauſe ab, um mich zu erwärmen, da das Feuer klein war, fachte ich es mit ſchlichten Wörtlein an.« Dieſes Rätſel konnte die Prinzeſſin nicht löſen, und ſo heiſchte ſie Friſt bis zum nächſten Morgen, er gewährte ſie ihr. Und verdutzt und verwirrt ſchickte ſie eines von ihren Fräulein nach dem andern zu dem Ritter mit dem Auftrage, alles zu tun, was er verlangen werde, wenn er nur die Löſung verrate. Aber er weigerte es einer jeden. Schließlich ging ſie ſelber zu ihm, und ihr enthüllte er die Löſung gegen das Verſprechen, ſie werde keinen Gebrauch davon machen.

Und am Morgen nahm der Streit ſeinen Fortgang, und auf ſeine Frage ſagte ſie die Löſung, daß die ſchlichten Wörtlein der Inhalt ſeines Stunden- oder Gebetbuchs ſeien, das er verbrannt habe, und dann forderte ſie ihn auf, die dritte Frage zu ſtellen. Und er ſagte: »Ich kam in einen Wald, und da war

Digitized by Google

manch ſchöne Hindin, und alle kamen zu mir und fügten ſich zu mir, und alle ließ ich laufen bis auf eine, und die habe ich durchbohrt.« Und ſie antwortete: »Das weiß ich nicht.« So war er denn Sieger und gewann alles zurück, was er im Waffenſpiel verloren hatte.

Digitized by Google

26.

DIE ANGST VOR DEM KATER.

EIN RITTER FREITE UM EINE DAME, ABER SIE WIES ſeine Bewerbung ab. Da verkleidete er ſich, ſo daß ihn niemand erkennen konnte, und ſtellte ſich närriſch und dumm, und ſo ging er noch einmal zu ihr.

Sie war argwöhniſch, und um hinter die Wahrheit zu kommen, ſtach ſie ihn mit Nadeln, und ſie ſetzte ihm einen Kater auf das Haupt, und der kratzte ihn allenthalben, ſo daß ihm die Haut in Stücke ging; aber der Ritter gab ſeine Verſtellung nicht auf. Derart ſeiner Stummheit verſichert, ging die Dame am Abende mit ihm zu Bette.

Und am Morgen ſtand er auf und begab ſich zum Turnier, und er ward Sieger, und die Dame bat ihn zu bleiben. Da ſagte er: »Ich getraue es mich nicht wegen des Katers.« Die Dame verſtand ihn, und ſo hatte ſie verdientermaßen die Schande.

Digitized by Google

27.

WAHRGESAGT UND GLÜCK ERJAGT.

IN DEM LANDE VON MAILAND WAR EINMAL EIN KNABE, Kürbeis mit Namen, der Sohn eines mäßig wohlhabenden Bauern, und als der Vater ſtarb, war er ein hübſcher Junge von zwölf Jahren. Und die Mutter ſagte zu ihm: »Kürbeis, nun müſſen wir mit dem leben, was uns dein Vater hinterlaſſen hat, aber ich dächte, wir machen hin und wieder Holz und bringen es nach Mailand, und das wollen wir mit unſerm Eſel tun, wie unſere Nachbarn.« Und das tat der Knabe, und er brachte manch ſchönes Stück Geld von Mailand heim. Eines Tages aber, als er in einem Erlenbuſch Holz gemacht hatte, konnte der Eſel, da es ſtark geregnet hatte, nicht los aus dem Schlamme, und gefreſſen hatte er auch zu wenig, und ſo verendete er. Kürbeis häutete ihn ab und trug die Haut nach Mailand und verkaufte ſie, das Geld brachte er ſeiner Mutter. Sie ließ ſich den Hergang erzählen und tröſtete ihn, daß ſie einen andern Eſel kaufen würden, und dann gingen ſie ſchlafen. Am Morgen aber ging Kürbeis nachſehen, was aus dem Eſel geworden ſei, und da ſah er eine Menge Vögel um ihn. Und er dachte: »Hätte ich ſo einen Vogel, ſo wäre ich reich.« Und er nahm Steine und verſcheuchte die Vögel, und dann kroch er in den Leib des Eſels, und die Raben kamen wieder, und er fing einen, den band er ſich mit einer Schnur an, und eine ſolche Freude war in ihm, daß er nicht daran dachte, zu ſeiner Mutter heimzukehren, ſondern ſich auf die Wanderung machte in der Richtung gen Sonnenuntergang.

Am Abend kam er in ein Dorf, etwa fünfzehn Meilen von Mailand, und da es Nacht werden wollte, ging er in ein Bauernhaus und bat die Frau um Herberge für ſich und ſeinen Vogel, und die Frau ſagte: »Mein Mann iſt nicht da, aber warte auf ihn, er wird dich wohl behalten.« Kürbeis wartete alſo und ſetzte ſich an die Haustür. Unterdeſſen nahm die Frau aus einer Schüſſel einen gebratenen Kapaun, ſchlug ihn in ein Tuch und legte ihn in den Schrein, dann nahm ſie aus einer Stürze eine Hühnerpaſtete und tat ſie in ein Schränkchen, und ſchließlich öffnete ſie den Backofen, zog einen Käſekuchen heraus und legte ihn auch in den Schrein. Kürbeis ſtellte ſich nichts zu ſehen, und die Frau meinte, er kümmere ſich um nichts. Bald darauf kam der Bauer heim, der Bartel hieß, und er fragte ſeine Frau: »Sofie, wer iſt der Burſche?« Sie ſagte: »Er will bei

Digitized by Google

uns übernachten, und wenn du willſt, ſo bin ich es zufrieden.« Bartel ſagte: »Meinetwegen«, ſetzte ſich zu Tiſche und ſagte dem Burſchen, er ſolle mit ihm eſſen. Kürbeis, der Hunger hatte, meinte, nun würden die Sachen aufgetragen werden, die die Frau weggelegt hatte, und ſetzte ſich froh zu Tiſche mit dem Raben im Arm. Die Frau aber brachte Hirſebrot, ein paar kalte Bohnen und zwei ſchlechte Fiſche mit etlichen Blättern Lauch. Bartel, der den ganzen Tag ein Feld nahe beim Hauſe umgegraben hatte, war tüchtig hungrig, er aß und ebenſo Kürbeis, wenn es ihnen auch nicht allzu gut ſchmeckte. Auch die Frau nahm, nachdem ſie ein wenig Wein gehoben hatte, einige Biſſen, und ſo aßen ſie einträchtig miteinander. Dann wies Bartel dem Burſchen eine Schlafſtelle an und ging mit ſeiner Frau ſchlafen.

Da nichts von dem, was die Frau zur Seite geſtellt hatte, auf den Tiſch gekommen war, hielt Kürbeis feſt dafür, daß die Frau einen ſchlechten Wandel führe, und das gedachte er, um ein beſſeres Eſſen als vorhin zu bekommen, Bartel auf eine neue Weiſe beizubringen. Nach einer Weile kniff er den Raben in das Bein, und der begann zu krächzen. Und er hieß ihn ſtille ſein und ſagte: »Es iſt nicht recht, daß du den guten Mann und die Frau weckſt, wo du doch weißt, wie trefflich ſie uns bewirtet haben.« Bartel hörte das alles, da fragte er: »Was hat er geſagt?« Kürbeis antwortete: »Er hat geſagt, er möchte ein Stückchen von der Hühnerpaſtete in dem Schränkchen.« Bartel ſprang auf und zu dem Schränkchen, da fand er die Paſtete. Sofort hieß er auch Kürbeis aufſtehen und holte Brot, und ſie aßen die Paſtete miteinander, und auch der Rabe bekam ſeinen Teil. Und Bartel ſagte: »Mich behandelt Sofie auf dieſe Weiſe und gibt mir Hirſebrot und Bohnen, und ſie ißt mit irgendeinem Pfaffen Hühnerpaſteten.« Und die Frau, die alles hörte, vermaledeite den Burſchen, daß er gekommen war.

Nach zwei Stunden machte Kürbeis den Raben wieder krächzen und tadelte ihn wieder mit lauter Rede, und Bartel fragte wieder, was der Rabe mit ſeinem Geſchrei wolle, und Kürbeis antwortete: »Nichts will er ſonſt, als etwas von dem Kapaun und dem Käſekuchen in dem Schrein.« Bartel ſprang auf und zu dem Schrein, da fand er einen Kapaun und einen Käſekuchen. Wieder rief er Kürbeis und aß mit ihm, nachdem er Wein geholt hatte, den Kapaun und den Kuchen, und auch dem Raben gaben ſie davon, und die Frau murrte. Und Bartel ſagte zu Kürbeis: »Sag mir doch, bitte, was iſt das für ein Vogel?« Kürbeis antwortete: »Das iſt ein Wahrſager, und er ſagt alles wahr, was des Tages oder nächtens geſchieht.« — »Nach dem, was ich geſehen habe,« ſagte Bartel, »glaube ich es, und darum bitte ich dich, verkauf mir ihn.« Kürbeis aber ſagte: »So viel Geld haſt du nicht.« Und Bartel ſagte: »Ich gebe dir fünf-

Digitized by Google

hundert Gulden und ein Paar Ochsen«, und Kürbeis sagte: «Da du mich heute aufgenommen hast, so bin ich es zufrieden, aber sagen muß ich dir noch, daß er sofort stirbt, wenn ihm jemand auf den Kopf pißt, anders kann er nicht sterben.« Und Bartel sagte: »Ich werde ihn an einer Schnur auf eine so hohe Stange setzen, daß ihm niemand wird auf den Kopf pissen können.« Und Kürbeis sagte, das dünke ihn sehr vernünftig. Frau Sofie aber, die alles gehört hatte, war ganz still.

Als es Tag geworden war, machte sich Kürbeis mit dem Gelde und den Ochsen auf den Weg, und er ging gegen Untergang. Bartel richtete die Stange her und setzte den Wahrsager hinauf, nahm seine Kühe und ging auf das Feld neben dem Hause zur Arbeit. Die Frau blieb mißvergnügt und traurig allein zu Hause. Da kam der Dorfpfaff und sagte: »Wie geht's uns?« Sie sagte: »Schlecht.« Und der Pfaff: »Warum?« Und sie erzählte die Geschichte mit der Pastete und dem Kapaun und dem Kuchen und von dem Burschen und dem Wahrsager und wie ihn Bartel um fünfhundert Gulden und ein Paar Ochsen gekauft habe, so daß sie es fortan nicht mehr miteinander haben könnten. Und der Pfaff sagte: »Und warum sollten wir mit dem Wahrsager nicht fertig werden? Kann man ihn denn nicht umbringen?« Die Frau sagte: »O ja, wenn einer auf ihn pißt.« — »Das tue ich gern.« — »Wie denn?« — Sagte der Pfaff: »Ich steige aufs Dach, du pochst innen über dem Kopf des Wahrsagers, und ich mache ein Loch ins Dach und stecke meinen Gesellen durch und pisse den Wahrsager tot.« Sagte die Frau: »Gott gebe Euerm Gesellen Wachstum und Kraft, so recht habt Ihr gesprochen!« Und der Pfaff stieg auf das Dach, Frau Sofie stieß mit einer Stange hinauf, der Pfaff deckte es ab, steckte seinen Gesellen durch das Sparrwerk recht weit hinein und begann zu pissen. Der Rabe, den ja jedes Aas lockt, roch nicht so bald das Aas des Pfaffen, als er aufblickte, und da er den Gesellen des Pfaffen sah, fuhr er in der Meinung, es sei ein Aas, was ja auch stimmte, mit den Klauen auf ihn los und packte ihn mit dem Schnabel. Dergestalt an dem Gemächt gefaßt, begann der Pfaff erbärmlich zu schreien. Bartel auf dem Felde blickte auf, da sah er den schreienden Pfaffen auf dem Dache. Sofort lief er heim, und nun sah er, wie sein Wahrsager mit dem Aas des Pfaffen umging, und er schrie: »Wahrsager, halt fest!« Und der Pfaff sagte vor Schmerz und Todesfurcht, als er Bartel hörte: »Hilf mir, Bartel!« Bartel schrie wieder: »Nicht auslassen, Wahrsager!« Endlich sagte der Pfaff in seiner großen Angst: »Bartel, ich verspreche dir, wenn du machst, daß mich der Wahrsager losläßt, so komme ich nie mehr in dein Haus, und überdies gebe ich dir noch dreihundert Gulden und ein Pferd und einen neuen Chorrock.« Dies gehört, sagte Bartel, er sei einverstanden. Und er nahm die Schnur, an die der Wahrsager

Digitized by Google

gebunden war, und riß daran, so daß das ganze Aas des Pfaffen in Fetzen ging, wie der denn auch dann nicht mehr lange lebte, und der Pfaff holte die dreihundert Gulden und das Pferd und den Chorrock, und er schlich schier tot weg. Und Bartel bestieg das Pferd und nahm die dreihundert Gulden und den Chorrock und ritt die Straße, die Kürbeis gegangen war. Und als er ihn eingeholt hatte, erzählte er ihm die Geschichte von dem Wahrsager und dem Pfaffen, und dann sagte er: »Ich habe dich nicht richtig bezahlt, da gebe ich dir noch das Pferd und dreihundert Gulden, aber ich bitte dich, gib mir die Ochsen zurück und laß mir den Chorrock.« Kürbeis sagte, er sei es zufrieden, und nahm das Geld und das Pferd und gab die Ochsen zurück, und sie befahlen einander dem Herrgott. Und als Kürbeis mit seinen achthundert Gulden in der Tasche zu Pferde gestiegen war, sagte er: »Jetzt kann ich ein großer Herr sein, und weil ich zu Pferde bin und so viel Geld habe, so will ich fortan nicht mehr Kürbeis heißen, sondern der Herr vom Turm.« Und er schlug den Weg nach Troyes in der Champagne ein und überschritt bei Brig die Alpen, und so gelangte er in die Ebene der Champagne.

Unterm Reiten sah er einen, der hoch aufgerichtet dastand, als wollte er jetzt und jetzt laufen, verwundert ritt er hin zu ihm und fragte ihn, was er mache. Der Mann antwortete: »Einen Rehbock will ich fangen.« — »Aber du hast doch weder Hund noch Netz, wie willst du ihn fangen?« — »Ich fange ihn laufend.« — »Wie kann das sein?« — »Warte, so wirst du es sehen.« Nach einer Weile brach ein Bock aus dem Busche, und schon war der Mann hinter ihm her, und in ein paar Sätzen hatte er ihn gefangen und brachte ihn dem Herrn vom Turm mit den Worten: »Jetzt seht Ihr, wie ich laufe.« Turm antwortete: »Wahrhaftig, du läufst gut, und ich sage dir, wenn du mit mir kommen willst, so gebe ich dir hundert Gulden und die Kost, und gewinne ich etwas, so erhältst du deinen Teil: aber sag mir deinen Namen.« Der Mann antwortete: »Ich heiße Rundum, und ich will mit dir gehen, und gib mir die hundert Gulden.« Turm zog den Beutel und gab ihm hundert Gulden, und Rundum ging mit ihm.

Nach einem Stück Weges sah Turm in einiger Entfernung einen Mann auf der Erde liegen, und er sagte zu Rundum: »Der muß tot sein.« Rundum sagte: »Ich will nachsehen.« Und schon war er auch bei ihm, und da sah er, daß er lebte. Auch Turm kam hin, und er sah, daß der Mann das Ohr an die Erde hielt, er fragte ihn: »Was machst du?« — »Ich höre, wie das Gras wächst.« Turm war baß erstaunt und wollte es nicht glauben, aber der Mann sagte: »Ich habe gehört, wie Ihr sagtet: »Der ist tot.« Nun fragte ihn Turm, ob er mit ihm ziehen wolle und wie er heiße, und der Mann sagte: »Mein Name ist Horch-

Digitized by Google

auf, und wenn Ihr mir einen Lohn zahlt, ſo bin ich einverſtanden.« Turm bot ihm hundert Gulden, und Horchauf ging mit ihnen.

Wieder nach einem Weilchen trafen ſie einen, der ſtand da mit geſpannter Armbruſt und den Bolzen aufgelegt, und Turm fragte ihn, was er mache. »Ich will mir einen Vogel zum Frühſtück ſchießen.« — »Wie wollteſt du denn hier einen bekommen, wo kein Baum iſt, daß die Vögel aufſitzen könnten?« — »Wenn du warten willſt, ſo wirſt du ſehen, was du nicht glaubſt.« Und als dann eine Schwalbe hoch in der Luft dahinflog, ſchoß ſie der Mann, ſo daß ſie Turm zu Füßen fiel. Der meinte, da er dieſe Geſchicklichkeit ſah, daß auch dieſer ein guter Geſell wäre, fragte ihn um den Namen und bot ihm, wenn er mitgehen wolle, hundert Gulden, und der Mann ſagte, er heiße Gradaus und er gehe mit, und nahm die hundert Gulden, und ſo zogen ſie weiter.

Sie waren nur noch eine Tagereiſe von Paris, da trafen ſie einen, der ſaß vor einem Mühlwerk ohne Waſſerrad und ohne Windflügel. Turm ſagte: »Was macht der nur?« Und ſie gingen hin und fragten ihn. Er antwortete: »Ich mahle Korn mit meinem Blaſen.« Turm ſagte: »Da mußt du einen guten Atem haben.« Der Mann ſagte: »Ihr ſollt Euch überzeugen.« Und er ſchüttete drei Scheffel Korn in den Rumpf und blies den Mühlſtein an, und der begann ſich zu drehen und drehte ſich, bis die drei Scheffel Korn gemahlen waren. Turm fragte ihn, ob er für hundert Gulden mitgehen wolle und wie er heiße. Der Mann antwortete: »Ich bin der Feger und bin mit den hundert Gulden zufrieden.« Turm gab ſie ihm, und auch der Feger ging mit.

Als ſich nun der Herr vom Turm mit ſeinen Geſellen der Stadt Paris näherte, hörte er ſagen, König Philipp habe eine Tochter, Druſiana mit Namen, eine mannbare Jungfrau, und es ſei feſtgeſetzt, wer ſie im Wettlaufe beſiege, der ſolle ſie zur Gattin erhalten, und wer verliere, müſſe ſterben, viele hätten es ſchon gewagt, aber alleſamt ſeien ſie hingerichtet worden, weil ihnen die Jungfrau vorgekommen ſei. Dies gehört, nahm Turm Rundum beiſeite und fragte ihn, ob er mit Druſiana laufen und ihr die Stirn bieten wolle. Rundum ſagte: »Herr, zweifelt nicht daran, ich werde ihr obſiegen, auch wenn ſie flöge, und Ihr werdet Euern Willen an ihr haben.« Dem Herrn vom Turm gefiel die ſchöne Rede und das Angebot Rundums, und zu den andern drei gewandt, ſagte er: »Und was meint ihr?« Der Feger ſagte: »Herr, da du einmal König Philipps Tochter, die ſchöne Läuferin, haben willſt, ſo ſage ich dir wahrhaftig, ich verſpreche dir, daß ich ſie, wenn Rundum ſie nicht erlaufen könnte, mit meinem Blaſen zurückhalten würde, ſo daß er leicht vor ihr ans Ziel kommen wird, und ſo wirſt du Druſiana bekommen.« Der Herr vom Turm ſagte befriedigt: »Nun, und ihr zwei, was ſagt ihr?« Da ſagten Horchauf und Gradaus, ſie

Digitized by Google

würden mit ihren Künſten zur Stelle ſein, und wenn es die Not erheiſchte, ſo würden ſie tun, was geſchehen müßte. Der Herr vom Turm war mit allem zufrieden und ließ es ſich verſprechen.

In Paris angelangt, ſtiegen ſie in einer Herberge ab, der Herr vom Turm kleidete ſie alleſamt und ließ ſie einige Tage der Ruhe pflegen, und dann ging er an den Hof zu König Philipp und ſagte ihm, er ſei gekommen, um ſein Eidam zu werden, und er wolle ſich dem geltenden Brauche unterwerfen. Der König ſagte, ihm ſei es recht, und er ſetzte einen Tag feſt, dann ließ er den Herrn vom Turm in Gewahrſam nehmen, um ihm, wenn der verliere, den er geſtellt hatte, damit er mit Druſiana laufe, den Kopf abſchlagen zu laſſen.

Der beſtimmte Tag, ein Sonntag, war da, die Zuſchauer hatten ſich eingeſtellt, und Rundum trat vor den König und fragte, wo die Bahn ſei. Und der König ſagte: »Ihr werdet jedes mit einer Lederflaſche nach St. Denis laufen, und wer früher die Flaſche voll Waſſers aus dem Quell von St. Denis zurückbringt, ſoll Sieger ſein, und wer hintenbleibt, wird verloren haben.« Dies gehört, ſagte Rundum: »Gib alſo das Zeichen!« Der Feger aber hatte ſich mit Horchauf und Gradaus an der Straße aufgeſtellt, und ſie warteten auch auf das Zeichen. Und kaum war das Zeichen gegeben und hatte das Fräulein zu laufen begonnen, ſo war auch ſchon Rundum, der ja jegliches Weſen an Schnelligkeit übertraf, in St. Denis, füllte die Flaſche mit dem Waſſer des Quells und lief zurück, und auf dem halben Wege traf er Druſiana. Und ſie hielt ihn auf und ſagte: »Nun ſehe ich, Jüngling, daß du gewonnen haſt, und wahrhaftig, ich ſage dir, gut haſt du deinem und meinem Herrn gedient! Und darum könnten wir unbeſorgt ein wenig raſten.« Durch dieſe ſüßen Worte bewogen, ſetzte ſich Rundum mit Druſiana, und die begann gar ſüß zu ſingen und ſang ihn richtig in den Schlaf. Und als ſie ſah, daß er ſchlief, zog ſie ihm unter dem Kopf die Flaſche mit dem Waſſer weg und tat die leere an ihre Stelle, und damit trat ſie den Rückweg nach Paris an. Der Feger aber ſagte, da er Druſiana kommen ſah: »Es ſteht ſchlimm.« Und er trat ihr entgegen und blies ſie zurück, und als ſie wieder näher kam, trieb er ſie zehnmal ſo weit rückwärts, und ſo hielt er ſie einige Zeit auf. Als aber Rundum noch immer nicht kommen wollte, ſagte er: »Wahrhaftig, er iſt tot.« Da ſagte Horchauf: »Sofort werde ich wiſſen, was es mit ihm iſt«, und er legte das Ohr an die Erde und ſagte: »Er ſchläft.« Und Gradaus ſagte: »Wieweit kann es ſein, wo er ſchläft? Und an welcher Straßenſeite hat er ſich niedergelegt?« Horchauf ſagte: »Drei Meilen und an der rechten Seite.« Und Gradaus ſpannte die Armbruſt und legte einen Bolzen auf, und er durchſchoß die Flaſche unter Rundums Kopf. Der ward munter, und als er die leere Flaſche ſah, dachte er: »Ich bin betrogen worden.« In der Hoffnung aber, der

Digitized by Google

Feger werde die Jungfrau zurückgehalten haben, nahm er die Flasche, lief zurück nach St. Denis, füllte sie, kehrte um, und in einem Augenblicke war er in Paris, früher als das Fräulein.

Nach der Vermählung seiner Tochter, die mit großen Festlichkeiten begangen wurde, gab König Philipp seinem Eidam, dem Herrn vom Turm, einen Teil Frankreichs, und der Herr vom Turm machte seine Gesellen Rundum, den Feger, Gradaus und Horchauf zu Grafen und begabte sie mit Land, und so lebten sie allesamt lange Zeit in Freuden und Glück.

Digitized by Google

28.

DER QUELL DES LEBENS.

ES WAR EINMAL EIN KÖNIG, DER LAG AN EINER unheilbaren Krankheit danieder, und von dem Arzte erfuhr er, daß er nie würde geheilt werden können, er hätte denn Waſſer von dem Lebensquell, das eine Arznei für jegliches Siechtum ſei. Da rief er ſeine drei Söhne zu ſich und bat ſie, durch die Lande zu ziehen und die Waſſer zu verſuchen, und dem, der ihm das Waſſer des Lebens bringe, dem werde er das Reich hinterlaſſen. Die Söhne ließen ſich Geld geben und verteilten die ganze Erde unter ſich dergeſtalt, daß der eine an den Ufern, der andere durch die Ebenen und der jüngſte über die Berge gehen ſollte.

Schließlich kam der jüngſte auf ſeiner Wanderung durch ungeheure Wälder und zu einem Hauſe, und dort lebte ein Greis, von dem er belehrt werden ſollte, wo der Quell der Jugend ſei, und der Greis legte ihm viele und vielerlei Gefahren dar, die ſeiner harrten, und er ſagte: »Wenn du dich nicht getrauſt, ſie anzupacken und zu überwinden, wäre es beſſer, du bliebeſt, als du gingeſt.« Die erſte Gefahr ſei eine Schlange, und die habe er zu töten. Und die zweite ſei ein Schwarm von Mägdlein, die dürfe er nicht anſehen. Die dritte Gefahr ſei, daß er bei einer Begegnung mit Rittern und Baronen, die ihm allerlei Waffen anbieten würden, etwas davon annehme. Und die vierte ſei bei dem Eintritt in den Palaſt, wo die Jungfrau ſei, die den Schlüſſel zu dem Lebensquell habe: denn an der Pforte ſeien Glöckchen, und die erklängen bei der leiſeſten Berührung, und dann würden Ritter kommen und den Fremdling töten, und gegen dieſe Gefahr gab ihm der Einſiedler einen Schwamm, mit dem ſollte er die Glöckchen füllen, auf daß ſie nicht tönten. Und damit ging der Jüngling.

Die Schlange reckte ſich gegen ihn, aber er ſprang ſie mit der Lanze an und tötete ſie mit geringer Mühe. Dann führte ihn der Weg zu einer Wieſe, und da kamen ihm ſchöne Frauen entgegen, und er verhüllte ſein Geſicht und ſchied wortlos von ihnen. Und als er zu einer prächtigen Burg gekommen war, bewillkommneten ihn Ritter und Barone und boten ihm Waffen jeglicher Art zum Geſchenke und wollten ihn mit edeln Roſſen begaben, und er verſchmähte alles. Und bei dem Palaſte angelangt, füllte er die Glocken mit dem Schwamme,

Digitized by Google

und dann trat er ein, und da sah er eine Maid von wundersamer Schönheit, und er bat sie, ihm von dem Wasser des Jugendquells zu geben. Und sie sagte: »Von meinem Vater ist mir gesagt worden, ich solle meine Hand dem Ritter reichen, der nach Überwindung all der Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen würden, zu mir kommen werde, und weil das du bist, so sollst du nicht nur Wasser von dem Jugendquell, sondern auch mich haben, die ich deine Gattin sein will.«

Und nachdem er sich mit der Jungfrau vermählt hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück und gab ihm das Fläschchen mit dem Wasser des Lebens, und der Vater gab ihm das Reich.

Digitized by Google

29.

DER RÄUBER UND SEINE SÖHNE.

ES WAR EINMAL EIN WEIT UND BREIT BERUFENER Räuber, der hatte ſich, um durch Diebſtahl, Plünderung und Mord Reichtümer zu ſammeln, mit vielen zuſammengetan, die dieſem ſchlechten, verkehrten Wege nachſtrebten, und als ihr Hauptmann ſchlug er ſeine Wohnung nicht in den Mauern der Stadt oder hinter den Gräben der Burgen auf, ſondern in Einöden, Grüften und Höhlen der Berge und in dem dunklen Dickicht der Wälder, und bei Tag und bei Nacht lauerte er mit ſeinen Geſellen an ſchwierigen Übergängen der königlichen Straßen, und wer ihm, wie es das Verhängnis wollte, in die Hände fiel, dem raubte er, wes Standes oder Geſchlechts er auch war, erbarmungslos Gut und Leben. In ſolcher Bosheit verbrachte er ſein Leben bis auf ſeine alten Tage, als er aber dermaßen eine ungeheuere Menge Goldes und Silbers errafft hatte, entſagte er endlich in der Erkenntnis, daß keine Tat unbeſtraft und kein Geheimnis verborgen bleibt[1] und daß die auf Unbill gegründete Macht nicht allzu lang in Bosheit prangen[2] kann, seinem ſchlimmen Wandel, um den Reſt ſeines Lebens in Ehrbarkeit und Tugendübung zu verbringen. Und männiglich wunderte ſich, daß der Mohr ſeine Haut gewechſelt und der bunte Panter die bunten Flecken abgetan hatte[3].

Und als er dann gar alt und ſchwach geworden war, wollte er die drei Söhne, die ihm ſeine Gattin geboren hatte, einen ehrlichern Beruf als den ſeinigen lernen laſſen, und er ſchlug ihnen allerlei Handwerk und Hantierung vor und ließ ihnen die Freiheit der Wahl, und jeder ſollte ein Drittel ſeines Guts erhalten. Sie hielten Rat miteinander, und dann gaben ſie einſtimmig die Antwort, ſie wollten kein andres Handwerk treiben als das, womit der Vater ſich und ſie ernährt hatte. Der Vater aber ſagte: »Da es denn euer einſtimmiger Wunſch iſt, von der Ehrlichkeit und dem ſicheren Wege abzugehen und den Unglücksweg einzuſchlagen, der in Gefahr und Verderben führt und auf dem es keine Umkehr gibt, ſo mag es mit euerer Wahl ſein Bewenden haben, und ihr mögt in Lebensgefahr und bei Sommerhitze und Winterfroſt nach neuen

[1] *Matthäus, 10, 26.* [2] *Jeremia, 11, 15.* [3] *Jeremia, 13, 23, vgl. auch eine Stelle in der erſten Strafrede für Kaiſer Julian von Gregor von Nazianz (Migne, Patr. graeca, XXXIV, 584), Hadrin Junius überſetzt ſie: »Ut panthera verſiculor maculas non amittit, nec Aethiops colorem mutat . . .« Adagia, 1643, 389).*

Digitized by Google

Reichtümern trachten, denn von den meinigen bekommt ihr keiner auch nur einen Groschen. Immerhin sollt ihr bedenken, daß nur wenigen, die diesen Weg beschreiten, ein glücklicher Ausgang beschieden ist.« Die Söhne aber verachteten die väterlichen Ermahnungen und wollten gleich in der folgenden Nacht das Pferd der Königin stehlen, das einen unermeßlichen Wert hatte, und das machten sie so:

Da sie gehört hatten, das Pferd verschmähe jedes Futter außer Roßwicke, so sammelten sie von diesem Grase ein Bündel, und darein steckten sie den jüngsten von ihnen, und das Bündel trugen sie gegen Abend auf den Markt, um es feil zu halten. Und der Stallmeister der Königin, der in gewohnter Weise auf den Markt ging, kaufte es und trug es auf den Schultern in den Stall und legte es dem Pferde in die Krippe, dann verschloß er die Tür und ging schlafen. Und um Mitternacht, wo alle Sterblichen in tiefstem Schlaf liegen, machte sich der, der im grünen Grase lauerte [1], los, legte dem Pferde den goldenen Zaum an, behängte es mit der seidenen Decke und versah es mit dem Sattel und dem Brustriemen und dem ganzen Geschirr, das aus dem lautersten Golde war, und die Schellen aus demselben Metall, die herabhingen, verstopfte er, auf daß sie keinen Klang gäben, mit Wachs. Dann öffnete er die Tür, bestieg das Pferd und schlug in scharfem Trab den Weg ein zu dem Orte, wohin ihn die Brüder beschieden hatten. Aber der Anfang des Diebshandwerkes gelang ihm nicht wohl, denn die Stadtwächter sahen ihn, und sie verfolgten ihn, und an dem vorbestimmten Orte angelangt, wurde er samt seinen Brüdern ergriffen. Am Morgen wurden sie dann alle drei vor die Königin geführt, und als die sah, daß sie gar weidliche Gesellen waren, und hörte, sie seien die Söhne jenes einst berühmten Räubers, der ihr ein Freund war, so ließ sie sie zurück in den Kerker führen und schickte um den Vater. Und der kam, und die Königin fragte ihn, ob er seine Söhne lösen wolle, er aber sagte, nicht einen Pfennig wolle er an sie wenden. Da sagte die Königin: »Erzähle mir die ärgsten Abenteuer, die dir bei der Räuberei zugestoßen sind, und ich will dir die Söhne in Freiheit zurückgeben.« Und der alte Räuber sagte: »Wenn es, um mit dem Dichter zu sprechen, leicht ist, Worte zu verlieren, und gering nur der Schade [2], so erachte ich es für viel leichter, mit Worten zu gewinnen. Vernimm denn, o Königin, für dein Versprechen die Abenteuer, die mir am meisten Schrecken gebracht haben.

Wir hatten einmal gehört, daß ein Riese, der viel Tausende Mark Goldes und Silbers besaß, etwa zwanzig Meilen hinter der letzten Siedelung der Menschen in einer Einöde lebe. Da taten wir uns in Geldgier unser hundert Räuber zusammen, und unter großer Mühsal gelangten wir zu seiner Behausung,

[1] *Virgil, Georgica, IV, 457f.* [2] *Ovid, Her., VII, 6.*

Digitized by Google

zu unſerer Freude war er nicht da, und ſo trugen wir alles Gold und Silber weg, das wir nur finden konnten. Als wir dann aber, uns völlig ſicher fühlend, auf dem Heimwege waren, kam uns jener Rieſe mit neun andern unverſehens über den Hals, und wir hundert wurden, ach, die Schande!, von den zehnen gefangen. Und ſie teilten uns unter ſich auf, und ich fiel mit neun meiner Geſellen auf den Teil des Rieſen, dem wir die Schätze genommen hatten, und er, der wie ein Denkmal von mehr als dreizehn Ellen Höhe ausſah, band uns die Hände auf den Rücken und trieb uns wie eine Herde Schafe in ſeine Behauſung. Wir boten ihm ein unermeßliches Löſegeld, er aber antwortete höhniſch, er nehme nichts ſonſt als unſer Fleiſch, langte ſich auf der Stelle den Feiſteſten unter uns heraus, erwürgte und zerſtückelte ihn und warf die Brocken, einen nach dem andern, in den Keſſel. Aber warum ſo viel Worte? So wie dieſen erwürgte, ſiedete und verzehrte er alle meine Geſellen, und mich zwang er, von jeglichem zu eſſen. Und als er dann auch mich abkehlen wollte, log ich ihm vor, ich ſei Arzt, und verſprach ihm, ich würde ihm, wenn er mir das Leben ſchenke, die Augen heilen, die ihn arg ſchmerzten. Und um der Heilung ſeiner Augen willen ſtimmte er zu, bat mich auch überdies, das Verheißene raſch zuwege zu bringen, und ſo ſetzte ich einen Eimer Öl ans Feuer und tat dazu Kalk, Salz, Schwefel und Operment und wovon ich ſonſt noch wußte, daß es den Augen ſchädlich iſt, und das ziſchende Gemengſel goß ich ihm unverſehens über den Kopf. Und das ſiedende Öl fraß ihm das Fleiſch von den Knochen und runzelte ihm die Haut und dörrte ihm die Sehnen und nahm ihm auch das letzte Reſtchen von Augenlicht, und wie ſich dann dieſes ungeheure Denkmal gleich einem, der die fallende Sucht hat, auf den Flieſen wälzte, brüllend jetzt wie ein Löwe, jetzt wie ein Stier, bot es mir ein entſetzliches Schauſpiel. Als ihm aber keine Linderung ſeiner Schmerzen ward, packte er in grimmiger Wut ſeine Keule und ſchlug damit wild herum auf die Wände und den Eſtrich. Was ſollte ich tun? Wohin fliehen? Ringsum war das Haus feſt gemauert, und keinen Ausgang gab's als die Tür, und die war mit eiſernen Riegeln verſchloſſen, und ſo blieb mir nichts übrig, als über eine Leiter unter das Dach zu ſteigen, und dort hängte ich mich mit beiden Händen an einen Balken, und ſo hing ich die Nacht und den ganzen Tag. Als ich das aber nicht mehr aushalten konnte, ſtieg ich wieder hinab und verbarg mich bald hier, bald dort, einmal zwiſchen den Schenkeln des Rieſen ſelber, ein andermal in der Herde ſeiner Schafe, deren hatte er wohl tauſend, und in der Frühe entließ er ſie, nachdem er ſie gezählt und das feiſteſte zurückbehalten hatte, auf die Weide, und am Abende kamen ſie, ich weiß nicht, durch was Zauber oder Malefiz von ſelber vollzählig heim. Und um endlich zu entrinnen, legte ich ein zottiges Widderfell an und befeſtigte mir Hörner an

Digitized by Google

dem Kopfe, und ſo miſchte ich mich unter die hinausgehenden Schafe. Und als ich ihm unter die zählenden Hände kam, behielt er mich nach der Betaſtung als feiſt zurück und ſagte: »Mit dir werde ich mir zum Frühſtück den Wanſt füllen.« So lief ich ihm ſiebenmal unter die Hände, und ſiebenmal behielt er mich zurück, und immer wieder entſchlüpfte ich ihm. Zuletzt aber, als ich ihm wieder unter die Hände gekommen war und er mich befühlte, da packte ihn der Zorn, und er jagte mich zur Tür hinaus und ſchrie: »Weg mit dir! Die Wölfe mögen dich freſſen, weil du deinen Herrn ſo oft getäuſcht haſt!« Und ich lief davon, und als ich von dem Hauſe einen Steinwurf weit entfernt war, begann ich ihn zu höhnen, er aber zog ſich einen Ring vom Finger und ſagte: «Nimm ihn als Geſchenk, unziemlich wäre es, daß du von einem ſolchen Manne unbegabt ſchiedeſt.« Und ich ſteckte den Ring an, und ſchon war ich, ich weiß nicht, durch welches Malefiz gezwungen, in einem fort zu rufen: »Da bin ich, da bin ich.« Und trotz ſeiner Blindheit folgte er ununterbrochen der Stimme, ſprang über Baumgärten oder trat ſie nieder und rückte heran gleich als ein gewaltiges Ungetüm. Er war ſchon ganz nahe bei mir, als ich mir, da ich meinem Geſchrei keinen Einhalt tun und auch den Ring nicht von dem Finger bringen konnte, dieſen abbiß und ihn ihm hinwarf. So hatte ich denn meinen Leib um den Preis eines Gliedes gerettet.

Und mit der Erzählung dieſes einen Abenteuers mit ſeinen vielen Gefahren habe ich, Königin, den einen Sohn gelöſt, für die andern zwei will ich andere Erlebniſſe berichten.

Dergeſtalt dem Rieſen entronnen, begann ich, ohne eine Ahnung, wohin ich mich wenden ſollte, die unwegſame Wildnis zu durchirren. Oft und oft erkletterte ich hohe Tannen und Zedern, oft auch Bergesgipfel, ob ich wenigſtens in der Ferne eine wirtliche Gegend erſpähen könnte, aber weit und breit war nichts zu ſehen als Wälder und Himmel. Und von den Zinnen der Berge ſtieg ich gleich als in einen Abgrund in die Tiefe der Täler und dann wieder himmelan auf Bergesſpitzen. Wieviel Löwen, Bären, Eber, Panther und Wölfe ich traf, auf wieviel Büffel- und Waldeſelherden ich ſtieß, wieviel bockfüßige Waldleute, wieviel Gattungen von Ungeheuern, die gegen mich Fremdling, ich weiß nicht, was zwiſchen den Zähnen murrten, wieviel zwei- und dreiköpfige Schlangen, die wider mich ziſchten, mir in den Weg liefen, daran auch nur zu denken, jagt mir Schrecken ein. Nachdem ich aber zwei Tage lang über Bergſtürze und Talmulden, zwiſchen Raubtieren und Schlangen hungernd, matt und furchtſam herumgeirrt war, gelangte ich endlich, als ſich die Sonne gegen Abend neigte, auf eine Bergesſpitze, und ſiehe da, in einer finſtern, erſchrecklich tiefen Schlucht erblicke ich in der Ferne einen Rauch, wie er von einem Backofen aufſteigt. Ich

Digitized by Google

merke mir den Ort, eile den Berg hinab, und ſiehe, an ſeinem Fuße finde ich drei Räuber, die vor kurzem gehenkt worden waren. Entſetzen packt mich, und ich beginne zu zaudern und an meinem Heil zu verzweifeln in der Meinung, ich ſei wieder in das Gebiet irgendeines Rieſen gekommen. Endlich aber aus der Not Mut ſchöpfend und auch des Lebens überdrüſſig geworden, gehe ich vor mich hin, und ſo komme ich zu einer Hütte, deren Tür offen ſteht, und drinnen ſehe ich eine Frau mit einem Kindlein bei Kohlenglut ſitzen.

Ich trete ein, grüße ſie und frage ſie, was ſie hier ſo allein mache, ob ſie einen Gatten habe und wie weit es noch zu Siedelungen von Menſchen ſei, und ſie ſagt mir, bis zu den erſten Menſchen ſeien es noch dreißig Meilen, und erzählt mir, in der verwichenen Nacht ſei ſie von Unholdinnen von der Bruſt ihres Mannes geriſſen und in die Wildnis entführt worden, und die Unholdinnen hätten ihr befohlen, ihr Söhnlein für den Abend zu kochen und es ihnen zum Verzehren vorzuſetzen. Darob packte mich das Mitleid, und ich verſprach ihr, das Söhnlein und ſie ſelber zu retten, und trotz meiner argen Ermattung und trotz dem mich quälenden Hunger und obwohl ich an meinem eigenen Heile verzweifelte, lief ich hin, wo die drei Räuber hingen, nahm den mittlern, der der feiſteſte war, herunter und brachte ihn der Frau und hieß ſie, ihn anſtatt des Knäbleins, das ſie mir übergeben ſolle, den Unholdinnen vorzuſetzen. Und ſie gab mir das Söhnlein, und den Räuber zerſtückelte ſie und ſetzte ihn ans Feuer. Das Söhnlein verbarg ich in einem hohlen Baum, mich aber in der Nähe des Hauſes, einmal um die Unholdinnen zu ſehen, wann ſie kommen würden, und dann auch, um im Notfall der Frau zu helfen.

Und als die Sonne in die heſperiſchen Wälder tauchte, ſah ich etwas wie Äffinnen in unzähliger Menge von den Bergen herabkommen, und ſie machten einen Rieſenlärm und ſchleiften, ich weiß nicht, was Blutiges nach. Und in dem Hauſe angelangt, entzündeten ſie ein mächtiges Feuer, und das Blutige zerriſſen ſie mit den Zähnen und verſchlangen es, und nach einer Weile nahmen ſie die unheimliche Brühe von dem Feuer, verteilten die Stücke des gekochten Räubers untereinander und hielten ihr Thyeſteiſches Mahl. Dann fragte die, die der andern Oberhaupt zu ſein ſchien, die Frau, ob das, was ſie gegeſſen hätten, ihr Sohn geweſen ſei. Sie bejahte, aber die Unholdin ſagte: »Ich meine eher, du haſt ihn zurückbehalten und uns einen jener drei Räuber vorgeſetzt. Und um das raſch feſtzuſtellen, ſo geht« — und das ſagte ſie zu drei ihrer Geſellinnen — »und bringt mir von einem jeden Räuber ein Stück Fleiſch.« Dies gehört, lief ich, was ich nur konnte, und hängte mich mit den Händen zwiſchen die zwei Räuber. Und die Unholdinnen kamen hinter mir, und ſie ſchnitten den zwei Räubern Stücke Fleiſches aus dem Hintern und das dritte mir aus dem Schenkel,

Digitized by Google

und heute noch habe ich die Narbe und die Höhlung, und damit kehrten ſie zu ihrer Meiſterin zurück.

Mit dieſer Geſchichte voller Gefahren glaube ich dir, o Königin, für den zweiten Sohn Genüge getan zu haben, für den dritten will ich dir das Ende des Abenteuers erzählen.

Alſo ſchwer verwundet, ließ ich mich von dem Holze, an dem ich gehangen hatte, herab und verband mir die Wunde mit Linnenzeug, das Blut aber, das wie ein Bächlein lief, vermochte ich trotz allen Bemühungen nicht zu ſtillen. Mehr jedoch als um mich ſelber, um die Frau beſorgt, die zu ſchützen ich auf meine Treue verſprochen hatte, kehrte ich in mein finſteres Verſteck zurück, und dort ging es mir gar übel ob des allzugroßen Blutverluſtes, ob des Hungers und des Wachens und der Müdigkeit, ſo daß mir ſchier das Herz verzagen wollte. Und die oberſte Unholdin koſtete die Stücke der Räuber, und als ſie mit blutigem Munde mein Fleiſch verſucht hatte, rief ſie: »Raſch, bringt mir den mittlern Räuber, ſein Fleiſch iſt noch friſch und gar köſtlich.« Dies gehört, lief ich zu dem Galgen zurück und hängte mich wieder zwiſchen die Räuber. Wieder kamen dieſe Dienerinnen der Finſternis, nahmen mich herab von dem Holze und ſchleiften mich an den Händen und den Füßen und den Haaren über Stock und Stein bis zu dem Hauſe. Und ſchon ſchärften ſie ihre Zähne gegen mich, und ſchon gähnten gierig aller Münder, als ſie auf einmal, erſchreckt durch, ich weiß nicht, was für eine der ihrigen widrige Macht, bei den Dachluken und den ſonſtigen Öffnungen des Hauſes hinausfuhren, ſo daß ich ſamt der Frau unverſehrt zurückblieb.

Und zwei oder drei Stunden ſpäter folgte den verſcheuchten Finſterniſſen der Nacht und deren verſcheuchten Dienerinnen leuchtend die Morgenröte des Tages. Und ich machte mich mit der Frau und dem Kindlein auf, um die Wildnis zu durchqueren, und wir nährten uns von den Wurzeln der Kräuter und dem Laube der Bäume, und nach vierzig Tagen kamen wir zu Menſchen, und ich gab die Frau und das Kind den Ihrigen zurück.« Nach dieſer Erzählung gab die Königin dem Räuber zu ſeiner hohen Freude die drei Söhne zurück und beſchenkte ihn reichlich.

Digitized by Google

30.

WER HAT DIE NIEREN GEGESSEN?

DER HERRGOTT SCHLOSS SICH EINMAL EINEM Spielmann als Geſell an. Und es kam ein Tag, wo eine Hochzeit ausgerufen wurde und ebenſo der Tod eines reichen Mannes. Da ſagte der Spielmann: »Ich will zur Hochzeit gehen, und du gehe zu dem Toten.« Der Herrgott ging zu dem Toten, und er erweckte ihn, und damit gewann er hundert Goldſtücke. Der Spielmann ging zu der Hochzeit und aß ſich ſatt, als er dann heimkam, fand er ſeinen Geſellen, der einen Lohn gewonnen hatte, und darob lobte und ehrte er ihn. Da der aber noch nüchtern war, ſo ging der Spielmann, nachdem er ſich hatte Geld geben laſſen, und kaufte ein feiſtes Böcklein, und er briet es, und unterm Braten nahm er die Nieren heraus und aß ſie. Als dann ſein Geſell das Böcklein vor ſich hatte, fragte er um die Nieren, und der Spielmann ſagte: »In dieſem Lande haben ſie keine Nieren.«

Nun geſchah es ein andermal, daß zugleich mit einer Hochzeit der Tod eines reichen Mannes ausgerufen wurde, und da ſagte der Herrgott: »Heute will ich zu der Hochzeit gehen, und du gehſt zu dem Toten, du wirſt ihn erwecken, und wie du das machen ſollſt, werde ich dir ſagen: Zeichne ihn mit dem Kreuze und befiehl ihm, daß er aufſtehe, und er wird aufſtehen, aber laß dir vorher das Verſprechen geben.« Der Spielmann ſagte: »Gut, ich will es tun.« Der Tote war aber der Sohn eines großen Herrn, und dieſer wurde zornig, als er ſah, daß der Spielmann ſeinen Spott trieb, und er befahl, ihn am Halſe zu henken.

Als das der Herrgott erfuhr, ging er in die Stadt und zu dem Verurteilten und ſagte zu ihm: »Fürchte nichts, ich will ihn erwecken, aber ſag mir auf dein Gewiſſen: Wer hat denn die Nieren des Böckleins gegeſſen?« Der Spielmann antwortete: »Bei dieſem heiligen Reiche, mein Geſell, wohin ich gehen ſoll, ich hab ſie nicht gegeſſen.« Der Hergott, der ſah, daß er ihn nicht zu einem Geſtändnis zu bringen vermochte, bekam Mitleid mit ihm: er ging hin und erweckte den Toten, und ſo wurde der andere frei und erhielt, was ihm verſprochen geweſen war. Und als er heimkam, ſagte der Herrgott zu ihm: »Geſell, ich will mich von dir trennen, weil ich dich nicht ſo treu erfunden habe, wie ich geglaubt hätte.« Da der Spielmann ſah, daß es nicht anders ſein konnte, ſagte er: »Meinetwegen,

Digitized by Google

teilt, und ich werde mir meinen Teil nehmen.« Der Herrgott machte von dem Gelde drei Teile, da ſagte der Spielmann: »Was tut Ihr? Wir ſind ja nur unſer zwei.« Sagte der Herrgott: »Freilich: aber dieſer Teil iſt für den, der die Nieren gegeſſen hat, von den andern zweien iſt einer mein und der andere dein.« Nun ſagte der Spielmann: »Meiner Treu, da Ihr ſo ſagt, ſo ſage ich, daß ich die Nieren gegeſſen habe; denn ich bin ſchon ſo alt, daß ich nicht mehr lügen darf.«

Und ſo bringt das Geld Dinge an den Tag, von denen der Menſch ſagt, er würde ſie nicht ſagen, und wenn er ſich dadurch vom Tode zum Leben retten könnte.

Digitized by Google

31.

RATSCHLÄGE AM STERBEBETT.

ES WAR EINMAL EIN ALTER MANN, UND MIT DEM GING es ans Sterben, und da gab er seinem Sohne drei Ratschläge: zum ersten, er solle nichts kaufen, was ein anderer kaufen wolle, zum andern, er solle seine Freunde nicht oft besuchen, und zum dritten, er solle keine Frau nehmen, die nicht aus seinem Kirchspiel sei.

Als der Vater tot war, wollte der Sohn versuchen, ob diese Ratschläge gut seien, und so sagte er sich: »Ich will ihnen allen zuwiderhandeln.« Er sah, wie einer einen verschnittenen Hengst kaufen wollte, und da kaufte er ihn selber, alsbald ging das Roß ein. Nun erkannte er, wie richtig der Rat des Vaters war, und er deckte das Roß ab und hängte die Haut über dem Tische auf, um fortan immer an diesen Rat erinnert zu werden.

Er hatte eine Muhme, und zu der ritt er hin, und sie nahm ihn ehrlich auf. Nach einer Woche kam er wieder, und sie nahm ihn nicht so ehrlich auf. Und bald darauf ging er wieder zu ihr, und da setzte sie ihm nichts sonst vor als geronnene Milch. Die goß er in seinen Handschuh, und den trug er nach Hause und hängte ihn zu der Haut.

Dann freite er ein Weib, und er freite eine in einer andern Stadt, die eine Jungfrau sein sollte. Und um den Rat des Vaters wieder, aber besser zu erproben, da die Hochzeit schon nahe bevorstand, ging er gleich als ein Fremder in das Haus seines Schwähers, wo auch das Mädchen wohnte, die seine Gattin werden sollte, und in der Nacht schlich er in die Kammer, wo seine Braut schlief, und er fand einen Pfaffen bei ihr, und dem gab sie zum Abschied zwei Leinenkleider, und die stahl er ihm und trug sie nach Hause und hängte sie zu der Haut und der Milch.

Und als sein Schwäher mit der Tochter kam und sie ihm zu vermählen dachte, da wollte er sie nicht und erzählte ihm von dem Ratschlag seines Vaters und sagte ihm, wie seine Tochter, die er hätte heimführen sollen, eine Hure sei, und zeigte ihm den Beweis und lehnte es ab, sie zu heiraten. Und er führte ein ehrbares armes Mädchen aus seiner Nachbarschaft heim.

Digitized by Google

32.

SALOMOS DREI LEHREN.

KÖNIG SALOMO WAR NOCH EIN KNABE, UND ALS ER einmal auf der Straße vor ſich hin ging, begegnete ihm ein Mann, der drei Trauben trug, und für dieſe drei Trauben gab ihm der Knabe Salomo dre Lehren: die erſte lautete, er ſolle nie über eine Brücke reiten, ſondern vor jeder Brücke von dem Pferde ſteigen, die zweite, er ſolle nie mit einem Menſchen eine halbe Meile gehen, ohne ihn um ſeinen Namen zu fragen, und die dritte war, er ſolle mit niemand höher wetten als um einen Groſchen.

Als nun der Mann zu einer Brücke kam, ſtieg er nicht ab von dem Pferde, und da brach er ſich ein Bein. Dann geriet er mit einem Menſchen, der in ſeine Frau verliebt war, in einen Streit, weſſen Pferd der beſſere Renner ſei, und da wetteten ſie, daß ſich der, deſſen Pferd früher an einem beſtimmten Ziel anlange, aus dem Hauſe des andern nehmen dürfe, worauf er zuerſt die Hand lege. Und er verlor die Wette und war gar betrübt, und der andere ging, ihrer Wette gemäß, in ſein Haus und legte die Hand auf ſeine Frau.

Nun war er noch mehr bekümmert, da er ſich aber der erhaltenen Lehren erinnerte, lief er die Schulen ab, um den Knaben zu ſuchen, deſſen Namen er freilich nicht wußte, und immerfort ſchalt er ſich einen Narren, daß er, was ihn der Knabe gelehrt, nicht beobachtet hatte. Und endlich fand er den Knaben, und der ging mit ihm zu dem Richter.

Und vor dem Richter bewährte Salomo nach der zwiſchen den zweien abgeſchloſſenen Wette, daß das erſte, worauf jener in dem Hauſe ſeines Gegners die Hand gelegt hatte, der Geländerbalken der Treppe war, über deren Stufen er hinaufgeſtiegen war. Und ſo war die Frau gerettet.

Digitized by Google

33.

DER GREIS VON DAMASKUS.

IN DER STADT DAMASKUS WAR EINMAL EIN SARAZENE, der war ſchon über ſechzig Jahre alt, und noch nie war er aus der Stadt weggeweſen, und es fiel ihm auch gar nicht ein, ſie zu verlaſſen.

Davon erfuhr der Sultan, und der beſchied ihn zu ſich und fragte ihn, ob das wahr ſei. Und da der Greis antwortete, es ſei ſo, verbot er ihm, fortan die Stadt zu verlaſſen, da er ſie ſo lange Zeit nicht verlaſſen habe.

Nach dem Verbote aber begann der Greis zu denken, wie denn das Gefild und die Dörfer außerhalb von Damaskus und die andern Städte ſein möchten, und er begann ein ungeſtümes Verlangen zu empfinden, das zu ſehen, was er noch nie geſehen hatte, und ſchließlich wurde die Neugier ſo mächtig in ihm, daß er dem Sultan eine große Summe für die Erlaubnis, die Stadt zu verlaſſen, entrichtete.

Digitized by Google

34.

WISSEN BRINGT NOT.

WAR DA EINMAL EIN GROSSER KAUFMANN, UND DER hatte viel Sklaven feil, und die verkaufte er bis auf einen, den er zurückbehielt, einem andern Händler, da fagte der: »Warum verkaufft du mir nicht auch den letzten?« — »Ja, der ift fo teuer wie alle andern miteinander.« — »Warum?« — »Das will ich dir fagen: Wenn er einen Vogel fingen hört, fo kann er dir alles wiederfagen, was der Vogel gefagt hat.« — Und in dem vollen Vertrauen auf das Wort des andern fah der Händler das Geld nicht an, fondern zahlte für den einen fo viel, wie er für alle übrigen gezahlt hatte, und diefer Sklave war ihm der teuerfte, fowohl feiner Fähigkeit wegen, als auch weil er ihn fo teuer gekauft hatte.

Nun gefchah es, daß er mit den gekauften Sklaven in See ging, und er landete an einer Infel in einem Hafen, deffen Eigentümer ein großer Herr und der König diefer Infel war, und bei dem Hafen war einer, der ftand dem Herrn und den Kaufleuten zu Dienften, und er erzählte feinem Herrn von diefem Händler und daß er unter feinen Sklaven einen habe, der die Sprache des Vogelgefangs verftehe. Dies gehört, entbot der Herr fofort dem Händler, er folle mit allen feinen Sklaven zu ihm kommen, weil er alle fehen wolle. Der Händler kam und verkaufte ihm alle Sklaven, und dann verkaufte er ihm auch den einen um denfelben Preis wie alle andern zufammen, und an allen verdiente er. Und der Herr verließ fich wegen diefes einen, der die Vogelfprache verftehen follte, auf die Ehrlichkeit des Händlers, der ein großer Kaufmann war. Und er wies den neuen Sklaven ihre Arbeiten an, jedem nach feinen Kenntniffen, und den einen, den er fo teuer gekauft hatte, ließ er nicht von fich.

So weilte denn der Sklave an dem Hofe des Herrn, als fich eines Tages ein fchöner Vogel an einem Fenfter des Saales niederließ, wo fich der Herr aufhielt, und gar eifrig zu fingen begann und nicht von der Stelle wich. Der Herr hörte dem Gefange zu, und nachdem der Vogel ausgefungen hatte und entflogen war, fragte er feinen Sklaven und fagte: »Was hat der Vogel gefungen? Waren doch gar liebliche Weifen!« Und der Sklave fagte: »Herr, das fage ich Euch fehr ungern, aus einem Grunde und auch aus einem andern. Wiffet, der Vogel hat in feinem Gefange gefagt, Euch werde diefer Tage etwas Unangenehmes

Digitized by Google

zuſtoßen: er ſagte, daß wenn Ihr Euern Hengſt verkauftet, dies eben ſo viel bedeuten würde, wie ihn zum Abdecker zu ſchicken, da er heute über acht Tage ſterben würde, und anders kann das nicht ſein.« Über dieſe Rede verwunderte ſich der Herr höchlich, und da er ſah, daß es nicht anders ſein konnte, ließ er ſeine Makler kommen und ſagte ihnen, er wolle ſeinen großen, edeln Hengſt verkaufen, und ſie ſollten ihn an Fremde verkaufen, von denen ſie annehmen könnten, daß ſie lange nicht mehr herkommen würden. Der Hengſt wurde verkauft, und die Käufer gedachten ihn in ein fernes Land mitzunehmen, und er war heil und geſund, und kein Fehler war an ihm zu erfinden, und ſo erhielt der Herr für ihn, was er wollte. Bevor aber noch die Kaufleute die Stadt verlaſſen hatten, fiel der Hengſt im Stalle tot nieder, ohne daß er ein Übel oder eine Krankheit gehabt hätte. Und als der Herr hörte, daß der Hengſt in dem Stalle der Kaufleute verendet ſei, war ſeine Freude, ihn verkauft und das Geld erhalten zu haben, ebenſo groß wie die Betrübnis über den Tod eines ſo edeln Tieres und über den großen Verluſt der Kaufleute. Und den Sklaven mit dieſer Fähigkeit hatte er lieber als ſein ganzes andres Geſinde: ſchon mit dem Gewinn aus dem einen, das er ihm geſagt hatte, war der Preis, um den er ihn gekauft hatte, doppelt hereingebracht, und er hatte in ihm viel hohen Verſtand gefunden.

Wieder erſchien ein gar ſchöner Vogel an dem Fenſter von des Herrn Gemach und begann gar ſchöne Weiſen zu ſingen, und der Herr war mit dem Sklaven anweſend. Und vorerſt ſagte er: »Gott gebe uns gute Kunde!« Und dann fragte er den Sklaven, was der Vogel geſungen habe, und der Sklave antwortete und ſagte: »Herr, ſo wie ich Euch wegen des Hengſtes die Wahrheit geſagt habe, ſo will ich Euch auch in Wahrheit ſagen, was dieſer Vogel geſagt hat, und ich tue es gar ungern.« Ergrimmt ſagte der Herr: »Sag es auf der Stelle.« — »Herr, er hat geſagt, Euer großer Turm, wo Ihr Euern großen Schatz habt, werde heute über neun Tage einſtürzen, und anders kann es nicht ſein.« Dies gehört, war der Herr ganz unglücklich, weil er ſah, daß ſich dergeſtalt das Mißgeſchick häufte. Und er rief ſeinen Rat zuſammen und erzählte ihnen die Geſchichte mit dem Hengſte und daß ſein Turm einſtürzen ſolle. Alle verwunderten ſich baß, und ſie ſagten: »Da Euch der Sklave aus dem Geſange des Vogels die Wahrheit über das Roß geſagt hat, ſo ſagt er Euch vielleicht auch über den Turm die Wahrheit. Denn alle Leute, die hörten, Ihr wolltet Euern Hengſt verkaufen, der doch keinerlei Fehler hatte, glaubten, Ihr tätet es aus Geldmangel, als ſie aber dann erfuhren, daß er ſolchermaßen verendet war, kamen ſie zu der Meinung, daß Ihr es gewußt hättet und Euch Gott eine ſo hohe Gnade geſchenkt habe. Und um Euch wegen des Turmes zu antworten, ſo raten wir Euch, ihn räumen zu laſſen, auf daß der Schade nicht allzu groß

Digitized by Google

werde.« Der Herr tat nach ihrem Rate, und am neunten Tage, wie es der Sklave gesagt hatte, stürzte der Turm von Grund auf ein, und es blieb nur ein riesiger Trümmerhaufen, darob wurde der Herr gar zornig bei sich, und sagen tat er, er sei wohl der unseligste Herr auf der Welt und wisse doch keinen Grund, warum ihm das geschehen sei.

Und wieder eines Tages sah er in seinem Palaste einen Vogel heranfliegen, und der ließ sich nahe bei ihm nieder und sang gar lieblich. Und der Herr, der den Sklaven bei sich hatte, sprach und begann damit, Gott um gute Nachrichten zu bitten, um bessere, als er bisher vernommen, wobei er sich freilich erinnerte, daß ihm der Sklave schon mit dem Gelde, das aus dem Verkauf des Hengstes eingegangen war, seinen Kaufpreis reichlich abgestattet hatte, und solcherart einigermaßen getröstet, fragte er den Sklaven, was der Vogel gesungen habe. Und der Sklave wollte es nicht sagen, weil ihn däuchte, es sei eine gar schlimme Kunde für seinen Herrn. Der aber bestand darauf, es zu erfahren, und der Sklave sagte: »Wisset, Herr, um Euertwillen wird mir allzu schwer ums Herz, da ich Dinge sagen müßte, woran Ihr keine Freude hättet. Der Vogel hat von einem großen Unglück in Euerm Hause gesprochen.« Der Herr wurde nur noch zorniger, da er sah, wie er ihn mit Worten hinhielt, und befahl ihm bei Strafe an Leib und Leben, augenblicklich alles zu sagen. Und der Sklave sagte: »Da es denn Euer Wille ist, so beliebe es Euch, mit mir abseits zu gehen.« Und sie gingen hinein in das Gemach, und der Sklave sagte: »Herr, ich bin ganz in Euerer Macht, und Ihr mögt mit mir als Euerm Sklaven verfahren, bei Euch steht es, mir das Leben oder den Tod zu geben. Wisset denn, daß mir der Vogel in seinem Gesange bedeutet hat, daß Ihr Euern Sohn auf dieser Welt nicht mehr lebendig sehen werdet. Auf der Jagd hat er einem Hirsche nachgesetzt und ist einen Abgrund hinabgestürzt und hat sich zu Tode gefallen, und Euere Diener, die bei ihm waren, bringen ihn Euch als Leiche heim.« Dies gehört, fühlte sich der Herr als der unseligste Mensch auf der Welt, und er wehklagte über sein großes Leid. Und die Leute kamen gelaufen, und als sie erfuhren, was geschehen war, vereinten sie ihre Klagen mit den seinen, und sie gingen dem Sohne entgegen, der als Leiche von der Jagd heimgebracht wurde, und als sie zu ihm gekommen waren, weinte alles um des Vaters und des Sohnes willen. Und die Trauer war groß in dem ganzen Reiche, und jedermann war tiefbekümmert. Und der Herr ließ seinen Sohn in hohen Ehren, wie sie ihm ziemten, und in großer Trauer bestatten.

Nachdem er sich aber in seinem Kummer einigermaßen beruhigt hatte, bedachte er, wie oft ihn Gott heimgesucht hatte und wie bei allem gleichsam Abhilfe hatte geschaffen werden können, nur nicht bei dem Tode. Und da

Digitized by Google

erinnerte er ſich deſſen, was der Sklave zu ihm geſagt hatte: »Und darum, ſo es dir beliebt, kannſt du mit mir deinen Willen tun als deinem Sklaven«, und es bedäuchte ihn, daß das ebenſo er zu Gott ſagen könnte. Und daraus gewann er vielen Troſt, und er ſchickte ſich in die Dinge, die ihm widerfahren waren, und auch in den Tod des Sohnes. Und er ließ ſeinen Sklaven rufen und ſagte zu ihm: »Mein Sohn, ich habe mir vorgenommen, mich in Gottes Willen zu geben, mich und alles, was mein iſt, und darum will ich nichts mehr früher wiſſen, als wann es eintrifft. Und damit gebe ich dir die Freiheit, und du magſt tun, was du willſt, gehen oder bleiben.« Und der Sklave bat ihn um Urlaub, und er gab ihm Geld auf den Weg, und der Sklave zog in ſeine Heimat.

Digitized by Google

35.

DIE ERFÜLLTE WAHRSAGUNG.

ES WAR EINMAL EIN RITTER UND HERR EINES Schloſſes auf einer Inſel, der hatte einen Sohn von ſo ſcharfen Sinnen, daß er die Vogelſtimmen ebenſogut verſtand wie die menſchliche Stimme. Und als ſie eines Tages alleſamt zu dem Schloſſe fuhren, begleiteten das Schiff viele Vögel, und die zwitſcherten, und da ſagte der Ritter zu ſeinem Sohne und ſeiner Gattin: »Was für eine wunderſame Gabe wäre es, dieſe Vögel verſtehen zu können!« Und der Sohn ſagte: »Ich verſtehe ſehr wohl, was ſie ſagen.« Darauf der Vater: »Ich bitte dich von Herzen, erkläre es uns und tu es uns kund.« Und der Sohn antwortete: »Sie ſagen, Ihr und meine Frau Mutter würdet in ſolche Armut verfallen, daß Ihr kein Brot zu eſſen und kein Kleid anzuziehen haben werdet, und ich würde ſo hoch aufſteigen, daß Ihr mir das Waſſer zum Händewaſchen reichen werdet.« Über dieſe Rede und Verkündigung erboſte ſich der Ritter mächtig, und er warf ſeinen Sohn ins Meer. Der wurde dann von ſardiniſchen Schiffern aufgefiſcht und einem Ritter in Sizilien verkauft. Ob dieſes Verbrechens aber, nämlich den Sohn ins Meer geworfen zu haben, wurde der Vater von ſeinen Mannen aus dem Schloſſe vertrieben und ſamt ſeiner Gattin verbannt, und ſie zogen auch nach Sizilien.

Den König von Sizilien begleiteten nun damals, wohin immer er ging, drei Raben, und das währte ſchon fünf Jahre, und ſie ließen ihm keine Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht. Darum ließ der König ausrufen, wer ihm die Vorbedeutung der Raben und den Grund ihrer Gefolgſchaft wahrheitsgetreu auslege, dem werde er ſeine Tochter ſamt ſeinem halben Reiche geben. Davon vernahm auch jener Jüngling, und er ging zu ſeinem Herrn, dem Ritter, und bat, ihn vor den König zu bringen, weil er wiſſe, was für eine Bewandtnis es mit den Raben habe. Und hoch erfreut willigte der Ritter ein mit der inſtändigen Bitte, der Jüngling möge, wenn er das halbe Reich und ſolche Macht erlangt haben werde, ſeiner eingedenk ſein. Und der Jüngling kam vor den König, und als ihm der jene Frage ſtellte, verlangte er die Bekräftigung des Verſprechens, und nachdem ihm dies gewährt worden war, ſagte er: »Es ſind zwei Raben und eine Räbin, und von den zweien iſt der eine alt und der andere jung, und der alte Rabe, der noch immer ſeiner Lüſternheit frönt, hat die Räbin nach

Digitized by Google

langem Zuſammenſein verſtoßen und ſich an jüngere gemacht. Der jüngere Rabe aber hat die von dem andern Verlaſſene zu ſich genommen und ſie bisher genährt und geſchützt, und nun will ſie der Alte, der ſie ohne ihre Schuld hilflos verſtoßen hat, wieder zurückhaben, weil er eine jüngere Räbin nicht finden kann, und er trachtet ſie ihrem Beſchützer zu entführen. Und weil ſie der junge nicht laſſen will, ſo folgen ſie dir alle drei, auf daß du das Urteil ſprecheſt, wem die Räbin angehören ſoll.« Und der König gab, nachdem er ſich Rats erholt und die Raben entboten hatte, den Spruch ab, die Räbin ſei des jungen und nicht des alten, und der alte Rabe machte ſich davon, und die Räbin blieb bei dem jungen. Und dem Jüngling wurde die Tochter des Königs vermählt, und er machte den Ritter, ſeinen ehemaligen Herrn, zu ſeinem Haushofmeiſter.

Zu ſolchen Ehren alſo war er erhöht worden, als er eines Tages bei einem Morgenritt durch Meſſina ſeinen Vater und ſeine Mutter in gar armſeliger Kleidung vor der Tür eines Spittels ſitzen ſah. Unerkannt von ihnen, die er ſehr wohl erkannte, ſtieg er vom Pferde und ließ ſich Speiſen holen, um bei ihnen zu eſſen. Und ſie brachten ihm Waſſer zum Händewaſchen, und nachdem er das Waſſer von Vater und Mutter empfangen hatte, ſagte er, während ſie bei Tiſche ſaßen, zu ſeinem Vater: »Welche Strafe verdient wohl ein Vater, der einen Sohn wie mich getötet hat?« Und der Vater: »Für ein ſo ungeheuerliches Verbrechen könnten die Strafen nicht genug vervielfältigt werden.« Darauf ſagte der Jüngling: »Ihr ſeid jener, der mich ob der Erklärung der Vogelſtimmen ins Meer geworfen hat, ich aber will Euch keineswegs Böſes mit Böſem vergelten, da es ja Gott ſo verordnet hat.«

Digitized by Google

36.

ÜBERLISTET.

ES WAR EINMAL EINE WITWE, DIE LEBTE AN DEM Rande des Waldes, den man den Schwarzwald nennt, und sie hatte einen Sohn, der noch gar jung war, und der ging oft durch den Wald, und dabei sang er kühnlich. Und in dem Walde waren Räuber, die die Reisenden ausplünderten.

Als nun jener Jüngling bei den Räubern vorbeikam, sagte einer von diesen: »Wollen wir ihn nicht berauben?« Und die andern sagten: »Er ist so jung und stark, er erschlägt uns allesamt.« Einer aber sagte: »Ich will ihn berauben, wenn ihr mir laßt, was ich ihm nehme.« Alle sagten: »Einverstanden.«

Und der eine ging ihm ohne Waffen nach, und er ging wie ein Bote mit einem Stock. Und als er ihn eingeholt hatte, sagte er zu ihm: »Erlaubt Ihr, daß ich Euer Begleiter sei?« Der Jüngling sagte: »Ja«, und so gingen sie miteinander. Dann sagte der Räuber: »Ihr habt schöne Kleider«, und der Jüngling sagte: »Ja.« Und wieder der Räuber: »Ihr habt ein schönes Schwert«, und der Jüngling sagte: »Ja« und zog es aus der Scheide und führte nach rechts und links Lufthiebe. Und der Räuber sagte: »Laßt es mich ansehen«, und der Jüngling gab es ihm. Nun aber sagte der Räuber: »Gebt mir alles, was Ihr habt, sonst töte ich Euch«, und er mußte ihm alles geben.

Nachdem er ihm alles gegeben hatte, sagte er: »Nun hast du mir alles genommen.« Und der Räuber sagte: »Ja.« Und der Jüngling fuhr fort: »Komm, Liebster, schlag mir die Hand ab, damit man nicht sage, du habest es mir ohne Gegenwehr genommen.« Und der Räuber sagte: »Behalte nur deine Hand.« Der Jüngling aber bat wieder, und endlich sagte der Räuber: »Gut, ich tu es.« Und der Jüngling legte seine Hand auf einen Strunk, als aber der Räuber zuschlug, zog er sie zurück, und das Schwert fuhr so tief in den Strunk, daß es der Räuber nicht herausbrachte, und der Jüngling packte ihn und riß das Schwert heraus und schlug ihm den Kopf ab. Dann nahm er ihm alle seine Keider und ging und sang wie vordem. Und dann machten sich die andern Räuber auf und sagten: »Gehen wir, sehen wir nach, wo unser Gesell bleibt«, und sie fanden ihn als Leiche. Und sie sagten: »Wir haben es ja gesagt, er hätte uns allesamt getötet.«

Digitized by Google

37.

SCHARFSINNSPROBEN.

IN DEM LANDE AM DON WAR EINMAL EIN KAUFMANN, Aluiſi mit Namen, der hatte drei Söhne, die Arduigi, Skandaleo und Manaſſe hießen. Aluiſi ward krank, und da er erkannte, er werde aus dieſer Welt ſcheiden müſſen, ſo teilte er ſein Vermögen: zuerſt verbarg er drei koſtbare Kleinode, deren jedes dreißigtauſend Dukaten wert war, an einem geheimen Orte, und dann legte er ſein Geld, etwa einhundertzwanzigtauſend Dukaten, in eine Truhe, und er hatte auch ſonſt noch verſchiedene Beſitzungen und allerlei Hausrat, und da er fühlte, daß es mit ihm immer ſchlechter wurde und der Tod nahte, rief er ſeine drei Söhne und befahl und ſagte ihnen, ſie müßten ihm, bevor er ſterbe, verſprechen, daß ſie die drei Kleinode, deren Wert er ihnen angab, nicht anrühren würden, dann ließ er die einhundertzwanzigtauſend Dukaten bringen und verteilte ſie, ſo daß jeder vierzigtauſend erhielt. Und dies getan, ſchwor zuerſt der älteſte Sohn, Arduigi mit Namen, und gelobte, alles einhalten zu wollen, und denſelben Schwur legte auch Skandaleo ab, und ſchließlich tat dies auch Manaſſe, der jüngſte Sohn. Und nachdem Aluiſi dieſe Verſprechen und Gelöbniſſe erhalten hatte, ſegnete er ſie, und es dauerte nur noch ein paar Tage, ſo ſchied er aus dieſem Leben. Und ſeinem Leichnam erwieſen die Söhne große Ehren nach dem Gebrauche der Kaufleute des Landes.

Nun begannen die drei Söhne, ohne weiter Kaufmannſchaft zu treiben, ein Wohlleben zu führen bei Gaſtmählern am Mittag und zu Abend und ihre Luſt an Frauen und Pferden zu haben und jegliches Vergnügen zu genießen, und ſo dauerte es nicht lange, bis der jüngſte Bruder, nämlich Manaſſe, mit ſeinen vierzigtauſend Dukaten fertig war, und die zwei andern waren es zu mehr als drei Vierteln, denn jeder dachte ſich mit dem Kleinode zu dreißigtauſend Dukaten helfen zu können. Manaſſe aber ging, ohne einem ſeiner Brüder etwas zu ſagen, an den Ort, wo die drei Kleinode lagen, nahm eines und verkaufte es insgeheim an venezianiſche Kaufleute, die an den Don gekommen waren, das Geld behielt er für ſich, begann zu ſparen und ohne den frühern Aufwand zu leben, und widmete ſich dem Handel. Inzwiſchen hatte auch Arduigi ſeine vierzigtauſend Dukaten vertan, er ging zu Skandaleo und erzählte ihm ſeine Not und bat ihn, mit ihm zu Manaſſe zu gehen, der wohl wegen der vielen

Digitized by Google

Ausgaben, die er gemacht habe, einverſtanden ſein werde, daß die Kleinode geteilt würden. Skandaleo war es zufrieden, da auch er ſeinen Teil verzehrt hatte, und ſo gingen ſie miteinander zu Manaſſe, ſie erinnerten ihn an die Befehle ihres Vaters, ſonderlich wegen der Kleinode, die ſie nicht anrühren ſollten, ſie hätten ſich denn vorher darüber geeinigt, und ſagten: »Wir haben das ganze Geld verbraucht, das uns der Vater gegeben hat, und auch du haſt wohl das deinige verbraucht, und ſo bitten wir dich, willige ein, daß wir jeder unſer Kleinod nehmen, um dadurch zu Ehren zu kommen.« Manaſſe aber antwortete: »Ich willige nicht ein, weil ihr es, wie mir ſcheint, auf mein Kleinod abgeſehen habt, bekomme ich aber meinen Teil, ſo bin ich es zufrieden.« Und die Brüder verſprachen es ihm mit einem Gelöbnis, und ſo gingen ſie an den Ort, den ihnen der Vater genannt hatte. Und da fanden ſie nur zwei Kleinode, obwohl der Vater von dreien geſprochen hatte. Nun ſagte Manaſſe: »Wahrhaftig, ihr habt mich betrogen, und darum ſeid ihr gekommen und habt geſagt, ihr wolltet jeder euer Kleinod, weil ihr ſchon eins genommen hattet. Aber ich ſage euch: ſei dem, wie es wolle, eines von dieſen Kleinoden iſt mein.« Arduigi antwortete und ſagte: »Selbſtverſtändlich dürfen wir nicht annehmen, daß unſer Vater eine Lüge geſagt hätte, ſondern ſicher haben drei Kleinode dagelegen, und wollten wir ſagen, daß ein anderer als einer von uns eines genommen hätte, ſo ſage ich, daß das nicht wahr wäre. Einmal hat außer uns kein Menſch auf der Welt etwas gewußt, und dann, hätte ſie jemand von ungefähr gefunden, ſo hätte er alle drei genommen und nicht eines liegen laſſen, darum muß das Kleinod einer von uns genommen haben. Und weil wir Brüder ſind und es unſere Pflicht iſt, einander zu lieben und zu vertragen, ſo will ich euch meine Meinung ſagen, und dann mögt ihr entſcheiden, wie es euch beliebt.« Und er begann: »Brüder, wie ihr wißt, iſt der Kali, der Herr des Mandſchi, ein großer Freund unſers Vaters geweſen und iſt der weiſeſte Mann unter den Bekennern von Mohammeds Geſetz. Wenn es euch bedäuchte, wie es mich bedünkt, ſo würden wir die Frage des Kleinods ihm anheimſtellen und uns jeder ſeiner Entſcheidung unterwerfen. Und bevor wir die Entſcheidung hätten, dürften wir die zwei Kleinode nicht berühren, und wir müßten ſie hierlaſſen.« Dieſe Rede gefiel den Brüdern, und ſie legten die Kleinode an ihren Ort zurück und beſchloſſen, in das Mandſchi zu ziehen. Und vor dem Aufbruche machten ſie ab, ſie wollten zuſammenbleiben und gemeinſam reiſen, und auf dem ganzen Wege dürfe ob des Kleinods nicht geſtritten werden, und bei der Rückkehr würden ſie ſich an das halten, was der Kali ſagen werde.

Dies abgemacht, brachen ſie — es war im April — aus der Gegend am Don auf, reichlich verſehen mit Lebensmitteln und ſonſtiger Notdurft. Und ſie waren mehr als zwanzig Tagereiſen vom Don entfernt, als Arduigi, der Älteſte,

Digitized by Google

zu seinen Brüdern sagte: »Seht, Brüder, seht, da ist ein Kamel[1]) vorbeigekommen, dem ein Auge fehlte.« Die Brüder sagten: »Woher weißt du das?« Und er antwortete: »Ich weiß es«, und schwieg. Nach einiger Zeit lagerten sie sich, um zu essen und ein wenig zu ruhen, unter einem Baume, und da sagte Skandaleo, der mittlere Bruder: »Brüder, ich sage euch, hier hat ein Kamel gelegen, das mit Honig und mit Essig beladen war.« Die Brüder sagten: »Woran erkennst du das?« Und er sagte, es sei so. Und als sie dann nach dem Essen aufbrachen, sagte Manasse: »Hier war ein Kamel, das hatte keinen Schwanz.« Die Brüder sagten: »Woraus schließt du das?« Und er antwortete: »Es hatte keinen Schwanz.« Und sie zogen weiter, und als sie nur noch eine Tagereise von dem Mandschi waren, begegneten sie einem Frächter, und der fragte sie, ob sie nicht ein beladenes Kamel gesehen hätten. Arduigi sagte: »Das Kamel hatte nur ein Auge«, Skandaleo: »Es war mit Honig und mit Essig beladen«, und Manasse: »Das Kamel hatte keinen Schwanz«, alle drei Fragen bejahte der Frächter, und von den drei Brüdern erklärte jeder, er habe das Kamel nicht gesehen. Da sagte der Frächter: »Wahrhaftig, ihr habt es mir gestohlen, aber ihr werdet es mir zurückgeben und allen Schaden ersetzen müssen.« Und er ging mit den Brüdern, und sie kamen zusammen in das Mandschi, und sofort ließ er sie vor den Herrn des Mandschi laden. Und er verlangte sein Kamel zurück und Gutmachung jedes Schadens und des Verzugs und erzählte, was sie ihm für Zeichen angegeben hatten.

Dies gehört, sagte der Kali, sie sollten sich verteidigen, und sie schworen, sie hätten, obwohl sie nicht leugnen könnten, die Zeichen angegeben zu haben, doch das Kamel nie gesehen. Und der Kali sagte: »Wenn ihr nicht völlig aufklärt, wieso ihr die Zeichen habt angeben können, so werdet ihr Schaden und Verzug gutzumachen haben.« Arduigi, der als erster gesprochen und der gesagt hatte, das Kamel habe nur ein Auge, sagte: »Herr, als ich die Fußspuren des Kamels sah und weiter bemerkte, daß das Gras nur an einer Seite des Weges abgefressen war, hielt ich dafür, das Kamel habe nur ein Auge gehabt, denn sonst pflegen die Kamele einmal hier, ein andermal dort ein Maulvoll zu nehmen. Und das habe ich gesagt.« Skandaleo sagte: »Herr, als wir uns unter einem Baume zur Rast niedergelassen hatten, sah ich auf dem Boden auf der einen Seite etliche Fliegen und auf der andern etliche Bremsen, daraus schloß ich, daß hier ein Kamel mit Honig und mit Essig gewesen sei, weil auf den Honig die Fliegen gehen und auf den Essig die Bremsen, und darum habe ich das gesagt. Aber glaubt mir, gesehen habe ich das Kamel nicht.« Und Manasse sagte: »Wenn

[1]) *Eigentlich, wie es der Text verlangen würde, eine Kamelstute; da aber das Geschlecht belanglos ist, genügt wohl die Gattungsbezeichnung.*

Digitized by Google

die Kamele liegen und sie wollen pissen, so machen sie mit dem Schwanz eine Grube in den Sand, und da pissen sie hinein, und dann fegen sie mit dem Schwanze den Sand wieder darüber, und weil ich auf dem Sande verspritzten Harn sah, schloß ich, das Kamel habe keinen Schwanz gehabt, und sonst weiß ich nichts.« Als der Kali die schönen Gründe der drei Brüder gehört hatte, urteilte er, es sei wahr, was sie gesagt hatten, und befahl dem Frächter, sein Kamel zu suchen, und sprach die Brüder frei.

Da ihm aber das annehmliche Wesen der Jünglinge und die hübsche Lösung des Streitfalles gefallen hatte, so unterhielt er sich weiter mit ihnen und fragte sie, wer sie seien und was sie hergeführt habe, und die Brüder sagten gemäß einer Abmachung, die sie getroffen hatten, Arduigi werde als Ältester für alle antworten. Und Arduigi antwortete nach schuldiger Ehrerweisung so: »Erlauchter, mächtiger Herr, der Ihr weise seid und die Weisheit ebenso liebt wie Euere Freunde, Mohammed, den Ihr anbetet, gewähre Euch ein langes, glückliches Leben! Wir sind drei Brüder, Söhne von Aluisi vom Don guten Andenkens, und wir haben uns, um dem Befehle unsers Vaters zu gehorchen, zu Euerer erlauchten Herrlichkeit und Weisheit begeben, auf daß Ihr als Meister in jeglicher Wissenschaft einen unter uns entstandenen Zweifel löset und schlichtet, und wir sind entschlossen, Euere Entscheidung als durchaus wahr und richtig anzunehmen und uns ihr nicht zu widersetzen. Und um das bitten wir Euch inständigst, wohl wissend, daß wir es Euch in keiner Weise zu lohnen vermöchten, aber wir bitten Euern und unsern Gott, Euch ein langes Leben zu schenken.«

Als der Kali hörte, daß sie die Söhne seines einstigen großen Freundes Aluisi vom Don waren, empfand er sofort hohe Liebe zu den drei Brüdern, und er willigte ein, ihren Streit zu entscheiden. Und ihrem Vater zuliebe beschloß er, sie über die Nacht bei sich zu behalten, und lud sie ein und sagte: »Ich will, daß ihr diese Nacht bei mir herberget, sowohl um euers Vaters willen als auch euertwegen, die ihr ob euerer Klugheit alles Gute verdient. Bevor wir aber etwas andres beginnen, möchte ich wissen, welchen Streit ich unter euch schlichten und endigen soll.« Arduigi antwortete: »Unser Streit geht um folgendes: Unser Vater, der nie log, hat uns gesagt, er habe an einem heimlichen Orte drei Kleinode hinterlegt, jedes dreißigtausend Dukaten wert, und die dürften wir nicht anrühren, wenn wir nicht alle drei einig wären, und das versprachen wir ihm. Und er gab uns seinen Segen und starb. Dann aber haben wir in ungezügeltem Jugendübermut unser Vermögen vertan, und als wir an die verborgenen Kleinode Hand legen wollten, fanden wir nur zwei, und so bedäuchte es uns, daß das dritte einer von uns genommen haben müsse. Meine Brüder meinen, ich hätte es genommen, ich meine, sie haben es, und das ist unser Streit.«

Digitized by Google

Dies gehört, war der Kali erſt recht zufrieden, ſie eingeladen zu haben, weil er dachte: Sie werden über das Kleinod ſtreiten, und ich werde hören, was ſie ſagen, und ſo einen guten Spruch fällen können; und er beſchloß, ihnen ein Gemach anzuweiſen, in deſſen Mitte eine hohle Säule war, und in die wollte er eingehen, um ſo, ſelber ungeſehen, alles, was ſie reden und tun würden, zu ſehen und zu hören. Und wie beſchloſſen, ſo tat er und ließ ihnen jenes Gemach mit aller Notdurft einrichten. Und als die Stunde des Abendeſſens gekommen war und die Brüder zu Tiſche ſaßen, kam Manaſſe, dem es auffiel, daß die Säule mitten im Gemache keinen notwendigen Zweck hatte, zu der Vermutung, der Kali habe ſie machen laſſen, um Zeuge ſein zu können, was in dem Gemache geſchehe, und er ſtecke jetzt, wie es auch der Fall war, darinnen. Unter dem Eſſen aber ſagte Arduigi: »Brüder, das Fleiſch, das uns der Kali hat vorſetzen laſſen, iſt von einem Tiere, das mit Hundemilch geſäugt worden iſt.« Die Brüder ſagten: »Woran merkſt du das?« Und er antwortete: »Ich merke es ſehr wohl.« Über dieſe Rede begann der Kali zu lachen, und er freute ſich, daß er noch mehr dieſer Art zu hören bekommen werde. Nach einer Weile ſagte Skandaleo: »Brüder, ich finde, der Wein, den uns der Kali gegeben hat, ſtammt von einem Begräbnisplatze.« Die Brüder ſagten: »Du haſt wirklich einen feinen Geſchmack.« Der Kali aber ſagte bei ſich: »Die haben gar ſonderbare Einfälle, aber wenn ich weiter horche, werde ich wohl auch etwas von ihrem Streite vernehmen.« Nun entſchloß ſich auch Manaſſe, ſeine Gedanken zu offenbaren, und er ſagte: »Brüder, ihr habt der eine von dem Fleiſche, der andere von dem Weine geſprochen, aber ich will euch ſagen, daß der Kali, der uns eingeladen und bewirtet hat, ein Bankert iſt.« Die Brüder ſagten: »Schlecht ſprichſt du, und woher willſt du das wiſſen?« Und er antwortete: »Ich weiß es ſehr wohl.«

Der Kali hatte nicht ſobald ſagen hören, er ſei ein Bankert, als er beſchloß, allem nachzugehen. Und er verließ das Verſteck in der Säule und ſchickte um ſeinen Seneſchall und fragte ihn: »Was für Fleiſch war das, das du den Fremden gegeben haſt?« Der Seneſchall antwortete: »Es war von einem Lamme, das uns unſer Nachbar Nieri geſchenkt hat.« Der Kali ſchickte ſofort um dieſen Nieri und erkundigte ſich um das Lamm, und der anwortete: »Ich hatte ein trächtiges Schaf, und das ging ein, als es ein Lamm warf, und da eben eine Hündin von mir Junge bekommen hatte, ſo ließ ich das Lamm mit der Milch dieſer Hündin aufziehen.« Dies gehört, glaubte es der Kali ſchon, daß er ein Bankert ſei, ſchickte aber noch um den Kellermeiſter und fragte ihn, was für einen Wein er den Fremden gegeben habe, der antwortete: »Von dem Weinberg beim Begräbnisorte.« Nun, nachdem ſich die Reden von zweien beſtätigt hatten, war der Kali durchaus ſicher, ein Bankert zu ſein, und er ließ ſeine Mutter rufen und fragte

Digitized by Google

ſie, weſſen Sohn er ſei. Sie ſagte: »Du biſt der Sohn des alten Kali.« Er aber erwiderte: »Wahrhaftig, der bin ich nicht! Sagt es auf der Stelle!« Und die Mutter ſagte: »Nun, in Wahrheit biſt du ein Sohn des Grafen von Raguſa.« — »Dann bin ich alſo ein Bankert?« — »Ja.«

Und der Kali ging in ſein Gemach und legte ſich zur Ruhe, aber die Nacht ſchien ihm tauſend Jahre zu währen, und als die Sonne aufgegangen war, entbot er die drei Brüder. Er fragte den älteſten, was er bei dem Eſſen über das Fleiſch geſagt habe, und Arduigi antwortete, er habe geſagt, das Fleiſch ſei von einem Tiere, das mit Hundsmilch aufgezogen worden ſei, und der Kali fragte: »Woran haſt du das erkannt?« Arduigi antwortete: »Von einem ſolchen Fleiſch wird man nie ſatt, und da ich ſah, daß ich faſt allein ein Lamm aufgegeſſen hatte, ſo ſchloß ich das.« Der Kali ſagte: »Du haſt die Wahrheit geſprochen.« Und er ſagte weiter: »Und du, wie biſt du dazu gekommen, das von dem Weine zu ſagen?« Skandaleo antwortete: »Herr, wir Leute vom Don haben gute Köpfe, und daß der Wein von einem Begräbnisorte ſtamme, habe ich geſchloſſen, weil der Menſchenleib ſchwer iſt und den Kopf ſchwer und trüb macht.« Und der Kali ſagte: »So iſt es.« Und zu Manaſſe ſagte er: »Und du, der du geſagt haſt, ich ſei ein Bankert, welche Wiſſenſchaft haſt du gelernt, daß du Dinge, die vor deiner Geburt vorgefallen ſind, wiſſen kannſt?« Manaſſe antwortete: »Wenn du es geſtatteſt, werde ich es ſagen.« — »Ich geſtatte es.« — »Da ich dafür hielt, du habeſt dich verborgen, um uns zu beobachten und zu belauſchen, ſo erachtete ich, du müſſeſt, weil das nicht die Art eines guten Mannes, ſondern eines Bankerts iſt, ein Bankert ſein, und dieſe Rede bitte ich dich mir zu verzeihen.« Und der Kali ſagte: »Wahrhaftig, euere Urteile waren alleſamt richtig, aber damit ich euch eine gute Löſung euerer Frage geben kann, will ich euch, bevor ich darauf eingehe, ein Beiſpiel ſagen und euch um etwas fragen.« Und er ſagte:

»Ein wunderſchönes Jungfräulein, die Tochter eines edeln Grafen und einem edeln Herrn verlobt, hat durch ein Land zu reiſen, das drei Jünglingen, wie ihr ſeid, gehört, und jeder von den dreien iſt mächtig genug, ſie aufzugreifen. Wenn nun du, Arduigi, der erſte Herr dort wäreſt, wo das Fräulein mit ihrem Geleite auf dem Wege zu ihrem Gatten ziehen müßte, und ſie käme in dein Gebiet und deine Diener brächten ſie vor dich: was würdeſt du mit ihr tun? Und du Skandaleo, wenn ſie auf deinem Gebiete von deinen Reiſigen ergriffen und in deine Macht gegeben worden wäre: was würdeſt du mit ihr tun? Und du, Manaſſe, wenn dieſes ſchöne Weib, die noch Jungfrau iſt, dir zugeführt würde und du hätteſt alle Gewalt über ſie, ſo frage ich dich, was du täteſt.« Arduigi antwortete, er würde die Jungfrau durch ſein ganzes Gebiet ſicher und ohne Unbill geleiten laſſen und würde es nicht dulden, daß ihr andere etwas

Digitized by Google

zuleide täten. Skandaleo ſagte, er würde an der Jungfrau, wenn er ſie bekäme, ſeine Luſt büßen, und dann würde er ſie mit allen Ehren ihrem Gatten ſchicken. Und Manaſſe ſagte: »Nehmet für wahr, Kali, ich würde, wenn ſie mir gebracht würde, meinen Willen an ihr vollbringen, und dann müßten dies alle meine Knechte an ihr tun, und bei ihnen müßte ſie immerfort bleiben, und entlaſſen würde ich ſie keineswegs.« Und ſchon ſagt der Kali: »Du haſt das Kleinod genommen, und das iſt mein Urteil.« Und Manaſſe ſagte: »So iſt es.« Und der Kali ſagte ihm: »Wieſo haſt du ſo raſch geſtanden?« Und Manaſſe antwortete: »So wie du geſtanden haſt, daß du ein Bankert biſt.«

Und nachdem ſie dieſes Urteil erhalten hatten, nahmen die Brüder Abſchied von dem Kali und kehrten in voller Eintracht in ihre Heimat am Don zurück. Ein Kleinod erhielt Arduigi, das andere Skandaleo, und ſie machten ſie zu Gelde, und alle drei betrieben wieder Handelsgeſchäfte und lebten in Ehren, ablaſſend von den jugendlichen Streichen und jeglicher Verſchwendung.

Digitized by Google

38.

DER MEISTERSCHUSS.

WAR DA EINST EIN GAUKLER, DER VERSTAND ES trotz einem Advokaten Unwahrheiten einzurenken und Lügen oberflächlich zu vertünchen und Zerrissenes zu flicken, und als sich einmal ein reicher Lügner rühmte, er habe auf der Jagd einem Hirschen die Klaue und das Ohr mit einem einzigen Pfeile durchschossen, so daß dem Hirschen die Klaue an dem Ohre haften geblieben sei, und als alle andern sagten: »Du lügst, das ist unmöglich!«, sagte dieser Lügenschlichter und Lügenbemäntler: »Aber selbstverständlich ist es Wahrheit, was mein Herr sagt: der Hirsch hat sich eben mit der Klaue an der Wange und im Ohr gekratzt, und so ist der Schuß zuerst durch die Klaue und dann durch das Ohr gegangen.«

Digitized by Google

39.

DIE VIER GROSCHEN DES SCHMIEDS.

ZU DER ZEIT KAISER FRIEDRICHS WAR EIN SCHMIED, der arbeitete allwege in seinem Handwerk und kümmerte sich um keinen Sonntag und um keine Ostern und um kein andres Fest, wie groß es auch sein mochte, und alltäglich arbeitete er nur so lange, bis er vier Groschen verdient hatte, und dann rührte er an diesem Tage nichts mehr an: es gab keinen noch so großen Auftrag, kein noch so großes Geschäft, keinen noch so großen Gewinn, daß er, wann er einmal vier Groschen verdient hatte, noch einen Hammerschlag getan hätte.

Nun geschah es, daß dem Kaiser hinterbracht wurde, wie der Schmied Tag um Tag arbeite, zu Ostern und Sonntags und an den andern Festen gerade so wie an den Werktagen. Dies gehört, ließ ihn der Kaiser holen, und er fragte ihn, ob das wahr sei, was man von ihm erzähle, und der Schmied gestand alles ein. Und der Kaiser sagte zu ihm: »Was ist denn der Grund, daß du so tust?« — »Herr, ich habe es mir aus freiem Entschlusse vorgesetzt, mein ganzes Lebelang so zu tun, daß ich alltäglich vier Groschen verdiene, und den Rest des Tages nichts mehr zu arbeiten.« — »Und was machst du mit diesen vier Groschen?« — »Herr, zwölf Kreuzer gebe ich zurück, zwölf verschenke ich, zwölf werfe ich weg, und zwölf verwende ich.« — «Wieso denn?« fragte der Kaiser. Und der Schmied antwortete: »Herr, zwölf Kreuzer verschenke ich um Gottes willen. Die andern zwölf Kreuzer gebe ich meinem Vater zu seinem Unterhalt, weil er so alt ist, daß er nichts mehr verdienen kann, er hat sie mir geborgt, als ich noch jung war und noch nichts verdienen konnte. Die dritten zwölf werfe ich weg: ich gebe sie nämlich meinem Weibe, und weggeworfen scheinen sie mir, weil sie nichts andres zu tun weiß als essen und trinken. Und die letzten zwölf Kreuzer verwende ich für meine Bedürfnisse.«

Da wußte der Kaiser nicht was sagen, und in seinem Herzen sagte er: »Trüge ich ihm auf, anders zu tun, so würde ich ihm Sorgen machen und ihn irren, immerhin will ich ihm ein großes Verbot auferlegen, und beobachtet er es nicht, so lasse ich ihn dann auf einmal für alles zahlen, was er bis dahin gegen die Gebote Gottes und mein Gesetz getan hat.« Und so rief er den Schmied und sagte: »Geh mit Gott, und ich befehle dir bei der Strafe von hundert Pfund,

Digitized by Google

das, was du mir gesagt, niemand, der dich darum bittet, mitzuteilen, du hättest denn vorher hundermal mein Antlitz gesehen.« Und so ließ er das Verbot von seinem Schreiber schriftlich ausfertigen. Der Schmied empfahl sich und ging nach Hause und wieder an seine Arbeit.

Eines Tages wandelte dem Kaiser die Lust an, seine Weisen zu versuchen, ob sie in der Sache des Schmieds Bescheid wissen würden, nämlich was es für eine Bewandtnis damit hatte, daß er sagte, zwölf Kreuzer verschenke er, zwölf gebe er zurück, zwölf werfe er weg und zwölf verwende er, und er beschickte sie und sagte ihnen die Frage. Die Weisen erbaten eine Frist von acht Tagen, und die gewährte er ihnen. Bald hatten sie herausgebracht, daß dahinter der Schmied steckte, der beim Kaiser gewesen war, aber die Lösung fand keiner von ihnen. Darum erkundeten sie, wo er hauste, und gingen insgeheim hin und fragten ihn. Er weigerte sich, ihnen etwas zu sagen, und so boten sie ihm Geld. Damit war er einverstanden und sagte: »Da ihr es durchaus von mir wissen wollt, so geht und bringt mir alle miteinander hundert Goldstücke, tut ihr das nicht, so werdet ihr es auf keinerlei Weise erfahren.« Die Weisen, die sahen, daß sie anders nichts erreichen würden, und auch Angst hatten, die ihnen gesetzte Frist zu überschreiten, gaben ihm die geforderte Zahl von Goldstücken. Und der Schmied betrachtete jedes einzelne genau, wie auf der einen Seite der Kopf des Kaisers eingeprägt und herausgearbeitet war, während die andere den Kaiser auf dem Throne sitzend oder zu Pferde in voller Rüstung darstellte, und nachdem er sie allesamt genau angesehen hatte, sagte er den Weisen alles so, wie er es vordem dem Kaiser gesagt hatte. Dann gingen sie.

Als die acht Tage verstrichen waren, beschied sie der Kaiser wieder zu sich, auf daß sie ihm die Frage beantworteten, die er ihnen gestellt hatte, und die Weisen sagten ihm die vollständige Lösung. Verwundert und neugierig, wie sie sie herausgebracht hätten, schickte er sogleich um den Schmied, und in seinem Herzen sagte er: »Jetzt wird er mir sein Treiben ordentlich bezahlen: ich weiß recht gut, daß sie ihm entweder so lange geschmeichelt oder so lange gedroht haben, bis er es ihnen gesagt hat, und anders kann es nicht sein, mit ihrem eigenen Verstande hätten sie es nimmer herausgefunden. Damit hat er sich nichts Gutes getan.«

Der Schmied kam, und der Kaiser sagte zu ihm: »Meister, ich glaube, du hast meinen Geboten allzusehr zuwidergehandelt: du hast verraten, was ich dir geheimzuhalten befohlen hatte, und das wirst du bitter bezahlen müssen.« Aber der Meister sagte: »Herr, Ihr seid Herr, nicht nur mit mir, sondern mit aller Welt zu tun, was Euch gefällt, und darum befolge ich Euere Gebote als die meines teuern Vaters und Herrn. Wisset denn, ich meine nicht im geringsten

Digitized by Google

abgewichen zu ſein von Euerm Befehl, der ausdrücklich lautete, ich dürfe das, was ich Euch geſagt habe, niemand offenbaren, es wäre denn, ich hätte vorher hundertmal Euer Antlitz geſehen. Als ich alſo dieſerhalb genötigt worden bin, konnte ich den Leuten nicht dienen, wenn ich nicht zuerſt die Bedingung erfüllte, die Ihr genannt hattet, und das habe ich getan: denn bevor ich es ſagte, ließ ich mir von ihnen hundert Goldſtücke geben, und auf jedem beſah ich mir Euer Antlitz, das dort eingeprägt iſt, und erſt nachdem ich das in ihrer Gegenwart getan hatte, ſagte ich es ihnen. Ich glaube daher nicht, daß ich in meinem Wunſche, ihnen und mir weitere Unannehmlichkeiten zu erſparen, ſo arg gefehlt hätte.«

Der Kaiſer begann zu lachen und ſagte: »Geh, guter Mann, du haſt dich als größerer Meiſter erwieſen als alle meine Weiſen, ſo gebe dir Gott alles Gute!« Und ſo ging der Schmied frei und ledig vom Kaiſer und kehrte in ſeine Werkſtatt zurück zu ſeiner Arbeit.

Digitized by Google

40.

GERECHTIGKEIT IN ROM.

EIN SCHOLAR KAM NACH ROM, UM SEINE SCHWESTER zu beſuchen, die die Gattin des kaiſerlichen Seneſchalls war. Und Schwager und Schweſter belehrten ihn, wie auch ſchon andere auf dem Wege und in der Stadt getan hatten, daß die Leute dort voller Trug und Bosheit ſeien, und warnten ihn, das Haus ohne Zeugen und Hüter zu verlaſſen.

Eines Tages ging er trotzdem aus, und von ungefähr ſchnitt er unterm Gehen mit einem Meſſer Ruten. Zwei Männer gingen vorbei, und kaum ſahen ſie ihn, ſo behaupteten ſie auch ſchon, das Meſſer gehöre einem von ihnen, und ſie ſchleppten ihn vor Gericht. Er wurde verhört, und da ſagte er: »Es iſt ſchon möglich[1]), daß das Meſſer Eigentum eines von ihnen iſt, aber ich will Euch erzählen, wie ich es gefunden habe. Geſtern bin ich mit meinem Vater in einem Walde geweſen, und plötzlich ſtürzten ſich Räuber auf uns, und ich entfloh in der Meinung, der Vater folge mir, dann ſah ich, daß er nicht da war, und ſo ging ich zurück, und da fand ich ihn als Leiche, und in ſeinem Leibe ſtak dieſes Meſſer.« Durch dieſe Geſchichte ging er frei aus, ſeine Widerſacher aber wurden verurteilt.

Wieder einmal ging er müßigen Sinnes weg, ſein Blick fiel auf einen lieblichen Knaben, den ſeine Wärterin auf dem Arme trug, und er betrachtete ihn aufmerkſam. »Wahrhaftig,« ſagte die Wärterin, »Ihr habt recht, Euch den Knaben gut anzuſehen, habt doch Ihr ihn mir gemacht, und nun nähre ich ihn ſchon drei Jahre lang, und Ihr habt noch keinen Kreuzer hergegeben.« Und ſie zog ihn vor Gericht. Und beim Verhör erklärte der Scholar, er beſtreite nicht, daß der Knabe ſein ſei, und weil ſie ihn drei Jahre ernährt habe, er jetzt aber der Mutter nicht mehr bedürfe, ſo wolle für die nächſten drei Jahre er ihn zu ſich nehmen. In dieſem Sinne fällten auch die Richter, die ſein gewandtes Weſen bewunderten, das Urteil. Als aber das Weib den Spruch hörte, ſagte ſie, der Knabe ſei der Sohn desunddes Bürgers, für den ſie ihn aufziehe. Dies ſtellte ſich als wahr heraus, und ſo wurde ſie verurteilt, während der Scholar durch ſeine Schlauheit loskam.

---

[1]) *Ich ſtreiche im Texte das non, vielleicht gehört an ſeine Stelle ein bene oder etwas Ähnliches.*

Digitized by Google

Eines Abends ſpeiſte er bei ſeiner Schweſter und ihrem Gatten, und auf den Tiſch wurden drei Rebhähne geſetzt, deren einer gar mager war. Und ſein Schwager ſagte zu ihm: »Bruder, teilt doch die Hähne gleichmäßig unter uns drei.« Da nahm der Scholar den magern und gab ihn der Schweſter und dem Schwager, und ſich behielt er die zwei feiſten, und er ſagte: »Das iſt gleichmäßig geteilt: Ihr ſeid zwei Feiſte und ein Magerer, und auf meiner Seite ſind auch zwei Feiſte und ein Magerer.« Er war nämlich auf der Schule abgemagert.

Dieſer ſein Scharfſinn machte ſeinem Schwager viel Unruhe, und zu mehrern Malen verſuchte ihn der Schwager, weil er ſich von ihm eines Unheils verſah, zu töten. Da dies aber die Schweſter ſtets verhinderte, ſo führte er ihn, um ihn zu verderben, an den Hof des Kaiſers, denn dort galt das Geſetz, daß gegen jedermann, der bei Tiſche auf ſeinem Teller ein Stück Fleiſch umwandte, der Todesſpruch gefällt wurde, und von dieſem Geſetze ſagte er dem Scholaren nichts. Und der wandte ſein Stück um, und ſo war ſein Leben verwirkt, das war ob ſeines Scharfſinns gar vielen leid, unter ihnen auch dem Kaiſer. Und der gewährte ihm die Gnade, daß er erſt in drei Tagen zu ſterben brauche und daß ihm an jedem dieſer drei Tage eine Bitte, die er ausſprechen werde, gewährt ſei.

Am erſten Tage bat er, ihn feierlich zu krönen wie den Kaiſer und ihm jede Feier und Luſt zu bereiten, die bei der Kaiſerkrönung üblich ſei. Am zweiten Tage bat er, ihm die Tochter des Kaiſers zu vermählen. Und am dritten Tage bat er, daß allen, die geſehen hätten, wie er das Stück Fleiſch umgewandt habe, die Augen ausgeriſſen und ihm gegeben würden. Da fand ſich niemand, der das hätte bezeugen wollen, und ſo war er frei. Und der Kaiſer, der alſo ſeine Weisheit erfahren hatte, gab ihm nun ſeine Tochter wirklich. Und nach kurzer Zeit, da er ſchon hoch in Gnaden ſtand, forderte er das Urteil gegen ſeinen Schwager, der ihn ohne Warnung in Todesgefahr gebracht hatte, und der wurde gehenkt.

Digitized by Google

41.

GLÜCK IM UNGLÜCK.

ES WAR EINMAL EIN MANN, DEM STIESS VIEL WIDERwärtiges zu, und er verlor viel Geld; immer aber mahnte ihn ſein Weib zu Geduld und ſagte: »Gott wird noch alles zu deinem Beſten wenden, Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen.« Eines Tages verlor er ein Auge, und wieder ſagte ſie ihren Spruch, und ihres Predigens überdrüſſig, verprügelte er ſie und ſagte: »Nimm das hin in Geduld!«

Später kam er mit ſeinem Weibe zu den Tataren, und der Kaiſer dort erhob ihn ſo, daß er einer der Großen neben ihm war. Und der Kaiſer ſtarb, und vor ſeinem Tode hatte er angeordnet, daß dieſer ſein Freund mit ihm begraben werde. Dieſe Leute haben nämlich den Glauben, daß ſie ſo, wie ſie begraben werden, in der andern Welt leben, und darum laſſen ſie ſich mit den Pferden und den Hunden, mit der Gattin und ihren liebſten Freunden begraben.

Aber da ſagte er, für ſeinen Herrn wäre es eine gar große Schande, wenn er an einem ſo großen Hofe im Jenſeits mit einem Einäugigen ankäme, und das ließen ſie gelten. Und er wäre wahrhaftig begraben worden, hätte er nicht zu ſeinem Glücke das Auge verloren gehabt.

Digitized by Google

42.

DAS URTEIL ÜBER DIE ELSTER.

ES WAR EINMAL EIN STEINREICHER MANN, DER bewahrte ſein Geld in einer Truhe auf, die oben eine Öffnung hatte, und durch die pflegte er die Gulden, wie er ſie einnahm, hineinzuwerfen. Und in dem Hauſe nebenan wohnte ein Armer, der jeweils Met ausſchenkte, und der hatte eine Elſter, und die flog oft, wann der Reiche abweſend war, durch das Fenſter in ſeine Kammer und zog mit dem Schnabel ſo viel Gulden, wie ſie konnte, durch die Öffnung aus der Truhe, und dann flog ſie zu dem hohlen Kürbis, der zum Zeichen des Metausſchanks an dem Hauſe des Armen hing, und dort hinein legte ſie die geſtohlenen Gulden. So verſtrich eine lange Zeit, und endlich nahm der Arme, weil ihm der Met ausgegangen war, den Kürbis herunter, und drinnen fand er etliche Hunderte Gulden. Baß verwundert darob, hängte er den Kürbis wieder auf, um zu ſehen, wie das zugehe, und bei der Beobachtung ſah er des öftern, wie die Elſter Gulden brachte.

Endlich aber leerte der Reiche ſeine Truhe aus, und als er die Gulden zählte, entdeckte er, daß eine Menge fehlte, und da er keine Ahnung hatte, wie ſie weggekommen ſeien, betrübte er ſich, und er gedachte die Sache zu beſchlafen. Inzwiſchen kam die Elſter wieder und nahm einen von den Gulden, die auf dem Tiſche ausgeſchüttet lagen. In dieſem Augenblicke erwachte er, und da ſah er ihren Diebſtahl, und er beſchloß, ſeinen armen Nachbar vor Gericht zu ziehen. Bei Gericht aber ſagte der Arme, als man ihn befragte, es falle ihm nicht ein, für das Treiben und das Stehlen der Elſter die Verantwortung zu übernehmen. Aber warum viele Worte? Das Gericht entſchied, die Elſter ſolle am Halſe gehängt werden, bis ſie tot ſei, und ſie wurde in die Hände des Reichen gegeben, damit er ſie hänge.

In ſeiner Verſtörtheit aber mißachtete der Reiche den Spruch des Gerichtes, und er ſchleuderte die Elſter an die Wand. Nun belangte umgekehrt der Arme den Reichen, daß er die Elſter entgegen dem Urteil ſo grauſam und auf eine andere Weiſe getötet habe, als entſchieden worden war. Und ſiehe da, für die Mißachtung des richterlichen Spruches wurde der Reiche zu einer Buße von vierhundert Gulden verurteilt.

Digitized by Google

43.

DIE RACHE DES SKLAVEN.

EIN RITTER HATTE EINEN SEINER SKLAVEN ZUR Strafe für mancherlei Unfug geblendet, dann aber fühlte er wieder Mitleid mit ihm und machte ihn zum Pförtner in seinem Schlosse.

Eines Tages entfernte er sich mit allen seinen Leuten, und zu Hause blieben nur seine zwei Knäblein. Die packte nun der Sklave, nachdem er Tore und Türen verschlossen hatte, und trug sie auf die Zinnen des höchsten Turmes. Und als sich der Ritter auf der Heimkehr dem Schlosse näherte, zeigte er sie ihm und rief hinunter, er werde sie auf der Stelle hinabstürzen, wenn sich nicht der Ritter die Augen ausreiße, so wie er ihm sie ausgerissen habe. Der Ritter sagte, er habe es getan, aber der Sklave fragte ihn: »Wie wars dir dabei?« Und da der Ritter keine Antwort zu geben wußte, rief der Sklave: »Ha, du hast es nicht getan!«

Um es kurz zu machen: der Ritter riß sich die Augen aus, um die Knaben zu retten, und er sagte dem Sklaven: »Nun habe ich sie mir wahrhaftig ausgerissen.« Wieder fragte der Sklave: »Wie wars dir dabei?« Und der Ritter antwortete: »Als hätte man mir das Gemächt ausgerissen.« Da sagte der Blinde: »Du sprichst die Wahrheit.« Und schon sprang er auch mit den beiden Knäblein herab, und alle drei waren Leichen.

Digitized by Google

44.

RING, SPANGE UND TEPPICH.

DARIUS HERRSCHTE IN ROM MIT HOHER KLUGHEIT, und er hatte drei Söhne, die er herzlich liebte. Als es mit ihm ans Sterben ging, vermachte er seinem erstgeborenen Sohn das ganze Erbteil, das einst ihm sein Vater hinterlassen hatte, dem zweiten gab er alles, was er in seiner Zeit erworben hatte, und dem dritten Sohne gab er drei Kleinode, einen Ring, eine Spange und einen kostbaren Teppich. Der Ring hatte die Kraft, daß, wer immer ihn am Finger trug, die Gunst aller Leute hatte und durch diese Gunst alles, was er von ihnen heischte, bekam, die Spange hatte die Kraft, daß, wer immer sie an der Brust trug, alles nur Mögliche erhielt, was sein Herz begehrte, und der Teppich hatte die Kraft, daß, wer immer auf ihm saß und bei sich dachte, daß er irgendwo in der Welt zu sein wünschte, in demselben Augenblicke dort war. Und als der Kaiser diese drei Kleinode, die Virgil durch Zauberkunst verfertigt hatte, seinem jüngsten Sohne gab, sagte er: »Teuerster Jonathas, du bist mein jüngster Sohn, und ich gebe dir diese drei Dinge, damit du die Wissenschaft betreibest, und sonst bekommst du kein Erbteil, deine Mutter wird sie dir verwahren, und wenn du ihrer bedarfst, so wird sie dir eines nach dem andern geben.« Dies gesagt, kehrte er sich zur Wand und gab seinen Geist auf. Seine Söhne bestatteten ihn mit allen Ehren. Dann nahmen die zwei ältern ihre Vermächtnisse in Besitz, der dritte aber bat seine Mutter um den Ring, mit dem er sich auf die Hohe Schule begeben wollte. Die Mutter sagte: »Den Ring gebe ich dir, auf daß du dein Bemühen darauf richtest, dir Wissen zu erwerben, hüte dich nur vor dem Weibe, damit du nicht etwa den Ring verliersest.«

Jonathas nahm den Ring und begab sich auf die Hohe Schule, und er begann sie eifrig zu besuchen und sich Wissen anzueignen. Eines Tages aber begegnete er auf der Straße einem Mädchen, genugsam schön und anmutig, und kaum hatte er sie gesehen, so fing er sich in ihren Augen, und er nahm sie mit und behielt sie öffentlich bei sich und liebte sie wundersam. Und er machte Gebrauch von dem Ringe an seinem Finger und gewann durch ihn die Gunst und die Liebe aller, so daß er alles erhielt, was er begehrte, und er stellte Gastmähler an und gab Geschenke, und das alles durch die Kraft des Ringes. Sein Liebchen aber, die weder Gold noch Silber bei ihm sah, wunderte sich

Digitized by Google

höchlich, woher er das Geld nehme, um dieſen Aufwand zu beſtreiten, und als ſie ihn einmal in ſonderlich guter Laune ſah, ſagte ſie zu ihm: »Herr, viele reden vieles. Gold oder Silber haſt du nicht, wie geht es denn zu, daß es dir an nichts gebricht und du überdies ſo unendlich viel ausgibſt?« Er antwortete: »Gott vermag mehr als Gold und Silber, Gott iſt mächtig, mir zu geben, was ich begehre.« Sie aber ſagte: »Herr, es gibt niemand, den ich mehr lieben würde als dich. Eröffne mir doch dein Herz und ſage deiner Magd die Wahrheit!« Und dieſe Rede wiederholte ſie des öftern, bis er endlich, ohne ihre Tücke zu ahnen, ſagte: »Liebſte, ich will dir die Wahrheit ſagen. Mein Vater hat mir dieſen koſtbaren Ring vermacht, und in ihm ſteckt die Kraft, daß, wer immer ihn trägt, die Gunſt und die Liebe aller hat. Durch dieſe Gunſt erhalte ich, was ich von den Menſchen heiſche, und ſo kann ich dieſes adelige Leben führen.« Darauf ſagte ſie: »Herr, höre auf mich und tue nach meinem Rate, und es wird dich nicht gereuen. Alltäglich biſt du bei Feſten und unter den Leuten, da kann dir der Ring leicht abhanden kommen. Gib ihn mir aufzubewahren, und ich werde dir ihn treulich bewahren, bis du ſeiner bedarfſt.« Und er tat nach ihren Worten und gab ihr den Ring. Und ſofort begann ſich die Gunſt der Leute zu vermindern und zu ſchwinden. Als er dies ſah, verlangte er, weil es ihm an Geld gebrach, den Ring zurück, um die Gunſt und Liebe der Menſchen wiederzugewinnen. Sie ſagte: »Sofort.« Und ſie ging in das Gemach und öffnete die Truhe, und da ſchrie ſie: »Weh mir, Herr, wehe! Es waren Diebe da, und ſie haben die Truhe geöffnet und den Ring genommen.« Als er dies hörte, krampften ſich ihm die Eingeweide zuſammen, und er weinte bitterlich.

Auf der Stelle reiſte er zu der Kaiſerin, ſeiner Mutter, und vermeldet ihr die Geſchichte mit dem Ringe. Und ſie ſagte: »Ach, mein Sohn, habe ich dir nicht vorhergeſagt, du ſolleſt dich vor dem Weibe in acht nehmen? Dieſes Weib hat dich betrogen. Hier übergebe ich dir die Spange, hüte ſie ſorgſam, weil du, wenn du ſie verlöreſt, Ehre und Nutzen für immer einbüßen würdeſt.« Und er nahm die Spange und begab ſich zurück auf die Schule. Und ſiehe, am Stadttor kam ihm ſein Liebchen entgegen und empfing ihn mit Freuden, und er nahm ſie wieder zu ſich. Wie früher ſtellte er Feſte an und gab Geſchenke, ſo daß die ganze Stadt davon ſprach. Das Mädchen wunderte ſich wieder, woher er das alles nehme, da ſie doch nichts bei ihm ſah. Und als er eines Tages voll des Weines und luſtig war, ſagte ſie: »Herr, du Halbſcheid meiner Seele, eine kleine Frage habe ich an dich, und nicht verheimliche es deiner Magd. Du gibſt ein Mahl nach dem andern, und doch haſt du, ſoviel ich ſehe, nichts, ſag alſo deiner Magd, wie das ſein kann.« Er antwortete: »Ich ſage es dir nicht. Einmal habe ich dir mein Geheimnis geſagt, und du haſt mir den Ring verloren, darum

Digitized by Google

gedenke ich nicht, dir nochmals mein Geheimnis zu eröffnen.« Und sie: »Herr, höre mich. Das, was mir mit dem Ringe geschehen ist, könnte auch einem Klügern geschehen, weil gegen Diebe Klugheit nichts hilft. Wüßte ich aber jetzt die Heimlichkeit deines Herzens, so würde ich anders handeln.« Und er: »Wenn dem so ist, so will ich dir die Wahrheit sagen. Diese Spange habe ich von meinem Vater. Wer sie an der Brust trägt, dem erfüllt sie, was sein Herz erfreut. Ich trage die Spange an der Brust, und was ich nur denke, das steht mir zu Gebote.« — »Herr,« sagte sie nun, »was für einen Sinn hat es denn da, sie tagtäglich von morgens früh bis spät am Abend zu tragen? Du könntest dir doch in einer Stunde so viel ersinnen, daß es für ein Jahr langt. Darum gib mir die Spange zu bewahren. Beliebt es dir, so bekommst du sie, wann immer dir etwas einfällt, das du wünschen würdest.« Er antwortete: »Ich fürchte, du wirst sie verlieren, wie du den Ring verloren hast, und dann wäre ich für immer zuschanden geworden.« Sie aber sagte: »Herr, der Ring hat mir zur Witzigung gedient, und darum verspreche ich dir in Treuen, ich werde dir die Spange so bewahren, daß kein Mensch zu ihr kommt.« Und er glaubte ihrem Worte und gab ihr die Spange. Als er dann alles verbraucht hatte, verlangte er die Spange zurück. Und das Mädchen schwor ihm, sie sei ihr gestohlen worden. Darob verfiel er in tiefen Kummer und sagte: »War ich nicht verrückt, daß ich ihr, nachdem ich schon den Ring verloren hatte, auch noch die Spange gab?«

Und wieder reiste er zu der Mutter und erzählte ihr alles. Über die Maßen betrübt, sagte sie: »Ach, liebster Sohn, warum hast du dem Weibe so sehr vertraut? Nun hat sie dich zweimal betrogen, und bei jedermann giltst du als Dummkopf. Werde doch endlich einmal klug, denn ich habe dir nichts mehr zu geben als den kostbaren Teppich, den dir dein Vater gegeben hat, und verlierst du auch den, so komm nicht mehr zu mir!« Und Jonathas nahm den Teppich und reiste wieder in jene Stadt. Und als sein Liebchen von seiner Ankunft hörte, freute sie sich sehr, und sie ging zu ihm und bot ihm einen frohen Willkomm. Und er breitete den Teppich aus und sagte: »Sieh, Liebste, diesen kostbaren Teppich hat mir mein Vater sterbend vermacht, setze dich mit mir darauf.« Und als sie beide auf dem Teppich saßen, dachte er bei sich: »Wären wir nur weit weg, wohin kein Mensch kommt!« Und schier in dem Augenblicke, wo er das dachte, waren sie beide entrückt und gleichsam am Ende der Welt in einem Walde niedergesetzt, wohin kein menschlicher Blick drang. Sie aber jammerte: »Herr, wo sind wir?« Und er: »Am Ende der Welt, will ich hoffen. Erinnere dich, wie du mir tückisch Ring und Spange entwendet hast. Und darum schwöre ich zu Gott im Himmel: ich lasse dich hier den Tieren zum Fraße, wenn du mir nicht Sicherheit gibst wegen meiner Kleinode.« Sie sagte: »Herr, erbarme dich

Digitized by Google

meiner! So du mich zurückbringſt, wo wir vordem waren, ſo verſpreche ich dir in Treuen bei meinem Leben, dir Ring und Spange zurückzugeben.« Und er glaubte ihren Worten und ſagte: »Wenn es ſo iſt, ſo will ich dich in die Stadt zurückbringen.« Sie aber ſagte: »Da du nun mein Verſprechen haſt, ſo ſag mir doch, wieſo wir ſo plötzlich hergekommen ſind.« Und er: »Das will ich dir ſagen: Dieſer Teppich hat die Kraft, daß, wer immer auf ihm ſitzt, nur zu denken braucht, er möchte irgendwo in der Welt ſein, und ſchon iſt er auch dort.« Dies geſagt, fuhr er fort: »Liebſte, ſtrecke dich hin, damit ich ein wenig in deinem Schoße ruhen kann, denn wunderlich kommt mich der Schlaf an.« Und ſie nahm ſein Haupt in ihren Schoß, und alsbald entſchlief er. Da zog ſie den Teil des Teppichs, auf dem er lag, ſtill zu ſich herüber und dachte: »Wäre ich nur dort, wo ich vordem war«, und ſchon war ſie mit dem Teppich dort, und Jonathas lag allein in dem Walde und ſchlief.

Endlich erwachte er, und als er weder den Teppich noch das Mädchen ſah, begann er bitterlich zu weinen und zu ſchluchzen und zu ſeufzen und rief: »O du mein Gott, was tue ich nun! Wohin ich mich wenden ſoll, weiß ich nicht.« Und er ſah niemand als die Vögel, die in der Luft dahinflogen. Und er erhob ſich und bekreuzigte ſich, und dann ſtieß er auf einen Weg, und den beſchritt er. Und als er den ganzen Tag gegangen war, kam er zu einem Waſſer, das er durchwaten mußte. Und das Waſſer war ſo ſcharf, daß es ihm das Fleiſch an den Füßen, ſoweit es ſie benetzte, bis auf die Knochen wegfraß, und er füllte trotz ſeinen Schmerzen ein Fläſchchen mit dieſem Waſſer und nahm es mit. Dann ſah er einen Baum mit viel Früchten, in ſeinem Hunger aß er davon, und ſchon war er mit einem abſcheulichen Ausſatz bedeckt, und er nahm einige Früchte und ging weiter. Und er begann zu weinen: »O Herr, o du mein Gott, was habe ich alles zu leiden!« Und in dieſen Nöten kam er wieder zu einem Waſſer, über das er zu ſetzen hatte, und ſo wie ihm das andere das Fleiſch von den Knochen getrennt hatte, ſo gab ihm dieſes das Fleiſch wieder zurück, und er nahm auch von dieſem ein Fläſchchen mit. Dann bekam er Hunger, und wieder ſah er einen Baum voller Früchte, und auch von denen aß er, und hatten ihn die frühern ausſätzig gemacht, ſo heilten ihm dieſe jegliches Geſchwür, und er pflückte auch von ihnen einige und nahm ſie mit. Und nun begann er froh zu werden und Gott zu danken. Und er ſah in der Ferne ein ſchönes Schloß, und zwei Männer in reicher Tracht kamen ihm entgegen und fragten ihn, wer er ſei. Er antwortete: »Ich bin ein vollkommener Arzt.« Und ſie ſagten: »Unſer König, der jetzt in dieſem Schloſſe weilt, iſt ausſätzig, könnteſt du ihn heilen, ſo würdeſt du die größten Ehren und Reichtümer erlangen.« Er antwortete: »Mit Gottes Hilfe werde ich ihn heilen.« Sie aber ſagten: »Liebſter, viele ſchon

Digitized by Google

ſind vor dir gekommen, und alleſamt haben ſie ihre Köpfe verloren, weil ſie ihn nicht heilen konnten. Biſt du ſicher, daß du es vermagſt, ſo wollen wir dich in Ehren zu ihm führen.« Er ſagte: »Laßt euch verſichern, ich werde ihn heilen.« Und ſo führten ſie ihn zu dem Könige, und er traf ihn im Bette. Und er gab ihm von dem zweiten Waſſer zu trinken und von den zweiten Früchten zu eſſen, und in drei Tagen war er alles Ausſatzes ledig, und ſeine Haut war rein wie die eines Kindes. Und der König gab ihm, was er begehrte, und behielt ihn in hohen Ehren bei ſich. Tagtäglich aber begab ſich Jonathas luſtwandelnd an das nahe Ufer des Meeres, um, wenn es ſich treffen ſollte, Schiffe aus fernen Ländern zu ſehen, und ſo tat er lange Zeit, und nie bekam er etwas zu hören. Eines Tages aber kamen viele Schiffe, und er freute ſich von Herzen, und er fragte, ob nicht eines aus ſeiner Heimat dabei ſei, und richtig war eines aus der Stadt mit der Schule, und er vereinbarte mit den Schiffern, daß ſie ihn hinbringen ſollten. Dann bat er den König um Urlaub, heimzureiſen, und der König gab ihm reiche Geſchenke, und ſo kehrte er in Ehren in ſeine Heimat zurück und gelangte in die Stadt, wo ſein einſtiges Liebchen lebte.

Alsbald verbreitete ſich in der Stadt das Geſchrei, es ſei ein gar geſchickter Arzt aus fernem Lande gekommen, der jeglichen Kranken heile. Und die Reichſte in der Stadt war ſein Liebchen, und ihr Reichtum rührte von den drei Kleinoden her, die ſie Jonathas geſtohlen hatte, und nun lag ſie auf den Tod krank. Als ſie da von der Ankunft eines ſo trefflichen Arztes vernahm, ſchickte ſie Boten zu ihm, er ſolle ſie beſuchen und er werde, ſo er ſie völlig heile, große Gaben empfangen. Jonathas aber war von niemand erkannt worden, und auch ſein Liebchen, die ihn ſchon lange tot wähnte, erkannte ihn nicht. Und als er dann an ihrem Bette ſtand, ſagte er: »Teuerſte Herrin, die Arznei wird dir nichts helfen, wenn du nicht eine vollkommene Beichte abgelegt haſt, und haſt du etwa fremdes Gut, ſo gib es auf der Stelle zurück, und dann werde ich tun, was recht iſt.« Und ſie begann mit lauter Stimme zu geſtehen, wie ſie Jonathas um den Ring, die Spange und den Teppich betrogen und wie ſie ihn in der Einöde ſchier am Ende der Welt verlaſſen habe, ſo daß ihn, wie ſie glaube, die Tiere gefreſſen hätten. Und Jonathas ſagte: »Sag, Herrin, wo haſt du die drei Kleinode, die du ihm trügeriſch entwendet haſt?« Und ſie antwortete: »In der Truhe zu meinen Füßen. Da ſind die Schlüſſel, öffne ſie.« Und er öffnete die Truhe, und da fand er Ring, Spange und Teppich, und er barg ſie, über die Maßen froh, in ſeinem Buſen. Dann gab er ihr von der Frucht zu eſſen, von der er den Ausſatz bekommen hatte, und von dem Waſſer zu trinken, das das Fleiſch von den Knochen löſte. Kaum hatte ſie gegeſſen und getrunken, ſo ſchwoll ihr der Leib, und Schmerzen begannen ſie zu peinigen, ſo daß ſie

Digitized by Google

jämmerlich ſchrie, und ſo gab ſie den Geiſt auf. Jonathas aber kehrte mit ſeinen Kleinoden zu der Mutter zurück, und alle ſeine Anverwandten freuten ſich herzlich über ſein Kommen. Und er erzählte der Mutter und den Brüdern und den Fürſten alles bis zum Ende, wie ihn Gott aus den mannigfaltigen Gefahren befreit und wie er die verlorenen Kleinode zurückgewonnen hatte, und alle prieſen Gott in heller Freude. Und Jonathas lebte lange Jahre, und endlich gab er ſeine Seele Gott zurück.

Digitized by Google

45.

MERLIN – MERLINCHEN.

Es waren einmal zwei arme Leute, die lebten davon, daß ſie im Walde Holz fällten, und ſie waren Nachbarn, und jeder hatte einen Eſel, und dieſer Eſel bedienten ſie ſich bei ihrer Hantierung. Und einer von den zweien hatte Weib und Kinder, und ſie koſteten ihn viel Geld, und er ſtand des Morgens in aller Frühe auf und legte ſich ſpät in der Nacht nieder, und von dem, was er abends nach Hauſe brachte, hatte er am Morgen nichts mehr. Der andere, der keine Kinder hatte, eilte, kaum daß er den Eſel mit einer mäßigen Laſt beladen hatte, heim, er aber blieb noch lange im Walde, traurig und bekümmert, und gar oft klagte er: »Ach, Herr, was kann ich tun? Ich und mein Tier, wir ſterben noch Hungers, und das Beil fällt mir ſchier vor Schwäche aus der Hand! Ach, und kein Geld, daß ich Brot für uns kaufen könnte! Wahrhaftig, es iſt ein traurig Los, als Armer geboren zu ſein!«

Und ſo klagte er oft und oft, bis ihn einmal eine Stimme aus dem Dickicht anrief, warum er ſo jammere, und der Holzhauer erzählte ſein ganzes Unglück, und die Stimme antwortete: »Wenn ich dir aus deiner Not hülfe, würdeſt du wohl die hl. Dreifaltigkeit verehren und die Armen in Treuen lieben?« – »Ja,« ſagte er, »das würde ich gewiß und wahrhaftig tun.« – »Dann geh auf der Stelle nach Hauſe, und ganz hinten in deinem Garten unter dem Holunderbaum wirſt du einen großen Schatz finden.« Dies gehört, neigte ſich der Bauer in frommer Demut und fragte: »Herr, wer ſeid Ihr?« – »Merlin nennt man mich.« – »Ach, gnädiger Herr Merlin, ich mache mich auf den Weg, und ich befehle Euch Gott, der aus Waſſer Wein gemacht hat!« – »Geh denn, es wird ſich ja zeigen, wie du dein Leben einrichten und dem Herrn Jeſu Chriſto dienen willſt. Und heute über ein Jahr kommſt du wieder hieher zu mir und legſt mir Rechenſchaft ab.« – »Gern, gnädiger Herr! Und noch einmal großen Dank!«

Und er ging heim, ohne den Eſel beladen zu haben, und als ihn ſeine Frau ſolcherweiſe daherkommen ſah, lief ſie ihm entgegen, um ihn zu ſchelten, aber er lachte übers ganze Geſicht, als ſie begann: »Du ſchlechter Menſch, haſt du etwa einen Beutel Geldes gefunden? Was werden wir heute eſſen, wenn du

Digitized by Google

so leer und ledig daherkommst?« Antwortete er: »Schilt mich nicht, Weib, alsbald werden wir, so es Gott beliebt, Geld genug haben, und mit der Holzfällerei hat es ein Ende!« Und er erzählte ihr alles, und sie gingen in den Garten und gruben mit Haue und Spaten unter dem Holunderbaum, und schließlich fanden sie den Schatz, und da gab es eine große Freude. Und nun waren sie reich und lebten nach ihrem Behagen, aber Gott und die Armen liebten sie trotzdem nicht mehr als vordem. Und jetzt, wo der Mann reich war, war jedermann gut Freund mit ihm, und alle nannten ihn Vetter.

Und als ein Jahr vergangen war, ging der Bauer wieder in den Wald und zu jenem Dickicht, und er rief: »Ach, gnädiger Herr Merlin, Ihr meine einzige Hoffnung, kommt und sprecht mit mir, ich liebe und ehre Euch von Herzen!« — Was willst du? wie gehts dir?« — »Gut, gnädiger Herr Merlin! Ihr habt mir ein großes Gut gegeben, und Weib und Kinder sind trefflich genährt und gekleidet, und alltäglich wächst meine Habe.« — »So ists recht, lieber Freund, aber sag mir, hast du einen Wunsch?« — »Ach, gnädiger Herr Merlin, ich wäre gern Schulze meines Dorfes.« — »In sechs Wochen sollst du es sein, sei gut und fromm!« — »Tausend Dank, gnädiger Herr!« Und in sechs Wochen ward der Bauer zu dem Schulzen seines Dorfes bestellt, aber gegen die Armen, die seine Vettern waren, war er eitel Verachtung und Härte und beschimpfte sie gar oft, und die Reichen, die ehrte er, als wären sie seine Vettern gewesen.

Und wieder nach einem Jahre ging er in den Wald und rief: »Herr Merlin, kommt und sprecht mit mir, denn ich liebe Euch von Herzen.« — »Was willst du?« — »Ich möchte Euch bitten, daß mein Sohn, der Geistliche, den ich gar sehr liebe, Bischof von Blankenberg werde, der Bischof ist vorgestern begraben worden, und damit hättest du mich für immer jeder Sorge entledigt.« — »Geh nur, in sechs Wochen wird er es sein.« Und der Wicht ging heim in großer Freude, aber seinem schlechten Wesen entsagte er nicht, und er ließ nicht ab von seiner Roheit gegen die Armen, und sein Sohn ward Bischof, und nun meinte er, jeder Mühsal und jeden Kummers für immer enthoben zu sein.

Und wieder übers Jahr ging er in den Wald, und er rief: »Merlin, wo bist du? Sprich mit mir!« Und die Stimme sagte alsbald und kurz: »Was wünschst du, Mann?« — »Ich bitte dich, mache, daß meine Tochter den Sohn des Statthalters von Aquileja zum Gatten erhält, sie ist schön und anmutig und klug und zu allen Leuten höflich, und es ist kein Makel an ihr.« — »In sechs Wochen soll die Hochzeit sein, Gott gebe dir guten Mut!« Und es geschah, wie die Stimme gesagt hatte, und der Bauer gewann die große Versippung. Aber obwohl er so hoch gestiegen war, hatte er für Gott keinen Dank noch Vergeltung, sondern prangte nur in Ruhm und Ehren, und schließlich sagte er zu

Digitized by Google

seinem Weibe: »Nun gehe ich nicht mehr in den Wald, ich bin reich' genug an Geld und Gut, an Freunden und Sippen.« Sie aber riet ihm, doch noch einmal hinzugehen und recht höflich Abschied von Merlin zu nehmen.

Und als das Jahr um war, stieg er zu Pferde und nahm zwei Knechte mit und ritt in den Wald und rief: »Merlinchen!« Und die Stimme kam von einem Baume herab, und er fragte: »Warum bist du da oben?« — »Weil mich sonst dein Pferd getreten hätte.« Und der Wicht sagte: »Merlinchen, ich nehme Abschied: nun schere ich mich nicht mehr um dich, habe ich doch Geld über alle Maßen!« Antwortete die Stimme: »Ein Wicht bist du gewesen, ein Wicht sollst du wieder sein. Im ersten Jahre, da hast du dich vor mir verneigt und mich ehrfürchtig deinen gnädigen Herrn genannt, im zweiten warst du schon so stolz, daß du zu mir nur noch Herr sagtest, und dann hast du mich mit Merlin angesprochen, und jetzt nennst du mich gar Merlinchen! Und ich sage dir kurz: in dir war nie Tugend oder Sitte, du warst ungetreu gegen Gott und die Armen, du warst ein Wicht voller Grausamkeit. Und nun werde ich dich wieder arm machen zum gerechten Lohne.«

Und der Wicht kehrte heim und verlachte nur die Drohung, an die er nicht glaubte. Aber in wenigen Tagen starben sein Sohn und seine Tochter, und darob grämte er sich sehr, ohne jedoch, weil er auf seinen Reichtum baute, von seinem Stolze zu lassen. Und sein Landesherr begann einen Krieg mit einem andern und hatte große Verluste an beweglichem Gut, und als der Krieg aus war, brauchte er, da Kisten und Kasten leer waren, Geld, und da sagte man ihm, sein Dorfschulze habe dessen genug, aber seine Art sei es nicht, milde und gut zu sein. Und der Herr entbot ihn zu sich und heischte tausend Pfund, und der Schulze antwortete, er habe nichts und der Herr solle das Geld anderswo verlangen. Darob erbost, nahm ihm der Herr alles, was er hatte, Geld und Gülten, fahrende und liegende Habe. Nun, da er alles verloren hatte, die Kinder sowohl als auch sein Gut, nun sagte er sich, daß Merlin die Wahrheit gesprochen hatte, und er bejammerte sein Schicksal, das ihm nicht einmal den Esel gelassen hatte, dessen er zu seinem alten Handwerk bedurfte. Und er arbeitete und sparte, bis er sich einen Esel kaufen konnte, und mit dem begann er alltäglich, wie einst, in den Wald zu gehen. Und in dieser Armut verblieb er, bis er elendiglich starb.

Digitized by Google

46.

DIE VERLEUMDETE JUNGFRAU.

DER GRAF VON NEVERS HATTE BEI SEINEM TODE zwei Kinder hinterlaſſen, einen Sohn und eine Tochter, und der Sohn ſprach, obwohl er ſchon zwanzig Jahre alt war, nie davon, daß er heiraten wolle, darob redeten die Zungen böswilliger Lügner, er ſchlafe bei ſeiner Schweſter. Er erfuhr nichts von dieſem Gerede, aber dem Fräulein kam es zu Ohren, und in arger Kümmernis lief ſie zu der heiligen Jungfrau, um weinend zu beten, dann aber ſprach ſie insgeheim mit ihrem Bruder und ſagte zu ihm: »Unſer Vater war ein wackerer, frommer Ritter an den Höfen des Königs und des Kaiſers, und er verſtand das Waffenhandwerk und kannte alle Barone des ganzen Reiches, Ihr aber habt nichts im Sinne als Tand wie Vogelbeize und Jagd. Mein Rat wäre, Ihr ginget zum Kaiſer und bötet ihm Euere Dienſte an. Ich aber will mich auf eines Euerer Schlöſſer begeben und mich dort bis zu Euerer Rückkehr mit meinen Mädchen einſchließen, ſo daß weder ich herausgehe, noch ein Mann zu mir hereinkommt, und das will ich Euch ſchwören.« Der Jüngling antwortete: »Mit allem, was Ihr ſagt, bin ich einverſtanden, nur nicht mit Euerer Einſchließung.« Sie ſtritten darüber noch lange, aber zu guter Letzt befolgte Wilhelm den Rat ſeiner Schweſter, er zog mit großem Geleite aus, und in Rom nahm ihn der Kaiſer mit Freuden auf, und den Augen des Kaiſers war er bald lieber als jeder andere Jüngling.

Die Zeit verging, und Wilhelm vernahm, ein Turnier werde ſtattfinden, zu dem ſich alle Edeln jenes Landes verſammeln würden. Er erlangte es, daß er mit einem Großen des Hofes hinreiten durfte, und dem diente er, gewappnet wie andere Knappen, ſo trefflich im Streite, daß dieſer den Sieg über alle gewann, und der Große ſchrieb den ganzen Sieg der Trefflichkeit Wilhelms zu, und nach ſeiner Rückkehr riet er dem Kaiſer, den Jüngling, auf daß er keinen Schaden nehme, zu keinem Turnier mehr ziehen zu laſſen, bevor er Ritter ſei. Und der Kaiſer tat nach dieſen Worten und ſchlug ihn zum Ritter, und als ſolcher errang er ſich bei einem Turnier das Lob jeglicher Kühnheit und Freigebigkeit und Schönheit. Das bewog den Kaiſer, ſeinen Rat zuſammenzuberufen, und er begann mit dem Lobe Wilhelms, und dann ſagte er: »Wenn ihr mir es ratet, ſo will ich ſeine Schweſter zur Gemahlin nehmen.« Da ſprach

Digitized by Google

der Marſchall, der als beſſerer und mächtigerer Mann als die andern galt, und ſagte liſtig: »Ein ſo tapferer Ritter auch Herr Wilhelm iſt, von ſeiner Schweſter wiſſen wir doch nicht, wie und welcher Art ſie iſt, aber wenn es Euch recht iſt, ſo will ich gehen und mich erkundigen. Sowieſo habe ich mir ſchon ſeit langem vorgenommen, zum hl. Dionyſius zu pilgern.« Er hatte aber eine Schweſter, und die hoffte er dem Kaiſer geben zu können.

Der Marſchall ging alſo als Pilger, aber mit Tücke im Herzen. Und bei dem Schloſſe angelangt, wo das Fräulein weilte, gab er Krankheit vor und ſtellte ſich ſchwach, und er vertat viel Geld und machte dem Wirte und deſſen Frau Geſchenke und begann ſie über die Jungfrau auszufragen, und ſie erzählten ihm alles Gute von ihrer Schönheit und ihren Sitten. Von ungefähr kam die Amme des Fräuleins dazu, die nach Schapeln und Schleiern und ſonſtigerlei notwendigen Dingen fragte, die der Wirt zu beſorgen pflegte. Da ſtand der Böſewicht vor ihr auf und erwies ihr alle Ehren und zog ſie in ſeine Kammer und gab ihr einen guten goldenen Ring und bat ſie wiederzukommen, um ihn in ſeiner Krankheit zu tröſten. Durch das Geſchenk verlockt, kam ſie wieder, und er gab ihr noch viel ſchönere, ſo daß ſie ihre Beſuche häufte, und, wie es heißt, hat er auch mit ihr geſchlafen, damit ſie lieber komme und ihm die Heimlichkeiten des Fräuleins verrate. Und einmal hatte ſie ein ſchönes Ringlein am Finger, und das zog er ihr ab und fragte ſie, weſſen es ſei. Und ſie antwortete: »Meine Herrin gab es mir zu halten, als ſie ſich die Hände wuſch, und es iſt der Ring, den ihr Herr Wilhelm, ihr Bruder, als Unterpfand ſeiner Heimkehr gab.« Und ſchon hatte er ihn angeſteckt und weigerte ſich, ihn zurückzugeben, und gab ihr drei beſſere Ringe mit den Worten: »Ihr mögt ſo tun, als hättet Ihr ihn verloren, vielleicht aber verlangt ſie ihn überhaupt nicht mehr zurück.« Und noch mit andern Kleinoden betörte er ſie, und als er ſie über Geſtalt und Gewohnheiten des Fräuleins befragte, antwortete ſie: »Es gibt keine ſchönere auf der ganzen Welt, von den Sohlen bis zum Scheitel iſt kein Makel an ihr, außer am rechten Schenkel gleichſam ein Röslein, aber das hat niemand geſehen als ich und Herr Wilhelm, als er noch klein war und mit ihr gebadet wurde.«

Damit ſchied der Böſewicht und machte ſich auf den Heimweg nach Rom, und als er vor dem Kaiſer ſtand, ſagte er, jene ſei die allerſchlechteſte Hure, und er ſagte: »Ich habe mit ihr geſchlafen und war drei Nächte bei ihr, und ſie hat mir dieſen Ring geſchenkt, den ihr Herr Wilhelm als Unterpfand gegeben hat, herrlich ſchön iſt ſie freilich, und kein Makel iſt an ihr als ein Röslein am rechten Schenkel.« Erzürnt ging der Kaiſer zum Mahle, und bei Tiſch ſaßen neben ihm der Marſchall und Herr Wilhelm. Und als ihn der Wein warm

Digitized by Google

gemacht hatte, zeigte der Kaiſer Herrn Wilhelm den Ring an des Marſchalls Finger und fragte ihn: »Wilhelm, kennſt du den Ring?« Herr Wilhelm betrachtete ihn und ſagte: »Sehr wohl kenne ich ihn.« Und er ſchwieg betroffen. Aber der Kaiſer ſagte: »Jene Hure, deine Schweſter, hat ihn dem Marſchall geſchenkt, der mit ihr geſchlafen hat, und er ſah das Röslein, das ſie am rechten Schenkel hat.« Und ſie erhoben ſich vom Tiſche.

Über die Maßen beſtürzt, eilte Herr Wilhelm in ſeine Herberge und rief einen Knappen und befahl ihm: »Sattle mir den großen Hengſt und komm mit hinaus ins Gefild, auf daß wir ſehen, wie er rennt.« Und als ſie feldein geritten waren bis zum Walde, hielt er und ſagte: »Nun reite zurück und künde meinen Mannen, ſie ſollen heimkehren und ſollen wiſſen, daß ſie mich nie und nimmer ſehen werden, die Schande meiner Schweſter kann ich nicht ertragen.« Da ſchrie der Knappe, und er blieb, ſolange er konnte, an Herrn Wilhelms Seite, aber der ſprengte davon, ſo daß er ihn endlich aus den Augen verlor. Und der Knappe tat, wie ihm geheißen, und die Mannen kehrten alleſamt in die Heimat zurück.

In dem Schloſſe angelangt, meldeten ſie dem Fräulein alles. In tiefem Leide über den Bruder ſowohl als auch über ihre Schande, eilte ſie in die gewohnte Kapelle und richtete unter heißen Tränen Gebete ſonderlich an die heilige Jungfrau. Endlich erhob ſie ſich vom Gebete, ging zu ihren Leibwächtern und ſagte: »Mein Bruder iſt geſtorben, und ich bin ſeine Erbin, nun muß ich für mein Land Sorge tragen, und darum rufet alle meine Untertanen zuſammen, auf daß ſie mir die ſchuldige Huldigung darbringen.« Alle kamen und huldigten ihr als ihrer Herrin. Und ſie befahl ihnen, Roſſe und Kleidung zu rüſten, und ſchier mit hundert Pferden machte ſie ſich mit Rittern, Knappen und Fräulein auf den Weg nach Rom, und niemand erfuhr das Geheimnis ihres Herzens, und ihrem ganzen Gefolge befahl ſie, keinem Menſchen zu ſagen, wer ſie ſei und woher.

Und ſie begab ſich zum Kaiſer und warf ſich vor ihm weinend und ſchluchzend auf ihr Antlitz. Erſtaunt über ihre Schönheit, hob er ſie auf und verſprach ihr Gerechtigkeit. Nun ſagte ſie: »Ich klage wider Euern Marſchall, er hat mich mit Gewalt geſchändet und drei Nächte bei ſich behalten.« Der Marſchall wurde gerufen, und ſie wiederholte ihre Anklage unter heftigen Tränen. Betroffen und verwundert antwortete er: »Ich habe dieſe Frau nie geſehen, geſchweige denn erkannt.« Sie aber beſtand auf ihrer Rede und ſagte: »Ihr habt es getan, und ich bin bereit, es durch einen Ritter zu bewähren.« Und er leugnete es mit Schwüren, und ſie beſtand auf dem Zweikampf, bis er erboſt ſagte: »Auch ich bin bereit, meine Sache zu verteidigen.« Und er

Digitized by Google

wurde gewappnet und ebenſo einer von den Rittern des Fräuleins, und nun hatten ſie auf die heiligen Reliquien zu ſchwören. Zuerſt ſchwor der Ritter: »Ich ſchwöre, daß meine Herrin recht hat, und das iſt mein Glaube.« Und der Marſchall ſchwor: »Ich habe dieſes Fräulein noch nie geſehen und ſie weder mit ihrem Willen, noch durch Gewalt erkannt, ſo wahr mir Gott helfe und dieſe Heiligtümer!« Da wandte ſich das Mägdlein zum Kaiſer und ſagte: »Die Wahrheit, ja die lauterſte Wahrheit hat der Marſchall geſchworen, denn weder er, noch ein anderer hat je mit mir geſchlafen, und ich bin jene Schweſter Wilhelms, die er vor Euch fälſchlich eines Vergehens bezichtigte, wie er es denn jetzt durch ſeinen Eid bewährt hat.«

Voller Staunen über ihre Schönheit und Klugheit nahm der Kaiſer das Mägdlein zur Gemahlin, und den Marſchall beſtrafte er für die Verleumdung. Und er ließ Herrn Wilhelm ſuchen, und der ward gefunden und kehrte in Freuden zu dem Kaiſer zurück.

Digitized by Google

47.

PLACIDUS.

ES WAR EINMAL EIN RITTER, PLACIDUS MIT NAMEN, der hatte eine ſchöne Frau und zwei Söhnlein, und er liebte gar ſehr das Weidwerk. Da geſchah es, daß er auf der Jagd in großer Entfernung einen mächtigen Hirſch ſah, und er verfolgte ihn, und da ſah er zwiſchen den zwei Äſten ſeines Geweihs die Geſtalt des Gekreuzigten, und der Hirſch lief immerzu vor ihm her, und er ſetzte ihm eiligſt nach. Als aber der Hirſch nicht mehr entrinnen konnte, wandte er ſich um zu ihm und ſagte: »Warum verfolgſt du mich ſo ſehr? Siehe, für dich bin ich gekreuzigt worden.« Dies gehört, ſprang der Ritter vom Pferd und kniete nieder und flehte um Verzeihung. Und der Hirſch ſagte: »Wähle eines von den zweien: entweder in der Jugend oder im Alter mußt du um meines Namens willen viel leiden.« Und der Ritter ſagte: »Herr, noch in der Jugend geſchehe dein Wille.« Nach dieſer Rede entſchwand der Hirſch ſeinen Augen. Placidus aber ritt heim und ließ ſich auf der Stelle mit ſeiner Frau und ſeinen zwei Söhnen taufen, und er erhielt den Namen Euſtachius.

Und nachher dauerte es gar nicht lange, ſo brach ein Feuer aus und verbrannte all ſeine Habe, und nun war er arm. Und er weinte bitterlich mit ſeiner Frau, und ſie beſtiegen ein Schiff, um übers Meer zu ſetzen. Als ſie dann aber ans Land gehen wollten, heiſchte der Schiffer von ihm den Fahrtlohn, und er hatte nichts, womit er ihn hätte bezahlen können. Und der Schiffer ſagte: »Wahrhaftig, ich ſage dir, den Lohn muß ich bekommen, bevor du zieheſt.« Und der Ritter begann ihn zu bitten, er möge Geduld haben, bis ihm Gott helfen werde, aber der Schiffer wollte ihn kaum anhören. Da ſagte Euſtachius: »Da es denn ſo iſt, ſo ſieh hier meine zwei kleinen Söhne, nimm dir einen, bis dir Gott deinen Lohn geben wird.« Der Schiffer aber blickte des Ritters Gattin an, und da ſie ihn ſchön däuchte, wurden ſeine Augen gefangen genommen, und er ſagte: »Einen Knaben will ich nicht, ſondern deine Gattin, die du mehr liebſt.« Und Euſtachius überließ ihm, wiewohl ungern, die Gattin und nahm ſeine Knaben, den einen auf den Arm, den andern auf den Rücken, und ſo ging er traurig und bekümmert.

Und er kam mit ihnen an einen breiten Strom, den ſie zu überſchreiten

Digitized by Google

hatten, und da er ſah, daß das Waſſer tief war, ließ er den einen Knaben am Ufer, bis er den andern hinübergetragen haben werde. Während er aber zurückkehrte, um auch dieſen zu holen und mitten im Strome war, raubte den ein Löwe, bevor er noch hätte hinkommen können. Über den Verluſt des Knaben über die Maßen traurig, kehrte er wieder um, ehe er aber noch das Ufer, wo der andere war, erreichte, raubte dieſen ein Bär und entlief mit ihm in den Wald. Und als er ans Ufer gelangt war, begann er zu weinen und klagte: »Weh mir, Herr, wehe! Verflucht ſei der Tag meiner Geburt! Meine Frau habe ich verloren und meine zwei Söhne!« Und er erhob ſich und wanderte, allein, wie er war, weiter, und nach zwei Tagen kam er in ein Reich, deſſen König immerzu mit einem andern Könige im Kriege lag. Und da der König ſah, daß er ein wackerer Ritter war, ſo warb er ihn zu ſeinem Dienſte. Und Euſtachius verrichtete preisliche Taten und war zu jedem Treffen bereit, ſo daß er weit und breit berühmt wurde, und der König ſetzte ihn ob ſeiner Weidlichkeit zum Meiſter und Oberſten des Heeres ein, und er hielt ſich allwege ehrlich und gut.

Nun geſchah es, daß er einmal auf einem Feldzuge in einer Stadt Halt machte und ſeine Truppen raſten ließ, und in derſelbigen Stadt wohnte eine Frau, die aus fernen Landen gekommen war, und nach ihr kamen von ungefähr noch zwei Jünglinge an, einer nach dem andern, und die nahmen in eben dieſem Hauſe Herberge, und keiner von den zweien kannte den andern. Als ſie nun alle drei müßig beiſammen ſaßen, ſprachen die zwei Jünglinge untereinander von vielerlei Dingen, und ſchließlich fragte der eine den andern, woher oder weß Landes Kind er ſei, und der antwortete: »Ich bin, glaube ich, aus einem fernen Lande, und ich war noch klein, als ich herkam. An das eine nur erinnere ich mich, daß mein Vater ein Ritter war und daß er ein Schiff geheuert hatte, das ihn und meine Mutter und mich und meinen Bruder hierher brachte. Er war aber ſo arm, daß er dem Schiffsherrn für das Fahrgeld meine Mutter zum Pfande geben mußte, weil er nichts hatte, wovon er ihn hätte bezahlen können. Dann nahm mein Vater mich und meinen Bruder, und als wir zu einem Strome kamen, ſetzte er mich zu Boden, um zuerſt meinen jüngern Bruder hinüberzutragen, und als er ihn drüben abgeſetzt hatte und auf dem Rückweg war, um auch mich zu holen, raubte mich, ehe er noch zu mir hätte kommen können, ein Löwe und entlief mit mir in den Wald. Etliche Hirten, die das ſahen, verfolgten mit ihren Hunden den Löwen und entriſſen mich ſeinem Rachen. Und dann bin ich in dieſer Stadt auferzogen worden. Mehr kann ich dir nicht über meine Herkunft ſagen.«

Die Frau aber, die in die Stadt gekommen war und dort wohnte, war die

Digitized by Google

Mutter der Knaben und die Gattin des Ritters Euſtachius, und ſie hatte der Rede des Jünglings aufmerkſam gelauſcht, und nun wartete ſie auf die Erzählung des andern. Und der begann zu ſeinem Geſellen: »Liebſter, du haſt mir von deinen Eltern erzählt und was dir zugeſtoßen iſt, und ich ſage dir, daß es mir mit meinem Vater und meiner Mutter und meinem einzigen Bruder durchaus ebenſo ergangen iſt. Meine Mutter hatte auf einem Schiffe bleiben müſſen, und mein Vater brachte meinen Bruder und mich bis zu einem Strome. Und als er mich am Ufer abgeſetzt hatte, raubte mich ein Bär und entlief mit mir in den Wald, und Hirten verfolgten ihn, und ſo ließ er mich fallen, und ich bin in dieſer Stadt, in demunddem Viertel und demunddem Hauſe auferzogen worden.«

Da rief die Mutter die beiden und ſagte: »Liebſte, ich bin die Frau, die in der Hut des Schiffers verblieben iſt, und ihr ſeid meine Söhne.« Und damit fiel ſie ihnen um den Hals und küßte ſie und ſagte: »Ach, meine liebſten Kinder, ſeht, Gott hat in ſeiner Gnade mich Elende heimgeſucht, daß ich euch ſehe! Wäre nur Gott ſo gnädig, daß wir auch euern Vater fänden, das würde ich freilich für ein Wunder erachten. Kommt und geht morgen in aller Frühe mit mir, ob nicht Gott an uns Barmherzigkeit übt.«

Und am nächſten Tage ſtanden ſie alle drei zeitig früh auf, und die Jünglinge folgten der Mutter durch die Stadt. Und ſiehe da, Euſtachius, der Oberſte des Heeres, begegnete ihnen. Und als ihn die Frau ſah, blickte ſie ihm auf die Stirn, und da ſah ſie die Narbe, die er immer gehabt hatte, und ſie ſagte bei ſich: »Ich glaube, das iſt mein Herr Euſtachius.« Und alsbald lief ſie auf ihn zu und ſagte zu ihm: »Höre mich an, Herr, ſo es deiner Hoheit beliebt. Wie iſt dein Name?« Und jener: »Euſtachius.« Und bei dieſem Worte ſank ſie vor Freude zu Boden, und er hob ſie auf und ſagte: »Sag, Herrin, was iſt dir?« Und ſie antwortete: »Herr, ich bin deine Gattin, ſieh mich an.« Und er ſah ſie an und küßte ſie vor allem Volke und ſagte: »Ach, liebſte Frau, du meine halbe Seele[1]), ſag mir, wie biſt du den Händen des Schiffers entronnen?« Und ſie antwortete: »Nachdem du mit unſern zwei Söhnlein von mir geſchieden biſt, ſegelte der Schiffer mit mir ab, und bald erhob ſich ein arger Sturm, und das Schiff ſcheiterte, und ich allein bin davongekommen, und von dieſer Zeit an hat mir Gott reichlich Lebensunterhalt und Kleidung beſchert.«

Euſtachius umarmte und küßte ſie von neuem und rief: »O Herr, o du mein Gott, der du ſolche Wunder tuſt, könnte ich jetzt auch meine Söhne wiederhaben, ſo würde ich dir danken ohne Ende!« Und die Frau ſagte:

[1]) *Dimidium animae meae, ſ. Horaz, Odae, I, 3, v. 8.*

Digitized by Google

»Sag, Herr, was iſt mit unſern Söhnen geſchehen?« Und er erzählte ihr, wie den einen ein Löwe, den andern ein Bär entführt hatte, und die Frau ſagte: »Herr, geprieſen ſei Gott, da ſind unſere Söhne«, und ſie wies ihm die zwei Jünglinge, die mit ihr in der Herberge geweſen waren, und jeder begann für ſich von Vater und Mutter und ſeiner Entführung zu erzählen. Und als der Vater alles gehört hatte, küßte er ſie und dankte dem Herrgott.

Dann ging er zu dem Könige und erzählte ihm ſeinen ganzen Lebenslauf und heiſchte Urlaub, und der König gewährte ihm die Bitte und begabte ihn mit würdigem Lohne, und er kehrte mit der Gattin und den Söhnen in die Heimat zurück, dort lebte er noch eine Zeit lang und endete ſein Leben in Frieden.

Digitized by Google

48.

DIE ERMORDUNG DER GREISE.

ZU DER ZEIT, WO DAS RÖMISCHE REICH, ANNOCH klein, unter den erſten Königen ſtand, ſtarb einmal ein König und hinterließ das Reich ſeinem noch jungen Sohne, und wie es des öftern bei einem Thronwechſel geſchieht, entſtand auch bei dieſem Herrſchaftsantritt Unordnung und Empörung im Lande, und die Stadt ſelber wurde von Feinden belagert. Und die Belagerung zog ſich Monate lang hin, ſo daß die Bürger argen Hunger zu leiden begannen, und während tagtäglich vor den Toren gekämpft wurde, innen aber Furcht und Hunger mehr und mehr zunahmen[1], erließ der junge König auf den Rat ſeiner Fürſten, die ihm gleich waren an Alter und Weisheit, eine Verordnung in der Stadt, es ſollten alle Greiſe und Greiſinnen getötet werden, mit der Begründung, wer weder die Stadt mit Waffen zu ſchützen noch mit ſeiner Hände Arbeit für ihre Ernährung ſorgen könne, dabei aber täglich ebenſo viel eſſe wie der Weidlichſte, ſei unwert zu leben, und weiter verfügte der König, daß wer etwa ſeine Eltern dem allgemeinen Morden entziehe, mit ihnen dem Todesurteil unterliegen ſolle. So erſchlugen denn die Söhne alleſamt erbarmungslos ihre Eltern, und kein Vater hatte, ſchrecklich ſchon, es zu ſagen, einen grimmigern Feind als den Sohn, und ſo weit ging dieſe Grauſamkeit, daß in der ganzen Stadt kein alter Mann verſchont blieb außer einem weiſen Greiſe, den der Sohn mit alleiniger Mitwiſſenſchaft ſeiner Frau, die das Geheimnis zu wahren geſchworen hatte, in eine unterirdiſche Höhle gerettet hatte. Und nachdem dergeſtalt alle, in denen die Weisheit wie Sonnenſchein leuchtete, getötet waren, dauerte es nicht lange, ſo wurde Friede geſchloſſen und die Belagerung der Stadt aufgehoben.

Jener junge König aber, der keinen Weiſen, keinen geſetzes- oder rechtskundigen Mann zum Rate hatte, ſondern nur Altersgenoſſen, die ihn zu jeder Unbill und zu jedem Frevel anſtifteten, begann alles zu verderben, Willkür anſtatt des Rechtes zu ſetzen, gegen die Untertanen Gewaltherrſchaft zu üben und Männern ſeinesgleichen nachzuſtellen, und er meinte, ihm ſei alles erlaubt, was ihm gefalle: die ehrwürdigen Geſetze kamen aus dem Gebrauche, und nicht mehr wurde nach ihnen gerichtet, ſondern immer öfter gewann der Ungerechte

[1] *2 Korinth. 7, 5.*

Digitized by Google

die Sache oder das Verdienſt des Gerechten, und der Unſchuldige erlitt das Los des Schuldigen, die guten Sitten verfielen, und die Laſter wurden gleich als Tugenden gepflegt, und die Verwirrung in der Stadt und dem Lande zwang die Untertanen, von ſich und ihrem Könige zu ſagen, was einſt jener Weiſe geſagt hat: »Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt und deſſen Fürſten früh eſſen![1]«

Unterdeſſen weilte jener Jüngling, der ſeinen Vater nicht getötet hatte, als Adeliger an dem Hofe, und alle Dinge, die dort aufgeworfen wurden, erzählte er dem verſteckten Vater, und der Vater gab ihm ſtets die Löſung, und er kehrte in den Palaſt zurück und entſchied jede Frage nach nochmaliger, ſorgſamer Erörterung. Da er ſolchermaßen Tag und Tag mit zunehmender Weisheit handelte und den König nach und nach auf den rechten Weg und zu ehrbarer Sitte zurückführte, gewann er vor allen Edlern und Reichern ſeine vertraute Freundſchaft, ſodaß ihn der König zu dem oberſten ſeiner Räte und zu dem erſten aller ſeiner Großen machte. Als aber die jungen Adeligen ſahen, daß er über ſie erhöht worden war, ſie jedoch als unnütz verworfen wurden, erboſten ſie ſich gar ſehr und wurden ihm gram und begannen ihn zu haſſen und dachten nur noch, weſſen und wie ſie ihn bezichtigen könnten. Da nun er ſo an Tugend zunahm, ſie aber an Bosheit, kam ihnen der Verdacht, am Ende lebe ſein Vater noch und lehre ihn dieſe Weisheit. Darob murmelten ſie viel untereinander, weil ſie aber doch nicht ganz ſicher waren, wagten ſie es nicht öffentlich zu ſagen, und ſo erſannen ſie eine Liſt, um ſowohl den Vater zu verraten, als auch den Sohn anzuklagen. Und ſie gingen zu dem Könige und baten ihn, er ſolle für ſeine Fürſten Feſtſpiele und ein Feſtmahl veranſtalten und jeglichem befehlen, ſeinen beſten Freund, ſeinen ärgſten Feind, ſeinen trefflichſten Spaßmacher und ſeinen treueſten Knecht mitzubringen. Dem Könige gefiel die Bitte, die Feſttage wurden beſtimmt und die Fürſten eingeladen.

Und der Jüngling ging zu ſeinem Vater und erzählte ihm die Neuigkeit, und der Vater erfaßte ſofort den Anſchlag und fragte den Sohn, ob er Neider habe, und der berichtete ihm, daß er ſich Mißgunſt und Haß all ſeiner Geſellen zugezogen habe, da ſagte der Vater: »Nun weiß ich, mein Sohn, daß dieſe Verordnung meinet- und deinetwegen ergangen iſt und dieſes Feſt gefeiert wird, auf daß du, wenn du mich, als deinen beſten Freund nämlich, dem Könige vorführſt, als Verächter des königlichen Gebots angeklagt werdeſt. Du aber wirſt, entgegen der Hoffnung deiner Neider, mich daheim laſſen und als letzter von allen dem Könige deinen Hund, deinen Eſel, deine Gattin und dein Söhnlein bringen.« Und er lehrte ihn, wen er von dieſen als ſeinen Freund, wen als

[1] *Eccleſiaſtes, 10, 16.*

Digitized by Google

Feind, wen als Knecht und wen als Spaßmacher nennen und wie er das im einzelnen auf Befragen rechtfertigen solle.

Und als alle Fürsten versammelt waren und schon ihre Begleitung dem Könige vorgestellt hatten, trat auch der Jüngling ein mit seinem genugsam verwunderlichen und von dem aller andern verschiedenen Aufzuge und ging zu dem Könige. Und da der rauschende Schall der mannigfaltigen Musikinstrumente allenthalben widerhallte, spitzte der Esel als dummes Tier verdutzt die Ohren und streckte den Schweif in die Höhe und begann heftig zu brällen, und sein Gebräll erschütterte den ganzen Palast und vereinigte alle, die da waren, um ihn. Und die Feinde des Jünglings, die sich getäuscht sahen, begannen ihre Worte in Hohn zu wenden und sagten spöttisch zu dem Könige, er habe da einen wackern, weisen Rat, der solche Ungetüme zu Hofe bringe. Der König aber, der ihren Worten kein Gehör schenkte, weil er wußte, daß sie nicht ohne Absicht so sprachen, fragte den Jüngling, was jedes Einzelne vorstelle, und der Jüngling antwortete ihm also:

»Der Hund stellt dir meinen besten Freund vor: Wohin immer ich gehe, begleitet er mich, und er fürchtet weder die Gefahren der Ströme, noch die Dolche der Räuber, noch die Zähne des wilden Getiers, sondern verachtet um meinetwillen gar den Tod; oft erquickt er mich und meine Tischgenossen mit seiner edeln Beute, und nie ist er ohne mich froh, nie mit mir traurig. Wahrlich, o König, niemals habe ich einen so treuen, lautern Freund erfinden können, und auch dir, meine ich, wird dies noch nicht gelungen sein.

Den Esel habe ich dir als meinen treuesten, geduldigsten Knecht mitgebracht: Allmorgendlich geht er in den Wald und kommt mit Holz beladen zurück, und ist ihm das von dem Rücken genommen, so trägt er Korn in die Mühle und bringt es gemahlen zurück, und dann geht er mit den Schläuchen zum Brunnen und holt Wasser heim, und das tut er Tag um Tag ohne Widerstreben und verlangt weder köstliche Kleidung, noch leckere Speise, sondern begnügt sich für die Plage des Tages mit ein wenig Heu und Stroh. Wo fände ich noch einen solchen Knecht? Wahrhaftig, nirgends.

Und wie hätte ich einen bessern Spaßmacher bringen sollen als meinen kleinen Sohn? Täglich kommt er mir mit neuen Spielen, und was er gesehen oder gehört hat, versucht er nachzuahmen, macht lustige Gebärden, verstümmelt Worte, die er nicht gar aussprechen kann, und vermag er nicht auszudrücken, was er denkt, so tut er es mit Zeichen und Körperbewegungen kund, in einunddemselben Augenblicke ist er froh und traurig, weint und lacht, und dazu braucht er keinerlei Kunst wie andere, sondern handelt einfach unter dem Antrieb der Natur und des Alters und ohne eine Belohnung zu erhoffen.

Digitized by Google

Und als meinen ärgſten Feind habe ich dir meine Gattin mitgebracht . . .«

Als aber die Frau ſah, daß für dieſe Unbill ſie vorbehalten worden war, ſo rief ſie ſich ins Gedächtnis, welche Treue, Barmherzigkeit und Menſchlichkeit ſie ihrem Gatten und ihres Gatten Vater bewieſen hatte, und wutentbrannt hielt ſie kaum an ſich, bis er ausgeſprochen hatte, und rief: »O, der elende, undankbare Menſch! Uneingedenk der Güte und des Erbarmens, die ich gegen ſeinen Vater, den er, anſtatt daß er ihn umgebracht hätte, in einer Höhle verſteckt hält, geübt habe, ſtellt er mich vor dem Könige und allem Volke als ſeinen Feind hin!«

Und der Jüngling ſagte: »Siehe, o König, daß, was ich von meiner Frau geſprochen habe, die Wahrheit iſt, um eines einzigen Wörtleins willen hat ſie meinen Vater verraten und mich dem Todesurteil überantwortet. Darum hat jener große Weiſe ſeinem Sohne, den er belehrte, geheißen, ſich am meiſten vor der zu hüten, die in ſeinen Armen ſchlafe[1]), vor der Gattin nämlich oder dem falſchen Freunde. Vor dem offenkundigen Feinde hütet man ſich leicht, einer Gattin aber oder eines ſchmeichleriſchen Freundes kann ſich niemand erwehren, weil ſie mit dem Munde die innigſte Liebe vorgeben und im Herzen Bosheit ſinnen.«

Und der König, der die Klugheit des Jünglings bewunderte und die Wahrheit ſeiner Rede einſah, ſagte, um ſeinen Anklägern zuvorzukommen: »Sei getroſt, und lebt dein Vater noch, ſo hole ihn, auf daß er nicht länger unſerm Feſte fehle.« Und der Greis kam, und der König ſetzte ihn ob ſeiner unermeßlichen Weisheit zum Vater der Stadt und Richter des Landes ein. Und in kurzer Friſt ſtellte der Weiſe Geſetz und Recht wieder her, tilgte die ſchlechten Sitten, führte gute ein und rief die Uneinigen zur Eintracht zurück, und als er ſtarb, waren viele da, die dem Pfade der Tugend nachſtrebten.

[1]) *Micha, 7, 5.*

Digitized by Google

49.

DAS MAGNIFICAT.

IN EINEM LANDE, AN DESSEN NAMEN ICH MICH NICHT mehr erinnere, war einmal ein gar junger König, gar reich und gar mächtig, und er war von einem unerhörten Stolze. Und als er eines Tages jenen Lobgesang der hl. Maria singen hörte, der beginnt: *Magnificat anima mea dominum* oder: Hoch preiset meine Seele den Herrn, geriet er bei dem Verse, der lautet: *Deposuit potentes in sede et exaltavit humiles* oder: Er hat die Gewaltigen von ihrem Sitze gestoßen und die Niedrigen erhöht, in argen Zorn, und er trieb seinen Stolz so weit, daß er diesen Vers in seinem ganzen Reiche aus den Büchern zu tilgen und an seine Statt diesen zu setzen befahl: *Exaltavit potentes in sede et humiles posuit in terra,* das ist: Er hat die Gewaltigen auf ihrem Sitze erhöht und die Niedrigen zu Boden gestreckt. Das mißfiel Gott sehr und war völlig zuwider dem, was die hl. Maria in diesem Gesange gesagt hat, denn als sie sah, daß sie die Mutter des Gottessohnes war, den sie empfangen und geboren hatte in unversehrter, makelloser Jungfrauschaft, und als sie sich solchermaßen als Herrin der Himmel und der Erde sah, sagte sie, um die Niedrigkeit und Demut über alle Tugenden zu preisen: *Quia respexit humilitatem ancillae suae, ecce enim ex hoc benedictam me dicent omnes generationes,* das ist: Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd, und siehe, von nun an werden mich selig heißen alle Geschlechter. Dem stolzen König aber erwuchs aus seiner Tat viel Ungemachs.

Eines Tages kam ihm die Lust, ins Bad zu gehen, und er begab sich gar hoffärtig mit seinem Gefolge hin, und vor dem Eintreten entkleidete er sich und legte alle seine Kleider außen ab. Und während er im Bade war, sandte unser Herrgott einen Engel in das Bad, und der nahm durch Gottes Macht und Willen die Gestalt des Königs an, und er ging aus dem Bade und zog die Kleider des Königs an und begab sich mit seinem ganzen Gefolge in das Schloß, an der Tür des Bades ließ er ein paar schmutzige Lumpen zurück, wie sie die Armen tragen, die an den Türen um Almosen betteln. Als es dann den König in dem Bade an der Zeit däuchte, es zu verlassen, rief er seinen Kämmerlingen und Dienern, die mit ihm gewesen waren, aber wie sehr er auch rief, es meldete sich niemand, weil sie alle gegangen waren in der Meinung, ihren König zu

Digitized by Google

begleiten. Und da ſich niemand meldete, kam der König vor Wut ſchier von Sinnen und ſchwor einmal übers andere, er werde ſie alleſamt eines grauſamen Todes ſterben laſſen. Endlich aber, da alles nichts nützte, ging er in der Meinung, man treibe Hohn mit ihm, nackt aus dem Bade, da er draußen etliche von ſeinen Leuten zu finden hoffte. Auch hier aber fand er, wie ſehr er ſich auch nach allen Seiten umſah, niemand, dem er hätte etwas ſagen können, und als er in ſeinem Mißmut nicht wußte, was tun, fiel ſein Blick auf die ſchmutzigen Lumpen bei der Mauerecke, und er beſchloß ſie anzuziehen und verſtohlen heimzugehen, und dann gedachte er ſich grauſam an allen zu rächen, die ihm dieſen Schimpf angetan hatten.

Er zog alſo die Lumpen an und machte ſich verſtohlen auf den Weg zu dem Schloſſe, und dort angelangt, fand er an der Tür einen Pförtner, den er ſehr wohl kannte, der ſein Diener und der auch einer von jenen geweſen war, die ihn ins Bad begleitet hatten, und er rief ihn leiſe an und ſagte ihm, er ſolle die Tür öffnen und ihn insgeheim einlaſſen, auf daß niemand erfahre, wie ſchmählich er gekommen ſei. Der Pförtner, dem am Halſe ein gutes Schwert hing und der in der Hand eine gute Keule hielt, fragte ihn, wer er denn ſei, daß er ſo ſpreche, und der König rief: »Du Schurke, iſt dir noch nicht genug an der Schande, die du mir ſamt den andern angetan haſt, indem ihr mich im Bade verließet, ſo daß ich ſo ſchmählicherweiſe heimkommen muß? Siehſt du denn nicht, daß ich euer König bin? Öffne, bevor jemand kommt, der mich erkennen kann, und tuſt du das nicht, ſo kannſt du ſicher ſein, ich werde dich eines böſen, grauſamen Todes ſterben laſſen!« Der Pförtner aber ſagte: »Du Narr, du Schuft, was redeſt du da? Pack dich und ſprich nicht ſo dummes Zeug, ſonſt werde ich dich, du Narr, der du biſt, züchtigen; der König iſt ſchon ſeit einer Weile vom Bade zurück, und alle ſind wir mit ihm gekommen, und er hat gegeſſen und ſich ſchlafen gelegt, und hüte dich, einen Lärm zu machen und ihn zu wecken.« Vor Ärger und Wut über den vermeintlichen Hohn ſtürzte ſich der König auf den Pförtner und wollte ihn bei den Haaren faſſen, der aber, der ihn nicht mit der Keule niederſchlagen wollte, verſetzte ihm mit dem Griff einen ſolchen Hieb, daß ihm das Blut an mehrern Stellen hervorſchoß. Als der König die Wunden fühlte, bedachte er, daß der Pförtner ein gutes Schwert und eine gute Keule hatte, während er nicht nur unbewaffnet, ſondern auch unbewehrt war, und da er ſich weiter ſagte, der Pförtner ſei wohl verrückt geworden und würde ihn, wenn er ſich weiter mit ihm abgäbe, gar noch töten, beſchloß er zu ſeinem Haushofmeiſter zu gehen und ſich bei ihm verborgen zu halten, bis er geheilt ſei, und dann wollte er an all den Verrätern, die ihm dieſen Streich geſpielt, furchtbare Rache nehmen.

Er begab ſich alſo zu der Wohnung des Haushofmeiſters, aber war es ihm

Digitized by Google

mit jenem Pförtner, vor ſeinem eigenen Hauſe ſchlimm genug ergangen, ſo erging es ihm hier noch viel ſchlimmer. Und ſo ging er, möglichſt verſtohlen, zu der Königin, ſeiner Gemahlin, und er war ſicher, daß ihm das Übel nur geſchehen ſei, weil ihn die Leute nicht erkannt hätten, und außer allem Zweifel war für ihn, daß ihn, wenn ihn auch alle Welt verkenne, die Königin, ſeine Gemahlin, nicht verkennen werde. Und als er vor ihr ſtand, ſagte er ihr, was man ihm angetan habe, obwohl er der König ſei; die Königin aber, in hoher Angſt, der König, den ſie zu Hauſe wußte, könnte ſich, wenn er erfahre, daß ſie derartige Dinge angehört habe, arg erboſen, ließ dem Narren, der ſo närriſch redete, eine Tracht Stockprügel verabreichen und ihn hinauswerfen. Der unglückliche König wußte nun nicht mehr was tun, und ſo ging er, wund und zerſchlagen, wie er war, in ein Spittel, und dort blieb er viele Tage, und wann ihn der Hunger quälte, bettelte er an den Türen, und die Leute höhnten ihn, daß er, obwohl er der König des Landes ſei, ſo zerlumpt einhergehe. Und ſo ſprachen alle Leute und ſo oft und überall, daß er ſchließlich ſchier ſelber glaubte, er ſei ein Narr und es ſei ſeine Narrheit, daß er meine, der König zu ſein. Und ſo verſtrich eine lange Zeit, und bei allen, die ihn kannten, galt er als einer von jenen Narren, die ſich einbilden, ſie ſeien etwas andres oder beſſers, als ſie ſind.

In dieſer jämmerlichen Lage alſo war der König, als es Gottes Milde und Güte, die immer nach dem Wohl der Sünder trachtet und ſie, wie groß auch ihre Schuld ſein mag, auf den Weg ihrer Rettung weiſt, bewirkte, daß der elende König, den ſein Stolz in ſo großes Verderben und in ſo tiefe Erniedrigung geſtürzt hatte, einzuſehen begann, daß das Übel, das über ihn gekommen war, ſeine Urſache in ſeiner Verſündigung und in ſeinem Stolze hatte und daß der ſonderliche Anlaß jener Befehl geweſen war, womit er den Vers in dem Geſange der hl. Maria in ſeinem Stolze und in großer Dummheit geändert hatte. Und als ihm dies klar geworden war, begann er in ſeinem Herzen einen ſolchen Schmerz und eine ſolche Reue zu fühlen, daß es kein Menſch auf der Welt ſchildern könnte, und größer war ſein Schmerz und Kummer ob der Verfehlung, die er gegen unſern Herrn begangen hatte als wegen des verlorenen Reiches, und wie ſchlimm es auch um ſeinen Leib ſtand, ſo tat er doch nichts als weinen und klagen und zu dem Herrgott beten, er möge ihm ſeine Sünden vergeben und ſeiner Seele Gnade erzeigen, und ſeine Sünden ſchmerzten ihn ſo, daß ihm nicht einfiel, Gott zu bitten, daß er ihn wieder in ſein Reich und ſeine Ehren einſetze, denn das erachtete er für Tand, ſondern er erſehnte nichts ſonſt als die Vergebung ſeiner Sünden und das Heil ſeiner Seele. Und als der König durch Gottes Gnade ſeine Sünden bereute und Gott ſeine Reue und ſeine guten Vorſätze ſah, verzieh er ihm. Und weil Gottes Güte ſo groß iſt, daß ſie nicht

Digitized by Google

ermeſſen werden kann, verzieh er dem ſündigen König nicht nur alle ſeine Sünden, ſondern gab ihm auch Reich und Ehren in größerer Vollkommenheit wieder, als er ſie je gehabt hatte, und das tat er ſo:

Der Engel, der an die Stelle des Königs getreten war und ſein Ausſehen angenommen hatte, rief einen ſeiner Diener und ſagte zu ihm: »Ich höre, es treibt ſich hier ein Narr herum, der ſagt, er ſei König dieſes Landes geweſen, und ſagt noch andre hübſche Narrheiten, und ſo trachte zu erfahren, wer es iſt und was er ſagt.« Und von ungefähr war der Diener jener Pförtner, der mit dem Könige geweſen war, als mit dieſem bei dem Verlaſſen des Bades jene Veränderung geſchah. Und ſo befragte ihn der Engel, den er für den König hielt, um alles, was ſich mit dem Narren zugetragen hatte, und er erzählte, wie ihm die Leute lachend und ſpottend nachliefen und ihre Freude an den närriſchen Reden hätten, die er führte. Und der König befahl ihm, den Narren zu rufen und zu ihm zu bringen. Und als der König, der als Narr galt, zu dem Engel kam, der an des Königs Statt war, ging dieſer mit ihm abſeits und ſagte zu ihm: »Freund, man ſagt mir, Ihr ſagtet, daß Ihr der König dieſes Reiches ſeiet und es, ich weiß nicht, durch welches Unglück und aus welchem Anlaß verloren hättet. Nun bitte ich Euch bei der Treue, die Ihr Gott ſchuldet, mir alles zu ſagen, wie es ſich nach Euerer Meinung verhält, und mir nichts zu verhehlen, und ich verſpreche Euch auf meine Treue, daß Euch daraus kein Schade erwachſen wird.« Und als der arme König, der als Narr galt, jenen Mann, der als König galt, ſolchermaßen reden hörte, wußte er nicht zu antworten: einmal hatte er Angſt, er frage ihn um dieſe Dinge, um ihn zu verſpotten, und dann fürchtete er, wenn er ſage, daß er der König ſei, ſo werde ihn der andere noch tiefer ins Unglück treiben oder ihn gar töten laſſen, und ſo begann er bitterlich zu weinen und ſagte mit dem Gehaben eines Unſeligen, der er ja war: »Herr, ich weiß nicht, was ich Euch auf Euere Frage antworten ſoll, da mir aber der Tod ſo gleichgültig iſt wie das Leben und ich, weiß Gott, meinen Sinn weder auf die Güter, noch auf die Ehren dieſer Welt geſtellt habe, ſo will ich Euch nichts von dem verhehlen, was ich in meinem Herzen denke. Ich ſage Euch alſo, Herr, daß ich einſehe, daß ich ein Narr bin, als den mich denn auch ſeit langer Zeit alle Leute betrachten und behandeln, und wäre auch bei Einzelnen ein Irrtum möglich, ſo könnten mich doch nicht, wenn ich nicht wirklich ein Narr wäre, alle Menſchen, gute und ſchlechte, große und geringe, die mit großem Verſtande und die mit kleinem, für einen Narren halten, obwohl ich aber das einſehe und obwohl ich zugebe, daß es ſo iſt, ſo iſt doch wahrhaftig meine Meinung und mein Glaube, daß ich König dieſes Landes geweſen bin und daß ich das Reich und Gottes Gnade gerechterweiſe ob meiner Sünden verloren habe

Digitized by Google

und ſonderlich ob des großen Stolzes und des großen Hochmuts, die ich hegte.« Und mit großer Kümmernis und unter vielen Tränen erzählte er alles, was er getan hatte, die Änderung jenes Verſes ebenſo wie ſeine andern Sünden. Und da der Engel, den Gott geſchickt hatte, auf daß er die Geſtalt des Königs annehme und an ſeiner Statt herrſche, vernahm, daß er mehr betrübt war über die Fehler, in die er verfallen war, als über den Verluſt des Reiches und der Ehren, ſagte er auf Geheiß Gottes zu ihm: »Freund, ich ſage Euch, Ihr habt in allem die Wahrheit geſprochen, und Ihr ſeid König dieſes Landes geweſen, und aus eben den Gründen, die Ihr genannt habt, hat Gott Euch abgeſetzt und mich, der ich ſein Engel bin, geſchickt, auf daß ich Euere Geſtalt annähme und an Euerer Statt herrſchte. Und weil Gottes Güte ſo vollkommen iſt und von dem Sünder nichts ſonſt verlangt als wahrhafte Reue, ſo heiſcht dieſes Übermaß von Gnade zwei Dinge, damit die Reue in der Tat wahrhaft ſei: einmal, daß ſie darauf abziele, nicht mehr in dieſe Sünde zu verfallen, und dann, daß ſie rückhaltslos ſei. Und ich bitte Euch und rate Euch, Euch unter allen Sünden vor der des Stolzes zu hüten, denn wiſſet, daß unter den Sünden, in die der Menſch ob ſeiner Anlagen verfällt, der Stolz die iſt, die Gott am meiſten verabſcheut, weil ſie ſich in Wahrheit gegen ihn und ſeine Macht kehrt und die Seele am leichteſten ins Verderben führt. Und für gewiß ſage ich Euch: nie iſt noch dieſe Sünde in einem Lande oder einem Geſchlechte oder einem Reiche oder einem Menſchen geweſen, ohne daß ihr der Untergang oder die Vernichtung gefolgt wäre.«

Als der König, der als Narr galt, den Engel, der als König galt, alſo ſprechen hörte, warf er ſich weinend vor ihm nieder, und überzeugt von der Wahrheit ſeiner Worte, verehrte er ihn aus Ehrfurcht vor Gott, deſſen Bote er war, und bat ihn, nicht eher zu ſcheiden, als bis er alle ſeine Untertanen verſammelt habe, um ihnen das große Wunder zu erzählen, das Gott getan hatte. Und der Engel willigte ein, und als alle verſammelt waren, erzählte der König den ganzen Hergang, und nach Gottes Willen war der Engel allen gegenwärtig und bekräftigte die Erzählung des Königs. Und der König tat Buße vor dem Herrn nach ſeinen Kräften, und unter anderm befahl er, daß zur Erinnerung jener Vers, den er geändert hatte, im ganzen Reiche mit goldenen Buchſtaben für immer aufgeſchrieben werde, und heute noch ſoll dies dort ſo gehalten werden. Und dies vollbracht, ließ der Engel den König mit ſeinen Untertanen in ihrer Freude und ihrem Glück und kehrte zu unſerm Herrn zurück, der ihn herabgeſchickt hatte. Und von nun an war der König gar eifrig in dem Dienſte des Herrn und ſtets bedacht auf das Wohl ſeines Volkes, und ſo gewann er Ruhm in dieſer Welt und die Glorie des Paradieſes.

Digitized by Google

50.

DER ZORN GOTTES.

ES WAR EINMAL EIN REICHER MANN, UND DER HATTE schier alles, was er begehrte, Güter und Häuser in der Stadt und auf dem Lande und schöne Kinder und eine edle Gattin, sodaß er ein richtiges Wohlleben führte, und die Leute, die sahen, wie gut es ihm ging, sagten: »Ihm fehlt nichts als der Zorn Gottes.« Und da er dies des öftern hörte, kam ihm der Wunsch, zu erfahren, was denn dieser Zorn Gottes sei, und ihn zu suchen, und er verlangte nichts andres mehr.

Eines Tages wurde dieser Wunsch in ihm so stark, daß er vermeinte, er könne auf niemands Rat mehr warten oder erst irgend jemand fragen, und er holte von seinem Gelde, was er zu brauchen glaubte, und nahm einen Knecht mit, dem er gar sehr vertraute, und machte sich auf den Weg in der Absicht, so lange zu suchen, bis er diesen Zorn Gottes finden werde, von dem er so viel hatte hören müssen.

Und als er mit dem Knechte bei arger Hitze durch einen großen Wald ritt, stießen sie auf zwei Schlangen, die in mächtiger Wut miteinander kämpften, da hielten sie an, um ihnen zuzuschauen. Und die Schlangen bissen einander, was sie nur konnten, und der Kampf wurde immer wilder, und da geschah es, daß die eine mit ihren Zähnen der andern den Kopf abriß. Und als sie das getan hatte, war es gerade so, als dächte sie, das sei nicht wohlgetan gewesen, und auf der Stelle verschwand sie im Busche, und bald kam sie wieder, und da hatte sie ein Kraut im Munde, und das legte sie um den Rumpf ihrer toten Gegnerin, und dann nahm sie deren Haupt mit dem Munde und setzte es sorgsam inmitten des Krautes an dem Rumpf, und es dauerte nicht lange, so war der Kopf wieder an den Rumpf gewachsen, und die Schlange war wieder lebendig. Und in der schönsten Eintracht, als wären sie zwei Schäflein gewesen, machten sich die beiden Schlangen davon. Das Kraut, das die eine geheilt hatte, blieb liegen.

All das hatte der Edelmann ebenso wie der Knecht beobachtet, und als die Schlangen weg waren, sagte er zu dem Knechte: »Wahrhaftig, was wir da gesehen haben, das war der Zorn Gottes, den wir suchen.« Er hob das Kraut auf und ging damit umher, bis er dessen ein große Menge gefunden hatte, und dann

Digitized by Google

ſagte er zu dem Knechte: »Sieh, jetzt ſind wir an dem Ziele unſerer Pläne, und darum ſoll es nach meinem Sinne geſchehen, daß wir dieſes Kraut verſuchen: ich werde dir mit meinem Schwerte den Kopf abſchlagen und werde ihn dir mit dieſem Kraute wieder anſetzen, wie es die eine Schlange mit der andern gemacht hat.« Und darum bat er ihn ſehr. Der Knecht aber ſagte: »Den Verſuch mögt Ihr mit einem andern anſtellen, ich gebe mich nicht dazu her.« Der Worte waren noch viele, aber einzuwilligen fiel dem Knechte nicht ein, wie viel ihm auch verſprochen ward. Und als der Herr ſah, daß er es um keinen Preis tun wollte, ſagte er: »Da du alſo nicht willſt, daß ich es an dir verſuche, ſo verſuche du es an mir.« Sie ſchafften viel von jenem Kraut herbei, und der Herr richtete ſich, und der Knecht ſchlug ihm den Kopf ab, und ſofort ſetzte er ihn ihm mit dem Kraut wieder auf den Rumpf, und der Kopf wuchs an, aber einigermaßen verdreht.

Als der Herr ſah, daß er zwar wieder heil war, daß ihm aber der Kopf nicht mehr ſo gerade zwiſchen den Schultern ſaß wie vorher, war er todunglücklich und bedrohte den Knecht heftig. Und der Knecht ſagte: »Daß er ſchief ſteht, iſt mir recht unlieb, aber dem iſt leicht abzuhelfen: wenn Ihr wollt, ſo ſchlage ich ihn Euch noch einmal ab, und dann ſetze ich ihn Euch gerade an die Stelle, wo Ihr ihn früher hattet.« Und das ſagte er in gutem Glauben, denn er wußte nicht, was für einen Schmerz der Herr hatte leiden müſſen. Und der ſagte: »Das wirſt du mir nicht tun, denn nie noch habe ich einen ähnlichen Schmerz gefühlt, und wahrhaftig, ich ſage dir, es hat damit ſein Bewenden.«

Und ſo kam er zu ſeinem Unglück mit dem ſchiefen Kopfe heim, und von nun an ward ihm nichts Gutes mehr in ſeinem Leben, und ſo, wie es ihm vordem mit ſeinen Geſchäften und mit ſeinen Angehörigen immer beſſer ergangen war, ſo ging es ihm fortan immer ſchlechter, und auf allem, was er anſtellte, war Gottes Fluch. Und darum ſagt ein altes Sprichwort: »Wer gut ſitzt, verändere ſich nicht, und wer Unglück will, kann es ebenſo haben und finden wie das Glück«.

Digitized by Google

51.

DER TOTE GAST.

ES WAR EINMAL EIN TRUNKENBOLD, DER WOHNTE neben einem Friedhof, und über dieſen führte ihn allabendlich ſein Weg, wann er betrunken heimging. Eines Nachts nun ſah er dort einen Schädel liegen, und da ſagte er gerührt: »Was liegſt du denn da, armer Schädel? komm mit mir nach Hauſe, ich will dir von meinem Eſſen geben.« Und der Schädel antwortete: »Geh voraus, ich komme dir nach.« Ob dieſer Rede wurde er verſtört und vor Furcht nüchtern. Und er ging heim und ſetzte ſich zitternd am Herde nieder und befahl das Tor zu verſchließen, und als er dann bei Tiſche ſaß, befahl er bei Strafe von Leib und Leben, niemand einzulaſſen, wer immer es ſei. Und ſiehe, da pochte es auch ſchon ſchrecklich an der Tür, und jemand fragte nach dem Herrn und ſagte, der habe ihn eingeladen. Alle ſchwiegen vor Schrecken, und nur einer ſagte, der Herr ſei nicht daheim, aber der Pochende ſagte: »Sagt nur dem Herrn, der wahrhaftig daheim iſt, er ſoll öffnen laſſen, ſonſt dringe ich mit Gewalt ein.« Dies gehört, hieß der Herr öffnen und befahl ſich der Barmherzigkeit Gottes.

Und herein kam eine jämmerliche Leichengeſtalt, an deren Gerippe nur Sehnen und Haut ſamt dem Schädel ſaßen, und das Fleiſch war verweſt, und ſchrecklich war der Anblick. Und nachdem ſich der ſeltſame Gaſt die Hände gewaſchen hatte, ſetzte er ſich unaufgefordert zwiſchen dem Hausherrn und der Hausfrau zu Tiſche, er aß nichts, noch trank er etwas, und ſein entſetzlicher Anblick war allen zur Qual. Dann ſtand er auf, beurlaubte ſich bei dem Hausherrn und ſagte: »Des Mahles, zu dem du mich geladen haſt, habe ich nicht bedurft. Hätteſt du meiner nicht mit dummer, trunkener Rede geſpottet, ſo hätte ich dich nicht durch mein Kommen erſchreckt. Aber nun leb wohl, und heute über acht Tage zu derſelbigen Stunde mußt du zu mir zum Speiſen kommen, und du mußt dich, ob du willſt oder nicht, an dem Orte einfinden, wo du mich heute eingeladen haſt.« Dies geſagt, verſchwand er.

Der Hausherr, der über dieſe Rede ebenſo verſtört war wie ſeine Angehörigen, fragte kluge Leute nach einem Auskunftsmittel, aber ihm ward kein Rat ſonſt, als daß er, nachdem er ſein Haus beſtellt und Reue und Leid erweckt und gebeichtet und die heilige Kommunion empfangen haben werde, zu der an-

Digitized by Google

gesagten Zeit Gottes Gericht erwarten solle. Und nachdem er all das getan hatte, fand er sich zu der bestimmten Stunde mit all seinen Angehörigen auf dem Kirchhof ein, und schon wurde er auch durch einen starken Wind unversehrt an einen gar lieblichen Ort entführt, und dort sah er ein wunderschönes, aber menschenleeres Schloß. Und er trat ein und fand drinnen einen mit allerlei Speisen trefflich beschickten Tisch. Und dann kam jener Tote in derselben Gestalt und grüßte ihn freundlich und hieß ihn zu Tische sitzen, und selber hatte er in einer finstern Ecke einen schmutzigen Tisch mit einem schmutzigen Tuche und ein gar schwarzes Brot und ein elendes Licht. Und an diesem Tische saß der Tote nieder und begann den an dem geschmückten Tische so traurig und bekümmert anzublicken, daß der vor Staunen und Furcht keinen Bissen zu essen wagte. Und schließlich erhob sich der Tote und sagte: »Warum fragst du mich nichts?« Und der andere sagte: »Ich bin zu traurig dazu: weiß ich doch nicht, was mir beschieden ist, immerhin möchte ich, wenn Ihr es wißt, erfahren, was mit mir geschehen soll.« Und der Tote sagte: »Sei unbesorgt, dir wird kein Leid widerfahren, und dies ist durch Gottes Willen nur zu deiner Besserung geschehen. Hättest du nicht törichterweise einen Toten eingeladen, so wäre dir gar nichts geschehen. Damit du aber wissest, wie es um mich steht, so laß dir sagen: Ich war einst in der Stadt, wo du hausest, Richter, um die frommen Pflichten scherte ich mich nicht, sondern schlemmte und demmte. Weil ich aber gerecht richtete, so habe ich Barmherzigkeit gefunden, und meine Buße ist die: Für meine Liebe zum weltlichen Leben habe ich dieses öde Schloß, und für meine Schlemmerei muß ich diesen armseligen, schmutzigen Tisch betrachten. Und jetzt geh heil und gesund heim und tilge deine Sünden durch gute Werke.« Und als er das gesagt hatte, erhob sich der Wind und brachte ihn an den Ort zurück, woher er ihn geholt hatte, und dort fand er seine ganze Verwandtschaft in Tränen.

Kaum aber hatten sie ihn, der arg entstellt war, erblickt, so entflohen sie allesamt voller Schrecken, denn die Nägel an Händen und Füßen waren ihm wie Adlerklauen gewachsen, und sein Gesicht war vor Angst schwarz und furchtbar verzerrt, sodaß sie ihn nicht erkannten, ob er gleich kaum ein Stündlein weggewesen war, das ihm freilich tausend Jahre gewährt zu haben schien. Da rief er sie an, und so kamen sie zurück, er erzählte ihnen alles der Reihe nach, und sie lobten Gott. Er aber wandelte sich nun in einen durchaus guten Menschen, und so durfte er sein Leben durch einen guten Tod beenden.

Digitized by Google

52.

DAS TEUFELSKIND.

DIE GATTIN EINES GRAFEN, DEREN SCHOSS UNfruchtbar blieb, bat Gott zu often Malen, ihr ein Kind zu ſchenken, da aber all ihr Bitten umſonſt war, verſprach ſie endlich dem Teufel, wenn er ihr ein Kind ſchenke, dieſes ihm zu weihen, und er tat es: ſie empfing und gebar einen Knaben, und dem gab ſie in der Taufe den Namen Robert. Wie dieſer mit dem Fortſchreiten der Zeit wuchs, alſo wuchs auch in ihm die Bosheit: zuerſt biß er die Ammen in die Brüſte, größer geworden, ſchlug er die andern Knaben, dann verdarb und beraubte er, wer ihm begegnete, ſpäter raubte und ſchändete er Jungfrauen und Eheweiber und fing Männer und tötete ſie, wie ſehr er aber auch im Laufe der Zeit an Schlechtigkeit zunahm: als er Ritter geworden war, wurde er noch verruchter.

Durch die Wehklagen ſeiner Opfer bewegt, ſagte nun einmal ſeine Mutter zu ihm, bei ihm ſei alle Mühe umſonſt, weil ihm beſtimmt ſei, nichts andres zu tun als Böſes, da drang er mit gezücktem Schwerte auf ſie ein und drohte ihr den Tod, ſo ſie ihm nicht ſage, warum ſie das geſagt habe und warum er ſo böſe ſei. In ihrer Angſt und ihrem Schrecken erzählte ſie ihm, wie ſie ihn dem Teufel gegeben hatte und was berichtet worden iſt. Dies gehört, ließ er alles ſtehen und zog nach Rom, um dem Papſte zu beichten. Da ihm dies trotz oftmaligen Anſtalten nicht gelang, faßte er endlich bei einem Umgang den Papſt an den Füßen und ſagte, er würde ſich lieber töten laſſen, als daß er ihn nicht ſprechen ſollte. Alſo hörte ihn der Papſt an, und dann ſandte er ihn zu einem heiligen Klausner, und dieſer bat in ſeiner Meſſe Gott, ihm kundzutun, welche Buße er ihm auferlegen ſolle, weil er ſelber zu verwirrt war ob der Erzählung der begangenen Greuel, und Gott ſchickte ihm durch eine Taube einen Zettel, worauf geſchrieben ſtand, er ſolle Robert als Buße geben, nimmer zu ſprechen, es ſei denn mit Erlaubnis des Klausners, und er ſolle ſich als Narren ſtellen, alle Unbill, die ihm die Knaben und andere zufügen würden, geduldig ertragen, bei den Hunden liegen und nichts ſonſt eſſen, als was er ihnen werde entreißen können. Dieſe Buße nahm Robert willig auf ſich gleich als ein ihm von Gott gewährtes Geſchenk und verſprach ſie treulich zu vollziehen.

Von dem Einſiedler gleich einem Narren geſchoren, ging er in die Stadt

Digitized by Google

des Königs, von den Knaben verfolgt, erſtieg er die königliche Halle, raufte mit den Hunden und riß ihnen die Brocken, die ihnen zugeworfen wurden, aus den Zähnen, und die Hofleute warfen ihm Knochen und andres hin, auf daß ſie ſeinen Kampf mit den Hunden ſähen. Als aber der König inne ward, daß er nichts ſonſt aß, als was den Hunden vorgeworfen wurde, warf er ihnen gar viel hin, auf daß es der vermeintliche Narr eſſe. Und der wollte nirgends liegen als bei den Hunden unter der Treppe, und dort nächtigte er auch unter Weinen und Beten. Der König aber, der großes Mitleid mit ihm hatte, ließ nicht zu, daß er gequält worden wäre.

Da geſchah es, daß die Heiden den König überfielen und ſein Reich verwüſteten, und der König zog mit den Seinigen ins Feld, und Robert trug Mitleid mit ihm und betete für ihn. Da erſchien ihm ein Engel Gottes und hieß ihn, ihm zu folgen und die Waffen, die ihm Gott geſandt habe, zu nehmen und ſeinem Herrn zu Hilfe zu eilen und ſie nach dem erkämpften Siege wieder hinzulegen, wo er ſie genommen habe. Er führte ihn zu einem Quell in dem Garten des Königs, wappnete ihn mit einer weißen Rüſtung, die ein rotes Kreuz trug, und ließ ihn ein weißes Pferd beſteigen. Und Robert ſprengte zum Heere und ſchlug und vernichtete die Feinde, und als der Sieg errungen war, kehrte er zurück und brachte Rüſtung und Pferd wieder an den Ort, wie ihm der Engel befohlen hatte. Das ſah, von dem Fenſter ihres Gemaches aus, die einzige Tochter des Königs, die ſtumm war, als nun der König heimgekehrt war und ſeine Leute fragte, wer der Ritter in der weißen Rüſtung, der das getan hatte, geweſen ſei, und ihn niemand zu finden wußte, deutete das ſtumme Fräulein mit dem Finger auf den Mann, der den König ein Narr däuchte.

Die Feinde kamen mit einem größern Heere wieder, und Robert tat, auf Geheiß des Engels, ebenſo wie das andere Mal und rettete den König und ſein Heer und überwand alle Feinde. Und als das der König ſah, befahl er ſeinen Rittern, dieſen Mann, wenn ſie ihn auf keine andere Weiſe vor ihn bringen könnten, zu greifen, auf daß er ihn erhöhe und ehre. Darum ſtieß ihm ein Ritter, der ihn vergeblich zu fangen ſuchte, den Speer in das Bein, ſo daß er ihn verwundete, und das Eiſen des Speeres blieb in der Wunde ſtecken. Robert entledigte ſich bei dem Quell der Rüſtung, zog das Eiſen heraus, warf es weg und legte Kräuter auf die Wunde, dabei ſah ihm wieder die Königstochter zu, und ſie lief hin und nahm das Eiſen.

Als dann aber der König verkündete, wenn jener Ritter, der den Sieg erfochten habe, kommen werde, ſo werde er ihm ſeine Tochter zum Gemahl geben und ihn zum Erben ſeines Reiches einſetzen, da verwundete ſich ſein Seneſchall am Beine und brachte ein Speereiſen herbei, und der Ritter, der

Digitized by Google

Robert verwundet hatte, getraute ſich nicht zu ſagen, es ſei nicht ſein Eiſen, obwohl er es genau erkannte. Nun ſollte das Fräulein dem Seneſchall vermählt werden, aber ſie wehrte ſich dawider nach Kräften durch Zeichen und deutete auf den Narren und verwarf den Seneschall, und der Vater schlug ſie und zwang ſie. Da öffnete ihr der Herr den bisher ſtummen Mund, und ſie erzählte dem Vater, was ſie geſehen hatte, und brachte das Eiſen, und der Ritter erkannte es als das ſeinige und ſteckte es wieder an die Spitze ſeines Speers. Zudem kam auch, ob göttlicher Offenbarung, der Einſiedler, der Robert die Buße auferlegt hatte, und er befahl ihm, zu ſprechen und die Wahrheit zu künden, das tat denn Robert, wenn auch nur widerwillig. Als ihm aber der König ſeine eingeborene Tochter geben und auf ſein Reich verzichten und es ihm überlaſſen wollte, und als ihn die Mannen ſeines Vaters, die das hörten, heimforderten, auf daß er über ſie herrſche, weigerte er allen Gehör. Er verließ alles, zog mit dem Einſiedler von dannen und führte fortan ein einſiedleriſches Leben.

Digitized by Google

53.

DER TEUFLISCHE KNECHT.

EIN TEUFEL, DER DIE GESTALT EINES HÜBSCHEN Jünglings angenommen hatte, kam zu einem Ritter und bot ihm seine Dienste an, da er ihm wohlgefiel, sowohl im Benehmen, als auch im Reden, wurde er gern aufgenommen. Und von Stund an diente er ihm so eifrig und so ehrerbietig, so treu und so gefällig, daß sich der Ritter baß verwunderte: niemals bestieg der Ritter sein Roß, nie stieg er herunter, ohne daß der Knecht zur Stelle gewesen wäre und ihm mit gebeugtem Knie den Bügel gehalten hätte, und stets erwies er sich als bescheiden, bedachtsam und heiter.

Eines Tages ritten sie selbander dahin, und sie kamen an einen mächtigen Strom, da sah der Ritter, als er von ungefähr hinter sich blickte, daß ihm etliche seiner Todfeinde auf den Fersen waren. Und er sagte zu dem Knechte: »Nun sind wir des Todes. Meine Feinde sind hinter mir her, vorn hält uns der Fluß auf, und es gibt kein Entkommen: sie werden mich töten oder greifen.« Darauf der Knecht: »Fürchtet nichts, Herr, ich weiß eine Furt im Flusse, folget mir, und wir werden heil entrinnen.« Der Ritter antwortete zwar: »Noch nie hat jemand an dieser Stelle über den Fluß gesetzt«, folgte aber doch dem Knechte, und sie gelangten ohne Fährlichkeit ans Ufer. Und als sie drüben waren, sagten die Feinde, die auf der andern Seite hielten, voller Staunens: »Wer hat jemals von einer Furt in dem Flusse gehört? niemand anders als der Teufel hat ihn übergesetzt.« Und furchtsam kehrten sie um.

Im Laufe der Zeit geschah es, daß die Gattin des Ritters auf den Tod erkrankte, und die Kunst aller Ärzte versagte, da sagte der Knecht wieder zu seinem Herrn: »Würde die Herrin mit Löwenmilch bestrichen, so würde sie alsbald gesunden.« Sagte der Ritter: »Woher könnte man eine solche Milch bekommen?« Antwortete der Teufel: »Ich werde sie holen.« Und er ging, und nach kaum einer Stunde war er wieder da und brachte eine Flasche voll, die Frau wurde mit der Milch bestrichen, und schon war ihr besser, und in kurzer Frist hatte sie die frühere Gesundheit wiedergewonnen. Auf die Frage des Ritters aber, woher er diese Milch so rasch geholt habe, antwortete der Knecht: »Aus den Bergen Arabiens habe ich sie. Als ich Euch verließ, eilte ich nach Arabien, ging in die Höhle einer Löwin, verjagte ihre Jungen und melkte die

Digitized by Google

Mutter, dann kehrte ich zu Euch zurück.« Verwundert fragte der Ritter: »Ja, wer bist du denn?« Und der Knecht antwortete: »Dringet dieserhalb nicht in mich, ich bin Euer Knecht.«

Der Ritter aber gab nicht nach, und so gestand der Knecht endlich die Wahrheit und sagte: »Ich bin ein Teufel, einer von denen, die mit Lucifer gefallen sind.« Das Staunen des Ritters wuchs, und er sagte: »Wenn du von Natur ein Teufel bist, was ist das dann, daß du einem Menschen so treulich dienst?« Sagte der Teufel: »Mir ist es ein großer Trost, mit den Söhnen der Menschen zu sein.« Darauf der Ritter: »Fürder wage ich nicht, deine Dienste anzunehmen.« Antwortete der Teufel: »Dessen könnt Ihr sicher sein, daß Euch, so Ihr mich behaltet, weder von mir, noch meinetwegen etwas Übels zustoßen wird.« — »Ich wage es doch nicht«, sagte der Ritter, »aber was du für deine Dienstleistung heischest, und wäre es die Hälfte meines Hab und Guts, ich werde es dir gern geben, niemals noch hat ein Mensch einem Menschen so treulich und so förderlich gedient: durch deine Hilfe bin ich dort beim Strome dem Tod entronnen, und durch dich ist meine Gattin wieder gesund geworden.«

Nun sagte der Teufel: »Da ich denn nun einmal nicht bei Euch bleiben darf, so bitte ich um keinen Lohn sonst für meine Dienste als um fünf Gulden.« Und als er die erhalten hatte, gab er sie dem Ritter zurück mit den Worten: »Ich bitte Euch, kaufet dafür eine Glocke und lasset sie über dem Dache dieses armseligen, verlassenen Kirchleins anbringen, auf daß sie wenigstens Sonntags die Gläubigen zum Gottesdienste rufe.« Und damit entschwand er dem Ritter aus dem Gesichte.

Digitized by Google

54.

DIE SCHUHE DES TEUFELS.

EIN DIEB HATTE EINEN DIENSTBAREN GEIST, UND der begleitete ihn bei jedem Diebſtahl, und ſooft er ergriffen wurde, befreite er ihn aus dem Kerker. Dadurch wurde der Dieb ſo dreiſt und übermütig und vertraute auf die Hilfe des Teufels ſo ſehr, daß er eine Miſſetat nach der andern verübte und ſchier unverhohlen ſtahl und mordete, und ſo trieb er es eine lange Zeit.

Schließlich aber wurde er gefangen, und man führte ihn zum Hochgericht, und er wartete, daß der Teufel gewohntermaßen kommen und ihn befreien werde. Der Teufel kam denn auch, aber nicht eher, als bis der Dieb unter dem Galgen ſtand, ſodaß es ihm unmöglich geweſen wäre, noch Buße zu tun oder zu entrinnen, und da erſchien er ihm, und er hatte eine Menge abgenützter und an den Sohlen zerriſſener Schuhe bei ſich. Und baß erfreut, ſagte der Dieb zu ihm: »Warum haſt du ſo lange verzogen und meine Befreiung hinausgeſchoben?« Da wies ihm der Teufel die vielen Paar Schuhe, die alleſamt abgenützt und zerlöchert waren, und ſagte: »All die Schuhe habe ich verbraucht, indem ich mit dir ging und dich immer wieder rettete, auf daß ich dich ſicher machte und dich zu dieſer Stunde führte und dich in eine Lage brächte, daß du nicht mehr entweichen kannſt. Das genügt mir, und ich habe dich ſicher und brauche nicht mehr zu beſorgen, daß ich dich verlöre.«

Und der Dieb wurde gehenkt und gab ſeine Seele in die Hände des Verſuchers, vor deſſen ſchlauer Bosheit und boshafter Schlauheit uns unſer Herr Jeſus Chriſtus bewahren möge, der die Jahrhunderte der Jahrhunderte lebt und herrſcht!

Digitized by Google

55.

SEELENVERKAUF.

IN FRANKREICH, WO DAS VOLK MEHR ALS ANDERSWO Völlerei treibt und rascher als anderswo mit Schwüren und Flüchen bei der Hand ist, hat sich Folgendes ereignet:

Etliche Leute, ehrbar in dem Sinne der Welt, saßen im Wirtshaus und tranken, und als ihnen der Wein warm gemacht hatte, begannen sie von allerhand Dingen zu reden, und so kam die Sprache auch auf die Frage, was nach diesem Leben sein werde. Da sagte einer: »Gar eitel täuschen uns diese Pfaffen, die behaupten, daß die Seelen nach diesem Leben ohne Leiber weiterlebten.« Und es erhob sich ein allgemeines Gelächter. Unterdessen kam ein großer, starker Mann zur Tür herein, und er setzte sich zu der Gesellschaft, forderte Wein, trank und fragte sie, wovon unter ihnen die Rede sei. »Von den Seelen«, sagte der, der zuletzt gesprochen hatte, und er fuhr fort: »Wäre da einer, der die meinige kaufen wollte, ich ließe sie ihm wohlfeil, und das Geld gäbe ich allen ins Gelag zum Vertrinken.« Und wieder lachten sie alle, der Ankömmling aber sagte: »Einen, der solche Ware verkauft, suche ich, und ich bin bereit, sie zu kaufen, sag, um wieviel gibst du sie mir?« Und der andere heitern Gesichts: »Um soundsoviel.« Und alsbald wurden sie einig, und der Käufer zahlte sofort den Preis, und in heller Lust tranken sie alle miteinander aus vollen Kannen, und der, der die Seele verkauft hatte, war einer der fröhlichsten.

Als es aber Abend geworden war, sagte der Käufer: »Nun ists an der Zeit, daß wir jeder nach Hause gehen, bevor wir jedoch scheiden, so gebt erst einen Spruch ab. Wenn einer ein Pferd kauft und das ist an die Halfter gebunden, ist da nicht auch die Halfter sein?« Und alle sagten Ja, und während der Verkäufer vor Schrecken über die Frage und die Antwort zitterte, packte ihn der Käufer mit Leib und Seele und fuhr mit ihm vor aller Augen in die Lüfte. Und er hat ihn sicherlich in die Hölle geschleppt, denn er war der Teufel in menschlicher Gestalt.

Digitized by Google

56.

DANKBARKEIT.

EIN GAR REICHER MANN IN MAILAND, ADRIAN MIT Namen, der seine Tochter vermählen wollte, ging auf die Jagd. Während er durch den unwegsamen Wald dahinritt, fiel er in eine gar tiefe Grube, das Pferd entrann und lief nach Hause. Allenthalben suchte man ihn, fand ihn aber nirgends. Erst am andern oder am dritten Tage kam ein armer Mann, der mit seinem Esel Holz sammeln wollte, um es in der Stadt zu verkaufen, bei der Grube vorbei, er hörte den Reichen schreien und fragte ihn, wer er sei. Der antwortete: »Ich bin Adrian, ich bitte dich, ziehe mich heraus.« Der Arme, der Mados hieß, entgegnete: »Wie könnte ich dich, allein, wie ich bin, herausziehen? Habe ich doch niemand bei mir als meinen Esel.« Aber Adrian sagte: »Sammle Bast, winde ihn zusammen und mache einen Strick, der bis zu dem Boden der Grube reicht.« Das tat Mados, nun sagte Adrian: »Mach zwei Halsschlingen, eine für dich und eine für den Esel, und ziehet selbander.«

Von ungefähr aber waren in diese Grube auch ein Affe, ein Löwe und eine Schlange gefallen. Als nun Adrian den Fuß in den Strick setzte und rief: »Zieh! Zieh!«, sprang ihm der Affe, der ein kluges Tier ist, kaum daß er sah, wie er hinaufgezogen wurde, auf den Kopf und klammerte sich an den Strick, erschreckt ließ Adrian los, und der Affe ging in die Höhe. Oben angelangt, entfloh er, Mados aber rief, als er ihn sah: »Wehe, mein spottet der Teufel!« Adrian verdoppelte sein Geschrei und rief: »Fürchte dich nicht, ich bin wirklich Adrian, erbarme dich meiner! Wirf mir den Strick noch einmal herab!« Das geschah, aber nun tat der Löwe so wie früher der Affe, und Adrian mußte sich wieder fallen lassen. Kaum draußen, floh auch der Löwe, und zum dritten tat dies auch die Schlange. Verzweifelt hielt Mados alles für Blendwerk und wollte nimmer auf Adrian hören, der immerzu schrie und bat und alles mögliche versprach. Schließlich aber zog er auch ihn heraus und teilte mit ihm sein Brot.

Im Abenddunkel gelangten sie in die Stadt. Der reiche Mann wurde von seinen Angehörigen und Freunden mit Jubel empfangen, schon waren auch die Tische gedeckt und die Speisen gebracht, und alles nahm Platz zum Mahle. Nur den Armen ließen sie in einer Ecke stehen, und auch der Hausherr scherte sich, obwohl er ihn stehen sah, nicht weiter um ihn, gerade daß er einem Diener

Digitized by Google

ſagte: »Gib ihm Brot und ein Stück Fleiſch.« Nach dem Eſſen entfernten ſich die Freunde, Mados aber blieb. Darob ärgerte ſich Adrian und ſagte zu einem Diener: »Frag ihn, was ſein Tagesverdienſt iſt.« Der antwortete: »Zwölf Heller, wenn ich zweimal in den Wald gehen kann.« Nun ſagte Adrian: »Gib ihm achtzehn.« Mados aber trat heran zu ihm, begann zu weinen und ſagte: »Ich und mein Eſel haben uns Euertwegen gerackert, und nun gebt Ihr mir ſo wenig? Ihr begeht eine große Sünde.« Adrian ſagte: »Nicht um meinetwillen habt Ihr Euch ſo geplagt, ſondern wegen der andern, die Ihr herauszogt, übrigens, ſo viel, wie die, werde ich Euch auch geben.«

So ging denn Mados, und zu Hauſe wurde er von ſeiner Frau übel empfangen und durch Keifen gequält: »Warum kommſt du ſo ſpät? Wieſo hat der Eſel die Bruſt ſo zerſchunden?« Und weinend erzählte er ihr als einfältiger Menſch die ganze Geſchichte und wie ſchlecht ihm der Reiche ſeinen Dienſt gelohnt hatte, und er gab ihr das Geld. Nun tröſtete ſie ihn mitleidig und vermaledeite den Reichen. Am nächſten Morgen konnte Mados vor Mattigkeit nicht aufſtehen und der Eſel auch nicht, und das dauerte viele Tage. Endlich aber wieder zu Kräften gelangt, ging er wieder ſeiner gewohnten Beſchäftigung nach und verdiente das Brot für ſeine vier Kinder.

So war er wieder einmal im Walde, den Eſel ließ er weiden, indeſſen er ſich nach Holz umſah, das ihm dann der Eſel heimtragen ſollte. Von ungefähr blickte er zurück, da ſah er, wie ein Affe den Eſel an der Halfter hielt und lief, ſo daß der Eſel, der ſchrie, mit ihm laufen mußte. Dann blieb der Affe mit dem Eſel ſtehn, rief Mados, mit den Lippen ſchnalzend, herbei, und wies ihm eine Menge Holz, das zum Wegſchaffen bereit lag, und dann begann er ihm beim Aufladen zu helfen. Und einen Tag um den andern bereitete der Affe Holz vor, ſo daß Mados dreimal, ja viermal des Tages in den Wald gehen konnte und oft bis zu drei Groſchen verdiente, und endlich merkte er, daß der Affe derſelbe war, den er aus der Grube gezogen hatte. Eines Tages aber kam im Walde ein Löwe auf ihn zu, und da ſtieg er vor Furcht auf einen Baum, der Löwe jedoch nahm den Eſel und führte ihn in ein Tal. Langſam ſtieg Mados herunter und ging ihnen nach in der Meinung, der Löwe habe den Eſel zerriſſen, aber der Löwe hielt den Eſel ganz ſanft feſt, und neben ihnen lag ein toter Hirſch, und nun kam Mados nach dem Beiſpiele des Affen auf den Gedanken: »Am Ende iſt das der Löwe, den ich herausgezogen habe.« Und den Hirſch, der feiſt war, ſchaffte er auf dem Eſel heim und hieb ihn als einfältiger Menſch mit dem Beile in Stücke, mit dem Fleiſch auch das Fell zerteilend. Und ſo brachte ihm der Löwe Hirſche und Eber und der Affe Holz. Da geſchah es, daß die Schlange einen koſtbaren Stein vor ihn hinlegte

Digitized by Google

und verſchwand. Froh zeigte er ihn ſeiner Frau und ſagte: »Der wird wohl ein Paar ſchöne Korduanſchuhe für dich geben.« Aber die Frau war klüger und ging zu den Wechſlern, und der eine bot ihr zwanzig Pfund, der andere dreißig. Da ging ſie heim und ſagte zu ihrem Manne: »Nun gehſt du in die Stadt zum Kaiſer und ſchenkſt ihm den Stein.« Und er tat es, und der Kaiſer, der die Kraft und die Schönheit des Steins erkannte, freute ſich ſehr und gab ihm hundert Pfund. Davon baute er ſich ein Haus, und mit dem Reichtum wurde er auch klüger. In ein paar Tagen kam der Stein dem Kaiſer abhanden, und Mados fand ihn wieder und brachte ihn ihm wieder zurück, diesmal verdoppelte der Kaiſer den Preis. Und oft noch verlor er den Stein, und immer wieder fand ihn Mados, weil die Kraft des Steines die war, daß er bei niemand blieb, bis er zum vollen Werte bezahlt war. So gelangte Mados durch dieſen Stein zu großem Reichtum und wurde ein Freund des Kaiſers.

Nun klagte er wider Adrian. Der wurde vor Gericht geladen, und Mados brachte vor, wie er ihn aus der Grube gezogen habe und ebenſo den Affen und den Löwen und die Schlange, und fuhr fort: »Als mir dann Adrian achtzehn Heller gab und ich murrte, daß mir mehr zukommen würde, weil ich mich ihm zu Dienſten ſo abgeplagt hätte, antwortete er mir: Ihr habt Euch nicht nur für mich geplagt, ſondern auch für die andern, und was Euch die geben, das werde auch ich Euch geben. Und der Affe hat mir Holz gebracht und der Löwe Hirſche und Eber und die Schlange den Stein.« Da gaben die Räte den Spruch ab, daß der Stein mehr wert ſei als alle Reichtümer Adrians. Adrian aber leugnete alles, und ſo forderte ihn Mados zum Zweikampf und gab das Pfand[1]). Der Tag des Kampfes kam, und der Kaiſer beſtimmte ſelber das Feld, und ſie begaben ſich zu dem Walde bei der Stadt. Und ſiehe, aus dem Walde brachen Löwe, Schlange und Affe hervor und ſtürzten ſich auf Adrian und riſſen ihn in Stücke. Und Mados war Sieger, und ihm wurde Adrians ganzes Beſitztum und Erbe zugeſprochen.

[1]) *S. Alwin Schultz, Das höfiſche Leben zur Zeit der Minneſinger* ²), *1889, II, 159 f.*

Digitized by Google

57.

KAISER UND BÄRIN.

ANNUUS HERRSCHTE IN DER STADT ROM, DER VON allen Freuden der Welt am meiſten die Jagd mit der Meute und dem Federſpiel liebte. Und eines Tages ritt er in den Wald, um den Hirſch zu hetzen, und bald ſah er auch einen Hirſch, und der lief vor ihm dahin, und die Hunde ſetzten dem Hirſche nach und entfernten ſich immer weiter von ihm, ſodaß er ſchließlich weder Hirſch noch Hunde mehr ſah, und ſo war er allein, da alle ſeine Diener den Hunden gefolgt waren. Und da er nirgends einen Menſchen ſah, ward er gar traurig und niedergeſchlagen, und er gab ſeinem Roſſe die Sporen und ritt weiter in dem Walde, und er ſtieß auf keinen Menſchen.

Gegen Abend aber lief ein Löwe daher, der ſeine rechte Pfote hangen ließ, und kam auf ihn zu, erſchrocken wollte er fliehen, aber der Löwe hielt ihn beim Fuße an und zeigte ihm die Wunde an ſeiner Pfote. Als der Kaiſer begriff, worum es ſich handelte, ſtieg er ab von ſeinem Pferd, und er zog dem Löwen den ſcharfen Dorn heraus, dann ſammelte er Kräuter und heilte ihm damit die Pfote. Und der Löwe geleitete den Kaiſer in ſeine Höhle, und da war es Nacht geworden.

Am Morgen neigte der Kaiſer ſein Haupt vor dem Löwen und ſtieg zu Pferde und ritt davon, und er ritt den ganzen Tag und konnte doch keinen Weg aus dem Walde finden. Schließlich ritt er zurück zu der Höhle des Löwen, aber der war nicht da, am Abend aber kam er und brachte zwei fette Schafe mit, und als er den Kaiſer ſah, bezeigte er ihm ſeine Freude und bot ihm beide Schafe. Der Kaiſer, der, weil er den ganzen Tag nichts gegeſſen hatte, hungrig war, nahm ein Eiſen und ſchlug Feuer aus einem Steine und richtete ſich Fleiſch zu und aß, und er trank von dem Waſſer, das dort floß, und in der Nacht lag er neben dem Löwen und ſchlief. Und am nächſten Tage beſtieg er wieder ſein Roß, und wieder ritt er den ganzen Tag und konnte keinen Weg aus dem Walde finden, und darob ward er traurig und bekümmert, und wieder ritt er zurück zu der Löwenhöhle, der Löwe aber war weder da, noch kam er.

Gegen Abend kam in die Höhle eine Bärin, und als er die ſah, erſchrak er heftig, die Bärin aber zeigte ihm in ihrer Art, daß er ihr lieb war, und legte

Digitized by Google

ihm die Beute hin, die ſie gemacht und mitgebracht hatte, und er ſchlug Feuer und bereitete ſich die Speiſe und aß, und als er gegeſſen hatte, legten ſie ſich zuſammen nieder. Und der Kaiſer erkannte die Bärin fleiſchlich, und ſie gebar ihm einen Sohn, der ihm glich. Dann wäre er gern geflohen, wagte es aber nicht um der Bärin willen. Und wieder erkannte er ſie, und ſie gebar ihm den zweiten Sohn, und auch der war ſeinesgleichen. Und zum dritten Male erkannte er ſie, und nun gebar ſie eine Tochter, die aber glich der Mutter, und als das der Kaiſer ſah, wurde er gar traurig.

Eines Tages aber, als die Bärin auf ihrem Beutezuge weit weg gegangen war, nahm der Kaiſer die zwei Söhnchen, die er von ihr hatte, und entfloh mit ihnen, und auf der Flucht traf er den Löwen, den er einſt geheilt hatte, und der führte ihn aus dem Walde. Und als die Bärin bei ihrer Heimkehr den Kaiſer nicht vorfand, machte ſie ſich mit ihrer Tochter auf den Weg und lief ihm, was ſie nur konnte, nach. Da ſie aber dann bei ihm den Löwen ſah, ſo erſchrak ſie und getraute ſich nicht näher heran, und ſie nahm ihre Tochter und riß ſie in Stücke, und dann lief ſie zurück.

Und der Kaiſer war von Herzen froh, als er mit der Hilfe des Löwen aus dem Walde gekommen war, und der Löwe verließ ihn, und er begab ſich mit ſeinen zwei Söhnchen in ſein Schloß, und die Herzoge und die Herren und die Weiſen, die ihn ſeit drei Jahren nicht geſehen hatten, waren von Herzen froh. Und die Söhne wurden, als ſie zu den Jahren gelangt waren, zu Rittern geſchlagen, und ſie wurden weidliche Krieger und zogen in manches fremde Land und gewannen viel Guts mit der Kraft ihres Schwertes, und ſchließlich endeten ſie ihr Leben in Frieden. Und ſie ſtarben beide an Einem Tage, und ſie wurden in Einem Grabe beſtattet, und auf den Grabſtein wurde geſchrieben: Hier liegen der Bärin zwei Söhne, in Furcht erzeugt von dem Kaiſer.

Digitized by Google

58.

DER GLÜCKSTAG DES WOLFES.

ALS EINMAL EIN WOLF BEI TAGESANBRUCH AUFstand von seinem Lager und seine schlaffen Glieder reckte, ging ihm ein Furz ab, da sagte er, von eiteler Hoffnung getäuscht: »Gott sei Dank, heute werde ich mich an köstlicher Speise ersättigen, das ist die Bedeutung des Lauts, den ich von mir gegeben habe.«

Wie er dann seiner Wege ging, fand er einen ganzen Schmerlaib, der etwa einem Fuhrmann entfallen war, und den Schmerlaib drehte er hin und wider und sagte: »Von dir esse ich nicht, du könntest mir mein Gedärm verstören. Und warum sollte ich auch von dir essen? Soll ich mich doch heute, wie mir mein Hinterer vorausgesagt hat, an leckerer Kost erlaben.«

Er ging weiter, und da sah er einen eingesalzenen, geräucherten Schinken liegen, auch den kehrte er hin und her, und dann sagte er: »Von dir esse ich nicht, du würdest mir nur Durst machen. Warum sollte ich aber auch von dir essen? wo ich doch weiß, daß ich mich heute an köstlicher Speise ersättigen werde.«

Und als er fürbaß ging, traf er eine Stute mit ihrem Füllen auf der Weide, und nun sagte er: »Gott sei Dank, ich wußte ja, heute würde ich Leckerbissen speisen!« Und zu der Stute sagte er: »Fürwahr, Schwester, ich werde dein Füllen essen.« Sagte die Stute: »Du wirst tun, was dir beliebt, aber gestern habe ich mir einen Dorn in den Fuß getreten, und den, bitte ich dich, sollst du mir, weil du Arzt bist, herausziehen, und dann magst du das Füllen essen.« Und der Wolf ging hin zu ihrem Fuße und wollte ihr den Dorn herausziehen, sie aber schlug ihm den Huf mitten auf die Stirn und entlief mit ihrem Füllen in den Wald. Und als der Wolf wieder zu sich kam, sagte er: »Nicht schere ich mich um diese Unbill, satt werde ich heute dennoch werden.«

Und er schied, und da sah er auf einer Wiese zwei Widder miteinander kämpfen, und er sagte: »Gott sei Dank, nun werde ich mich letzen!« Und zu den Widdern sagte er: »Wahrhaftig, Brüder, einen von euch werde ich essen.« Antwortete der eine: »Tu, wie es dir beliebt, aber vorher sprich ein rechtes Urteil zwischen uns: diese Wiese ist unserer Väter gewesen, und weil wir sie jetzt nicht zu teilen verstehen, kämpfen wir um sie.« Und der Wolf sagte: »Ich

Digitized by Google

will es tun, wenn ihr mir ſagt, wie.« Und der eine Widder ſagte: »Höre Herr. Stelle dich, ſo es dir beliebt, mitten in die Wieſe, ich gehe an das eine Ende, mein Geſell an das andere, und wer früher bei dir ſein wird, deſſen ſoll die Wieſe ſein, und den andern magſt du eſſen.« Sagte der Wolf: »Tut alſo.« Und die zwei Widder gingen jeder an ein Ende der Wieſe, und dann liefen ſie, was ſie nur vermochten, auf den Wolf zu, und ſie trafen ihn mit großem Ungeſtüm und zerſtießen ihn von beiden Seiten ſo ſtark, daß er ſich mit ſeinem eigenen Kote beſudelte, und mit gebrochenen Rippen und halbtot ließen ſie ihn liegen und gingen ihres Weges. Nach einer Weile kam der Wolf wieder zu ſich, und er ſagte: »Auch um dieſe Unbill ſchere ich mich nicht weiter, ſatt eſſen werde ich mich ja heute doch, weil es mir mein Hinterer verheißen hat.«

Und er ging von dannen, und da traf er eine Sau mit ihren Ferkeln auf der Weide, und er ſagte: »Gott ſei geprieſen! wußte ich doch, ich würde heute noch köſtliche Speiſe finden!« Und zu der Sau ſagte er: »Schweſter, ich werde von deinen Ferkeln eſſen.« Antwortete die Sau: »Du wirſt tun nach deinem Gefallen, aber ich bitte dich, taufe ſie vorher, weil ſie noch heidniſch ſind, dann magſt du ſie eſſen.« Sagte der Wolf: »So zeig mir den Brunnen.« Da führte ihn die Sau zu einem Gußbett, wodurch das Waſſer in eine Mühle lief, und ſagte: »Siehe, das iſt der geweihte Brunnen.« Und der Wolf ſtellte ſich, gleich als ein Geiſtlicher, oben an den Mühlgang, als er aber nach dem erſten Ferkel greifen wollte, um es ins Waſſer zu tauchen, da ſtieß ihn die Sau grunzend in den Mühlgang, und das Waſſer trieb ihn zu dem Rade, und deſſen Speichen zerſtießen ihm die Glieder. Und als er mit Mühe entronnen war, ſagte er: »Nicht gar arg bekümmert mich dieſer Trug, heute noch werde ich, hat mir mein Hinterer verkündet, treffliche Koſt finden.«

Als er dann um ein Dorf ſtrich, ſah er auf einem Backofen etliche Ziegen ſtehen, und da ſagte er: »Nun will ich Gott preiſen, daß ich liebliche Speiſe ſehe«, und ging auf ſie zu. Die Ziegen jedoch ſahen ihn kommen, und ſo verbargen ſie ſich in den Ofen. Und er ging hin zu dem Ofen und ſagte: »Schweſtern wahrlich, von euch will ich eſſen, bis ich erſättigt bin.« Und ſie ſagten zu ihm: »Höre, Herr: Wir ſind um nichts anders willen hier, als um eine Meſſe zu hören, und die, bitten wir dich, ſing uns du. Dann wollen wir herauskommen zu dir, und du magſt tun, was dir beliebt.« Und der Wolf machte einen Biſchof und begann vor dem Ofen, ſo laut er nur konnte, zu heulen. Und die Bauern, die ihn dergeſtalt heulen hörten, kamen mit Knütteln und Hunden und ſchlugen ihn auf den Tod, und die Hunde biſſen ihn blutig, und kaum noch halb lebendig entwich er.

Und er kroch unter einen großen Baum und legte ſich nieder, und nun

Digitized by Google

begann er zu klagen und mit ſich zu hadern und rief: »Ach, Herrgott, wieviel Übels hat mich heute betroffen! Und wenn ich es richtig beſinne, ſo iſt die Schuld zu großem Teile mein. Von wannen iſt mir der ſtolze Mut gekommen, daß ich den Schmerlaib verachtet, den Schinken verſchmäht habe? Mein Vater war kein Arzt, und auch ich habe die Heilkunſt nicht gelernt, hatte ich es nötig, den Arzt zu machen und der Stute den Dorn herausziehen zu wollen? Und Richter war mein Vater auch nicht, noch habe ich das Recht gelernt, wieſo iſt mir eingefallen, den Vogt zu machen und den Widdern Urteil ſprechen zu wollen? Und Prieſter war mein Vater auch nicht, und ich bin der Schrift nicht kundig, von wannen iſt mir in den Sinn gekommen, die Ferkel zu taufen? Geiſtlich war mein Vater nicht, und ich habe keine kirchliche Würde, wie iſt mir denn das Irrſal gekommen, den Biſchof machen zu wollen und die Meſſe zu ſingen und den Segen zu ſpenden? Ach, wenn nur, du lieber Herrgott, ein Schwert herabführe von dem Himmel und mich weidlich träfe!«

Oben auf dem Baume aber war ein Bauer, um die Äſte zu ſtutzen, und der hatte all das Reden des Wolfes gehört, und als der Wolf mit ſeiner Klage zu Ende war, ſchleuderte er ſein Beil herab auf ihn, und er traf ihn ſo wuchtig, daß der Wolf herumtaumelte wie ein Rad, und nach kurzer Weile ſprang der Wolf wieder auf und blickte gen Himmel und in den Baum hinauf und ſagte: »Ach, du lieber Gott, was für ein kräftiger Gnadenort iſt hier, und wie bald werden die Gebete erhört!«

Und am ganzen Leibe wund und zerſchlagen, machte er ſich eilenden Laufes auf den Heimweg in den Wald, nun ebenſo gedemütigt, wie er vordem hoffärtig geweſen war.

Digitized by Google

59.

BRANDSTIFTUNG.

IN DER STADT WIMPFEN IST ES GESCHEHEN, DASS EIN Esel und eine Gans die Stadt verbrannt haben, und ſo erzählt man, ob es auch ſo geweſen iſt, weiß ich nicht, weil es einer Lüge gar ähnlich ſieht. Zugegangen aber iſt es ſolchermaßen:

Es hatte einer einen Esel, und der ging und fraß Weintreſtern, und davon wurde er trunken, dann lief er hinaus auf den Anger und legte ſich nieder und ſchlief, und er furzte gar arg und öffnete den Hintern weit. Dort war aber eine Gans, und die zupfte ihm Beeren aus dem Hintern, und ſchließlich ſteckte ſie den Kopf ſo tief hinein, daß ihn der Eſel, als er den Hintern ſchloß, drinnen behielt. Und ſie begann heftig mit den Flügeln zu ſchlagen, und der Eſel, der ſie im Hintern feſthielt, lief heim.

Als er aber bei ſeinem Hauſe an dem Speicher vorbeikam, hatten die, die dort arbeiteten, ein Feuer, weil es Herbſt war, und die Federn der Gans gerieten in Brand. Und der Eſel lief in den Stall und zündete ihn an, und ſo verbrannte die ganze Stadt. Iſts wahr, ſo iſts wahr.

Digitized by Google

60.

ABT UND SCHÄFER.

EIN GROSSER HERR BAUTE EINMAL EIN KLOSTER, UND als ihm dann das Geld ausging, ſagten ihm ſeine Räte, er ſolle den Abt dieſes Kloſters um einiges fragen und ſich von ihm, wenn er keine Antwort wiſſe, ein großes Stück Geld zahlen laſſen. Und die Fragen, die der Herr ſtellte, waren, welche ſechs nichts taugten, welche Steine die drei beſten und welche die drei ſchlechteſten ſeien, welche vier niemand halten könne und wie weit Glück und Unglück voneinander ſeien. Da aber der Abt nichts zu antworten wußte, riet man ihm, den Schäfer zu fragen und Friſt zu verlangen. Das tat er, und der Schäfer mußte den Abt machen.

Und als der Herr kam, ſaß der Schäfer in der Kutte auf dem Stuhl des Abtes und ſagte: »Die ſechs, die nichts taugen, ſind Salz ſäen und Kieſelſteine mähen, aus leerem Becher trinken und einem Blinden winken, vom Tiſche aufſtehn mit leerem Magen und in der Mühle Harfe ſchlagen.« Und er antwortete, die drei beſten Steine ſeien der Taufſtein, der Wetzſtein und der Mühlſtein, die drei ſchlechteſten der Hagelſtein, der Stein im Auge und der Blaſenſtein. Und er antwortete, die vier, die niemand halten könne, ſeien die: niemand kann halten den Wolf an der Braue, den Bären an der Klaue, die Schlange am Zagel, den Habicht am Schnabel. Und er antwortete, Glück und Unglück ſeien voneinander ſo weit wie Heute und Geſtern, und um den Grund gefragt, antwortete er: »Weil ich geſtern Schäfer war und heute Abt bin.« Und der Herr, der das Kloſter geſtiftet hatte, ſagte: »So ſollt Ihr denn immer Abt ſein.«

Digitized by Google

61.

DAS FLEISCHPFAND.

IN DER STADT ROM HERRSCHTE COELESTIN IN GROSSER Klugheit, und er hatte eine ſchöne Tochter. Und es war dort ein Ritter, der war zu dieſem Fräulein in Liebe entbrannt, aber er dachte bei ſich: »Es bedünkt mich für unzweifelhaft, daß mir der Kaiſer ſeine Tochter niemals zur Frau geben wird, weil ich deſſen nicht würdig bin, wenn ich freilich wenigſtens die Liebe des Fräuleins irgendwie gewinnen könnte, ſo würde mir das genügen.« Zu oftenMalen ging er zu ihr, um ihren Willen zu erforſchen, ſie jedoch antwortete: »Du mühſt dich vergebens. Glaubſt du denn, du werdeſt mich durch deine ſüßen, trügeriſchen Worte kirren? Das wird nie und nimmer geſchehen in meiner Seele!« Sagte der Ritter: »Wenn ich dich alſo ſchon nicht zur Gattin haben kann, was muß ich dir geben, auf daß du eine Nacht bei mir liegeſt?« — »Gibſt du mir hundert Mark, ſo darfſt du eine Nacht bei mir liegen.« Und der Ritter ſagte: »Dein Wille wird erfüllt werden.« Und auf der Stelle verſah er ſich mit dem Gelde und übergab es dem Fräulein.

Als es dann Nacht geworden war, beſtieg er das Bett des Fräuleins, aber ſchier augenblicklich ſchlief er ein. Und ſie warf ihre Kleider ab und legte ſich an ſeine Seite, er jedoch lag die ganze Nacht in tiefem Schlafe. Am Morgen erhob ſie ſich, zog ihre Kleider an und wuſch ſich die Hände, und er wurde durch ſie aus dem Schlafe geweckt. Und munter geworden, ſagte er zu ihr: »Komm her zu mir, auf daß ich meinen Willen erfüllen kann.« Aber ſie: »Bei meines Vaters Heil, das tu ich nicht. Ich tue dir kein Unrecht, Freund: biſt du nicht mit mir übereingekommen, daß du eine Nacht bei mir liegen darfſt? und iſt das nicht geſchehen? Du aber haſt die ganze Nacht verſchlafen und mir keinerlei Troſt gebracht, ſchreibe es alſo dir ſelber zu und nicht mir.« Über dieſe Worte wurde der Ritter gar traurig, und er ſagte zu ihr: »Was muß ich dir geben, daß ich noch eine Nacht bei dir ſchlafen darf?« — »So viel wie diesmal, und nicht um einen Heller weniger.« Er willigte ein und verkaufte all ſeine bewegliche Habe und gab ihr denſelben Betrag wie vordem, aber ſiehe das Wunder: er wurde ebenſo bedient wie in der erſten Nacht. Das betrübte ihn mehr, als ſich glauben ließe, das Herz begann ihm zu pochen[1], und er dachte

[1] *3 Könige, 3, 26; Geneſis, 43, 30.*

Digitized by Google

bei ſich: »Weh mir, wehe! All mein Gut habe ich dahin gegeben, und erreicht habe ich nichts! Aber, und wenn es das Leben koſten ſollte, ich will die Geſchichte zu einem andern Ende bringen!« Und er ſagte zu dem Fräulein: »Was muß ich dir für die dritte Nacht geben?« — »Ebenſo viel wie die andern Male, und nicht um einen Heller weniger.« Und er ſagte: »Dein Wille geſchehe.«

Und er machte ſich auf in ferne Lande, und er kam in eine große Stadt, wo viele Kaufleute lebten und mancherlei Weltweiſe und unter dieſen auch der Meiſter Virgilius. Und der Ritter ſprach mit einem reichen Kaufmanne folgendermaßen: »Liebſter, ich brauche Geld. Wenn du mir bis zu demunddem Tage hundert Mark leihen willſt, ſo verpfände ich dir alle meine Ländereien, ſodaß ſie dir alleſamt zufallen, wenn ich den vereinbarten Tag verſäume.« Sagte der Kaufmann: »Um deine Ländereien ſchere ich mich nicht viel, gehſt du aber auf den Vorſchlag ein, den ich dir machen will, ſo magſt du von mir nach deinem Belieben fordern.« Antwortete der Ritter: »Was immer du verlangen wirſt, ich bin auf alles einzugehen bereit, wenn du mir nur in meiner Bitte Genüge tuſt.« Nun ſagte der Kaufmann: »Nimmſt du die Bedingung an, die ich dir ſagen will, ſo werde ich deine Bitte erfüllen. Der Vertrag ſoll ſo ſein: du ſchreibſt mir mit deinem Blute eine Schrift, daß es mir, wenn du die Friſt nicht einhältſt, bedingungslos freiſteht, alles Fleiſch deines Körpers mit einem ſcharfen Meſſer abzulöſen, biſt du damit einverſtanden, ſo bin ich bereit, deinem Begehren zu willfahren.« So mächtig liebte der Ritter das Fräulein, daß er in alles willigte und die Schrift mit ſeinem Blute machte und ſie beſiegelte, und nachdem ſie beſiegelt war, gab ihm der Kaufmann den verlangten Betrag.

Als nun der Ritter das Geld hatte, überlegte er: »Wenn ich nicht mit dieſem Gelde meinen Willen erfülle, ſo bin ich ein Kind des Todes«, und er dachte bei ſich: »Das ſoll nimmer geſchehen.« Und da er von dem Rufe des weiſen Virgilius gehört hatte, ſo ging er hin und ſagte zu ihm: »Edler Meiſter, ich habe Euch einen geheimen Anſchlag anzuvertrauen, und ich bitte Euch, daß Ihr mir darin mit Rat und Tat beiſtehet.« Und Virgilius antwortete: »Sag, was dir beliebt, und ich werde nach meinem Witz tun, was du wünſcheſt.« Und der Ritter ſagte: »Ich liebe die Tochter des Kaiſers mehr, als ſich glauben ließe, ich habe mich mit ihr um einen großen Betrag geeinigt, bin jedoch in zwei Nächten betrogen worden. Für die dritte Nacht habe ich mir nun von einem Kaufmann Geld unter der Bedingung geliehen, daß er, wenn ich den zwiſchen uns vereinbarten Tag nicht einhalte, das Recht hat, mir all mein Fleiſch mit einem Meſſer von den Knochen zu ſchneiden. Das könnte aber nicht geſchehen, ohne daß er mich dabei tötete, darum bin ich zu Euch gekommen, auf daß Ihr mir ſowohl hierin als auch in meiner Liebe zu dem Fräulein helfet.« Und Virgilius ant-

Digitized by Google

wortete: »Einen törichten Vertrag haſt du mit dem Kaufmann geſchloſſen, weil ein Geſetz des Kaiſers beſteht, daß der Menſch leiden muß, wozu er ſich in freiem Willen verpflichtet hat, ſieh alſo wohl zu, daß du den beſtimmten Tag einhältſt. Was weiter das Fräulein betrifft, ſo will ich dir die Wahrheit kundtun: zwiſchen den Laken ihres Bettes liegt ein Zettel, der die Kraft hat, daß jeder, der ſich in das Bett legt, alsbald einſchlafen muß und nicht früher erwachen kann, als bis der Zettel entfernt worden iſt. Wenn du alſo zu dem Bette kommſt, ſo greife, bevor du dich niederlegſt, zwiſchen das Laken und die Decke, und du wirſt den Zettel finden, dann ſchleudere ihn weit weg und ſteige kühnlich in das Bett, und du wirſt nicht einſchlafen, es ſei denn, du wollteſt es: tue dann mit dem Fräulein nach deinem Willen, und dir wird Ehre und Ruhm werden.« Dies gehört, frohlockte der Ritter und dankte dem Meiſter für den guten Rat. Und unverzüglich eilte er zu dem Fräulein und händigte ihr das Geld ein.

Als es dann Nacht war, trat der Ritter in das Gemach des Fräuleins. Heimlich brachte er die Hand zwiſchen Laken und Decke, und er fand den Zettel und warf ihn weit von ſich, dann ſtieg er ins Bett und ſtellte ſich ſchlafend. Das Fräulein, in dem Glauben, er ſchlafe ſo wie die andern Male, zog ihre Kleider aus und ſtieg auch ins Bett. Und ſchon legte er Hand an ſie. Da ſagte ſie voller Beſtürzung: »Erbarmet Euch meiner und raubet mir nicht die Blume meines Magdtums, ich will dir doppelt ſo viel Geld geben, wie du mir gegeben haſt.« Der Ritter jedoch ſagte: »Du ſprichſt eitel, endlich werde ich erfüllen, um deſſentwillen ich ſo viel gelitten habe.« Und er erkannte ſie fleiſchlich. Dann aber liebte er ſie in ſo wunderbarer Weiſe, daß er länger als zwei Wochen über den zwiſchen ihm und dem Kaufmanne feſtgeſetzten Tag bei ihr verweilte, ſeine Liebe war ſo groß, daß er von Tag zu Tag der Friſt vergaß.

Eines Nachts aber, als er zu Bette lag, kam ihm der Vertrag, den er mit dem Kaufmanne geſchloſſen hatte, ins Gedächtnis, und das Herz begann ihm zu pochen, und er ſagte zu der Geliebten: »Wehe, daß ich dich jemals erblickt habe! Sieh, nun bin ich ein Kind des Todes! Aus Liebe zu dir habe ich von einem Kaufmanne Geld geliehen unter der Bedingung, daß er, ſo ich den zwiſchen uns vereinbarten Tag verſäume, durch meine Schrift das Recht haben ſoll, mir, ohne daß ich widerſprechen dürfte, all mein Fleiſch vom Leibe zu ſchinden, und jetzt ſind über den Tag hinaus zwei Wochen verſtrichen, und ich habe mich nie daran erinnert, weil ich dich alſo liebte.« Sagte das Fräulein: »Bekümmert Euch nicht allzuſehr, gehet zu dem Kaufmanne und verdoppelt ihm den Betrag, und iſt er damit nicht zufrieden, ſo ſoll er verlangen, was er will, ich werde es ihm geben.«

Durch dieſe Worte getröſtet, zog der Ritter in die Stadt, wo der Kauf-

Digitized by Google

mann lebte, und er begegnete ihm auf der Straße, und er begrüßte ihn demütig genug. Der Kaufmann aber antwortete: »So sage ich nicht zu dir.« Und der Ritter: »Liebster, da die Frist unsers Vertrags überschritten ist, will ich dir dein Geld verdoppeln.« Aber der Kaufmann: »Das haben wir nicht so vorbesprochen, ich will es so haben, wie du dich verpflichtet hast.« Sagte der Ritter: »Verlange für mein Vergehen so viel Geld von mir, wie du willst, und ich werde es dir erstatten.« Antwortete der Kaufmann: »Du sprichst umsonst: gäbest du mir alles Gut der Stadt, ich nähme es nicht, sondern nur das, was zwischen uns vereinbart, verbrieft und besiegelt worden ist.« Und unverzüglich ließ er den Ritter greifen und ihn in den Turm in sichern Gewahrsam bringen, bis der Richter in die Stadt kommen und zu Gerichte sitzen werde.

Und als dann der Richter da war, kamen die Kaufleute und auch der Ritter vor ihn, und auch jener Kaufmann war da und wies gegen den Ritter die mit seinem Blute geschriebene und mit seinem Siegel besiegelte Schrift vor. Und nachdem der Richter gesehen hatte, daß es des Ritters eigenes Tun war, sagte er: »Für jedermann im Reiche gilt das Gesetz, daß er, wenn er sich in freiem Willen zu etwas verpflichtet hat, leiden muß, wozu er sich verpflichtet hat, darum soll dem Kaufmanne nach dem Übereinkommen des Ritters mit ihm willfahrt werden, auf daß das Gesetz in allem erfüllt werde.«

Unterdessen hatte die Geliebte des Ritters Kundschafter gehalten, um zu erfahren, was für einen Fortgang das Recht gegen ihren Buhlen nehme. Als sie nun gehört hatte, daß es ihm ans Leben ging, so hatte sie sich die Haare abgeschnitten und kostbare Mannskleider angezogen und einen Zelter bestiegen und war zu dem Palaste geritten, wo ihr Geliebter seines Urteils harrte. Und sie trat ein und grüßte den Richter mit geziemender Ehrerbietung. Allesamt hielten sie für einen Ritter, und der Richter fragte sie, woher sie sei und was für ein Geschäft sie bei ihnen habe. Und sie sagte: »Ich bin ein Ritter aus fernen Landen und bin von ungefähr durch diese Stadt geritten, da ist mir das Geschrei zu Ohren gekommen, daß ein Ritter hier unter euch um einer Verpflichtung willen, die er gegen einen Kaufmann auf sich genommen hat, zum Tode verurteilt werden soll, und so bin ich gekommen, um diesen Ritter von dem Tode zu retten.« Und der Richter sagte: »Es ist ein kaiserliches Gesetz, daß der Mensch leiden muß, wozu er sich mit freiem Willen verpflichtet hat, wenn jedoch der Kaufmann, mit dem er den Vertrag gemacht hat, deiner Ankunft halber Mitleid mit ihm hätte, so wäre mir das über die Maßen lieb.«

Dies gehört, wandte sich das Fräulein zu dem Kaufmann und sagte: »Liebster, was hast du davon, wenn dieser Ritter, der bereit ist, sein Urteil zu empfangen, getötet wird? Es ist doch besser, du nimmst das Geld, als daß du

Digitized by Google

ihn in den Tod triebeſt.« Der Kaufmann aber antwortete: »Du ſprichſt umſonſt. Ohne Zweifel habe ich das Recht auf meiner Seite: ſo wie ſich er nach ſeinem freien Willen verpflichtet hat, ſo werde ich den Vertrag nach meinem freien Willen halten, wie es das Geſetz verlangt, und ihm daher keine Gnade erzeigen, er iſt zu mir gekommen, nicht ich zu ihm.« Und das Fräulein ſagte zu dem Kaufmann: »Ich bitte dich, wieviel ſoll ich dir geben, daß du meine Bitte erhörſt? Als Geſchenk von mir will ich dir dein Geld verdoppeln, und ſo dir das nicht recht iſt, ſo heiſche von mir, was du willſt, und ich werde es dir geben.« Der Kaufmann aber ſagte: »Habe ich es dir denn noch nicht deutlich genug geſagt, daß ich meinen Vertrag haben will? Glaube es doch einmal!«

Nun aber ſagte das Fräulein vor allen, die da waren: »Herr Richter, fället einen gerechten Spruch nach dem, was ich Euch ſagen werde. Ihr habt gehört, wieviel ich dem Kaufmanne für das Leben des Ritters geboten habe und wie er alles abgelehnt hat und die Wohltat des Geſetzes ſucht, und das iſt mir ganz lieb. Höret mich alſo, Ihr Herren alleſamt: Ihr wißt, daß ſich der Ritter durch ſeine Verſchreibung nie zu etwas anderm verpflichtet hat, als daß der Kaufmann das Recht haben ſoll, ihm das Fleiſch von den Knochen zu ſchneiden, von einem Blutvergießen iſt nie ein Wort geſprochen worden. Kann er denn das Fleiſch ſchneiden, ohne Blut zu vergießen, dann möge er auf der Stelle Hand an ihn legen, vergießt er aber Blut, dann ſoll der König wider ihn walten.« Als dies der Kaufmann hörte, ſagte er: »Gebt mir mein Geld, und ich verzichte auf jeden Anſpruch.« Das Fräulein aber antwortete: »Nein, ſage ich dir, du wirſt kein Geld bekommen, weil du, obwohl ich dir geboten habe, wieviel ich nur vermochte, nichts genommen, ſondern gerufen haſt: Ich will meinen Vertrag haben. Leg alſo Hand an ihn, aber hüte dich, einen Tropfen Bluts zu vergießen.« Dergeſtalt ſah ſich der Kaufmann überliſtet und zog ab, und ſo war dem Ritter das Leben gerettet, und er bezahlte nicht einen Heller. Und das Fräulein kehrte nach Hauſe zurück, zog ſich aus und kleidete ſich wieder als Weib.

Als dann auch ihr geliebter Ritter heimkam, ſprang ſie ihm entgegen und fragte ihn, gleich als wüßte ſie von nichts, wie er der Gefahr entronnen ſei. Und er erzählte: »O liebſte Herrin, du über alles geliebte, heute wäre es mir bald ans Leben gegangen. Als ich aber hätte zum Tode verurteilt werden ſollen, da trat auf einmal ein Ritter ein, ein ſchöner Jüngling, ſo daß ich einen ſchönern nie noch geſehen habe, und der hat mich durch ſeine Klugheit nicht nur vom Tode gerettet, ſondern auch von jeder Zahlung befreit.« Sagte das Fräulein: »Da biſt du undankbar geweſen, daß du den Ritter, der dir das Leben gerettet hat, nicht zum Mahle einludeſt.« Und der Ritter: »Plötzlich iſt er eingetreten,

Digitized by Google

und plötzlich war er wieder weg.« — »Würdeſt du ihn erkennen, wenn du ihn ſäheſt?« — »Ja, ſehr wohl.« Da ging ſie in ihr Gemach und zog ſich ſo an wie früher, als ſie in der Verkleidung weggegangen war. Und als ſie der Ritter ſah, erkannte er ſie an allem, er fiel ihr um den Hals und ſagte unter Freudentränen: »Geſegnet ſei die Stunde, wo ich mit dir zuſammengekommen bin.« Und unverzüglich vermählte er ſich mit ihr. Und ſie lebten lange in Glück und Freuden, und endlich gaben ſie ihre Seelen in Frömmigkeit Gott zurück.

Digitized by Google

62.

BAUERNSCHLAUHEIT.

ZWEI BÜRGER UND EIN BAUER TATEN EINMAL EINE Wallfahrt nach Mekka, und sie wollten Gesellen sein bei der Zehrung, bis sie nach Mekka kommen würden, und dann gebrach es ihnen an Speise, da ihnen nichts verblieben war als Mehl für ein einziges kleines Brot. Als sie das sahen, sagten die Bürger untereinander: »Wenig Brot haben wir, und unser Gesell ist gar gefräßig, darum müssen wir Rat halten, wie wir ihn um seinen Teil an dem Brote bringen und, was für uns alle wäre, allein aufessen können.« Und sie fanden den Rat, sie wollten das Brot kneten und backen und während des Backens schlafen, und wer dabei den wunderbarsten Traum haben werde, der solle das Brot allein essen dürfen, und diesen Vorschlag machten sie mit trügerischer List, weil sie den Bauer für zu dumm zu derartigen Ränken hielten. Und sie kneteten das Brot und legten es ins Feuer, und dann streckten sie sich hin, um zu schlafen. Der Bauer aber, der ihre Hinterhältigkeit erfaßte, nahm, während die beiden schliefen, das Brot noch halbbacken aus dem Feuer und aß es auf und legte sich wieder hin.

Und der eine von den Bürgern tat, als führe er vor Schrecken aus dem Schlafe, und rief seinen Gesellen an, und der sagte: »Was hast du?«, und er antwortete: »Einen wundersamen Traum habe ich gehabt: zwei Engel öffneten mir die Pforten des Himmels und nahmen mich und führten mich vor den Herrgott.« Und sein Gesell sagte: »Wahrhaftig, ein wunderbarer Traum, den du gehabt hast. Ich aber habe geträumt, mich führten zwei Engel, und sie spalteten die Erde und führten mich hinab in die Hölle.« Und der Bauer stellte sich, obgleich er alles hörte, weiter schlafend, die Bürger jedoch, die Betrogenen, die betrügen wollten, riefen ihn an und weckten ihn, und er antwortete ihnen schlauerweise, als wäre er erschrocken: »Wer ruft mich?« Und sie: »Deine Gesellen.« Und der Bauer: »Seid ihr denn schon zurück?« Und die beiden: »Wo sollen wir denn gewesen sein, daß wir zurückgekommen sein sollten?« Darauf der Bauer: »Mir hat geträumt, zwei Engel seien gekommen, und die nahmen den einen von euch und öffneten die Pforten des Himmels und führten ihn vor Gott, und dann nahmen den andern zwei Engel und führten ihn durch die geöffnete Erde in die Hölle. Und da ich dies sah, so dachte ich, ihr würdet

Digitized by Google

nicht mehr wiederkommen, und ſo bin ich aufgeſtanden und habe das Brot gegeſſen.«

Digitized by Google

63.

DIE TEILUNG.

DER GUTE UND DER BÖSE BESCHLOSSEN EINMAL, Geſellſchaft miteinander zu machen, und der Böſe, der emſiger iſt und immer etwas im Schilde führt und nicht ruhen kann, ohne einen Trug oder ein Unheil geſtiftet zu haben, ſagte zu dem Guten, es wäre wohlgetan, wenn ſie ſich nach einem Erwerb umſähen, von dem ſie ihren Unterhalt ziehen könnten, und der Gute war es zufrieden. Und ſie einigten ſich Schafe zu halten. Als aber dann die Schafe geworfen hatten, ſagte der Böſe zu dem Guten, er ſolle ſich etwas von dem Ertrage wählen, und der Gute, der ja gut und beſcheiden iſt, wollte nicht wählen, ſondern ſagte dem Böſen, er ſolle wählen. Der Böſe, ſchlecht und betrügeriſch, wie er iſt, ließ ſich das gefallen und ſagte, der Gute ſolle ſich die Lämmer nehmen, wie ſie aus dem Mutterleibe kamen, und er werde die Milch und die Wolle der Schafe behalten, und der Gute gab ſich mit dieſer Teilung zufrieden. Nun ſagte der Böſe, es wäre gut, Schweine zu halten, und auch das war dem Guten recht. Als aber die Schweine warfen, ſagte der Böſe, da bei den Schafen der Gute die Jungen und er die Milch und die Wolle genommen habe, ſo ſolle der Gute jetzt die Milch und die Wolle der Schweine nehmen und er werde die Jungen behalten. Und der Gute nahm dieſen Teil.

Dann ſagte der Böſe, ſie wollten irgendein Gartenkraut bauen, und ſie ſteckten Rüben. Und als die gewachſen waren, ſagte der Böſe zu dem Guten, er wiſſe nicht, was das ſei, was er nicht ſehe, aber damit der Gute ſehe, was er nehme, ſo ſolle er die Blätter nehmen, die aus den Rüben hervorgeſchoſſen und über der Erde waren, und er werde nehmen, was in der Erde ſei, und der Gute nahm dieſen Teil. Hierauf bauten ſie Kohl, und als der aufgegangen war, ſagte der Böſe, der Gute ſolle, weil er bei den Rüben das über der Erde genommen habe, diesmal das in der Erde nehmen, und der Gute nahm dieſen Teil.

Und dann ſagte der Böſe zu dem Guten, es wäre wohlgetan, wenn ſie ſich ein Weib nähmen, das ihnen dienen würde, und der Gute war es zufrieden. Und als ſie das Weib hatten, ſagte der Böſe, der Gute ſolle ſich den Teil vom Gürtel bis zum Haupte nehmen, und er wolle den Teil vom Gürtel bis zu den Füßen, und der Gute nahm dieſen Teil. Und es war ſo: der Teil des

Digitized by Google

Guten verrichtete die Hausarbeit, und der Teil des Böſen war mit dieſem verheiratet und mußte bei ihm ſchlafen, und ſo wurde das Weib ſchwanger und gebar einen Knaben. Und kaum war der geboren, ſo wollte ſie ihn an die Bruſt nehmen. Da das aber der Gute ſah, ſagte er, das dürfe ſie nicht tun, denn die Milch ſei von ſeinem Teile, und er werde keineswegs einwilligen.

Als nun der Böſe fröhlich kam, um ſeinen Sohn zu betrachten, ſo weinte der, und er fragte die Mutter um den Grund, und ſie ſagte, er weine, weil ſie ihn nicht ſtille. Der Böſe ſagte, ſie ſolle es doch tun, aber die Mutter ſagte, das verwehre ihr der Gute, weil die Milch von ſeinem Teile ſei. Dies gehört, ging der Böſe zu dem Guten und ſagte ihm lächelnd und ſcherzend, er ſolle doch die Frau ſeinem Sohne Milch geben laſſen, der Gute jedoch ſagte, die Milch ſei von ſeinem Teile, und er werde es nicht tun. Dies gehört, begann der Böſe in ihn zu dringen, aber der Gute ſagte, als er ſah, in welcher Not ſich der Böſe befand: »Freund, glaubet ja nicht, daß ich ſo wenig klug wäre, daß ich nicht gemerkt hätte, welche Teile Ihr ſtets gewählt und welche Ihr mir gelaſſen habt, trotzdem habe ich nie etwas von Euern Teilen gefordert und mich armſelig mit dem beholfen, was Ihr mir gabt, und Ihr habt Euch nie um mich bekümmert und nie Maß gehalten. Da Euch jetzt Gott in eine Lage gebracht hat, wo Ihr etwas von mir braucht, ſo verwundert Euch nicht, daß ich es Euch nicht gebe, ſondern erinnert Euch, was Ihr mir tatet, und leidet das für das andre.«

Als der Böſe begriff, daß der Gute die Wahrheit ſprach und daß ſein Sohn ſolcherweiſe werde ſterben müſſen, war er ſehr betrübt und begann den Guten um Gottes willen zu bitten, er möge Mitleid mit dem kleinen Geſchöpfe haben und nicht mehr an ſeine Schlechtigkeit denken, und von nun an werde er immer nach ſeinen Wünſchen tun. Und da das der Gute ſah, erachtete er, daß es von Gott wohlgetan geweſen ſei, den Böſen ſo weit zu bringen, daß es ſah, wie ohne die Güte des Guten keine Rettung ſei, und er erachtete das als eine große Buße für ihn, und er ſagte dem Böſen, wenn er ſeine Einwilligung haben wolle, daß die Frau ſeinen Sohn ſtille, ſo müſſe er den Knaben auf den Rücken nehmen und mit ihm durch die ganze Stadt gehen und dabei ſo laut, daß es alle hörten, verkünden: »Freunde, wiſſet, mit Güte ſiegt der Gute über den Böſen.« Und der Böſe war damit gern einverſtanden, und er fand, daß er das Leben ſeines Sohnes billig genug erkauft hatte.

Digitized by Google

64.

DIE SIEBEN SCHWÄNE.

EIN JÜNGLING, EIN GROSSER IN DEM SINNE, WIE WIR gemeiniglich Leute von adeligem Geblüt und mit Reichtum Große nennen, ſtieß einmal, als er mit ſeinen Hunden im Walde jagte, auf eine Hinde mit zehnendigem Geweih, die weißer war als Schnee. Auf flüchtigem Roß ſetzte er ihr im Waldesdunkel nach und kam ſo immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich in einer tiefen, dicht bewachſenen Schlucht abſtieg. Nicht nur die Hinde, ſondern auch die Hunde hatte er verloren, und wie er ſo, hin und wieder ins Horn ſtoßend, um die Hunde zurückzurufen, umherſtreifte, kam er zu einem Quell, und darin ſaß, eine goldene Kette in der Hand, eine Nixe, die die nackten Glieder badete. Ihre Schönheit nahm ihn ſofort in Liebe gefangen, er lief hin, nahm ihr unverſehens die Kette, in der ihre geheime Kraft lag, und hob ſie, nackt wie ſie war, auf ſeinen Armen aus dem Quell. Und ohne noch weiter an die Hinde und ſeine Hunde zu denken, vermählte er ſich mit ihr und beging die Hochzeit noch in derſelbigen Nacht unter freiem Himmel bei dem Quell. In der Stille der Mitternacht aber betrachtete die Nixe, die ſchon des Namens einer Jungfrau beraubt war, den Lauf der Sterne, und da erkannte ſie, daß ſie ſechs Söhne und eine Tochter empfangen hatte, und zitternd und ängſtlich tat ſie das dem Gatten kund, und er erquickte ſie mit Umarmungen und tröſtlichem Zuſpruch. Und als es tagte, führte er ſie als ſeine Gemahlin in ſein Schloß.

Seiner Mutter war es gar nicht lieb, als ſie die Nixe ſah und als ſie erfuhr, daß ſie der Sohn zur Gattin genommen hatte, ſie wußte, daß ihr die Schnur an Macht und Ehren werde vorangeſetzt werden, und ſo quälte ſie der Neid, und ſie ſann eifrig, wie ſie es anſtellen könnte, um den Sohn ſeiner Liebe abſpenſtig zu machen und Zwietracht zwiſchen ſie zu ſäen. Da ſie aber darin ohnmächtig war, indem der Sohn nicht nur nicht auf ihre Worte hörte, ſondern ſich ſogar gegen ſie ſchwer erboſte, änderte ſie ihren Plan und erdachte ſich ein unheimliches Verbrechen, entſetzlich nur es zu hören, und begrub es bis zur geeigneten Zeit in der Heimlichkeit ihres Herzens. Und um es ſicherer und beſſer ausführen zu können, verhehlte ſie die tödliche Feindſchaft, verbarg den Groll ihres innerſten Gemüts, zeigte der Schnur ein freundliches Geſicht, ehrte ſie als Herrin und hegte und unterwies ſie als Tochter.

Digitized by Google

Und der Leib ſchwoll der jungen Frau Tag für Tag mehr an, und es kam ihre Stunde, und da gebar ſie in den Schoß ihrer Schwieger — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: glücklich oder unglücklich — ſechs Söhne und eine Tochter, wie ſie einſt vorhergeſehen, und jegliches Kind hatte um den Hals ein goldenes Kettlein. Nun war aber auch für die Schwieger Zeit und Gelegenheit gekommen, das ſchon ſeit langem erſonnene Verbrechen ins Werk zu ſetzen: ſie nahm der Mutter die ſieben Kinder und legte an ihrer Statt neben das Lager der Schlafenden ſieben Hunde, die vor neun Tagen zur Welt gekommen waren. Und die Kindlein übergab ſie einem ihr getreuen Knechte, und ſie beſchwor ihn bei ſeiner Treue, alle ſieben zu erdroſſeln und zu begraben oder ſie zu ertränken. Und der Knecht verſprach das treulich auszuführen und trug die Kinder in den Wald. Unter einem Baume ſetzte er ſie ab und ſchickte ſich an, ſie mit den Händen zu erwürgen, aber Barmherzigkeit oder Abſcheu vor dem Verbrechen ließ ihn davon abſtehen, und er ließ ſie am Leben und ging davon, indem er ſich ſagte, er habe die Hände rein behalten und den Befehl treulich genug ausgeführt. Gott aber, der Urheber und Schöpfer des Alls, der alles ſieht und alles erhält und lenkt, ſonderlich aber das Menſchengeſchlecht, der in den Kindern, wie unſcheinbare Weſen ſie auch waren, doch ſeine Geſchöpfe erblickte, ſandte ihnen zu derſelbigen Stunde, wo der Knecht gegangen war, einen Ernährer, einen Greis nämlich, der, der Weltweisheit befliſſen, den Wald der Stadt vorgezogen hatte und in einer Höhle wohnte. Der fand ſie, hob ſie auf und ſchaffte ſie in ſeine Höhle; und fortan nährte er ſie mit der Milch einer Hinde, und das ſieben Jahre lang.

Während noch der Sklave mit den Kindern auf dem Wege in den Wald war, rief das verruchte alte Weib ihren Sohn: »Komm, Sohn, ſchau, was für ſchöne, adelige Kindlein dir deine Gattin geſchenkt hat!« Und ſie wies ihm die Hunde und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er der Mutter, die ihn von einer ſolchen Gattin habe löſen wollen, nie ſein Ohr geliehen habe. Allzuſehr der Mutter vertrauend, hatte er nur noch Abſcheu vor der Gattin, für die er vordem in ſo heißer Liebe entbrannt war, gänzlich zu Haß verkehrt, ließ er die Hunde ertränken, die Gattin aber, ohne ihr die Möglichkeit zu laſſen, ſich zu verantworten oder die Miſſetat zu leugnen, mitten in ſeiner Burg bis zu den Brüſten eingraben, und all ſeinen Rittern, Dienern, Poſſenreißern und Schmarotzern befahl er, ſich die Hände vor dem Mittageſſen und vor dem Nachtmahl nur über ihrem Haupte zu waſchen und ſie an ihrem Haar zu trocknen, und keine andre Speiſe ſollte ihr gereicht werden, als wie ſie für die Hunde bereitet wurde. Und dieſe Unbill litt ſie ſieben lange Jahre, und die weißen Glieder entblößten ſich, da die Kleider vermoderten, und dieſe ſchneeige Weiße verkehrte ſich in Schwärze,

Digitized by Google

64.

DIE SIEBEN SCHWÄNE.

EIN JÜNGLING, EIN GROSSER IN DEM SINNE, WIE WIR gemeiniglich Leute von adeligem Geblüt und mit Reichtum Große nennen, ſtieß einmal, als er mit ſeinen Hunden im Walde jagte, auf eine Hinde mit zehnendigem Geweih, die weißer war als Schnee. Auf flüchtigem Roß ſetzte er ihr im Waldesdunkel nach und kam ſo immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich in einer tiefen, dicht bewachſenen Schlucht abſtieg. Nicht nur die Hinde, ſondern auch die Hunde hatte er verloren, und wie er ſo, hin und wieder ins Horn ſtoßend, um die Hunde zurückzurufen, umherſtreifte, kam er zu einem Quell, und darin ſaß, eine goldene Kette in der Hand, eine Nixe, die die nackten Glieder badete. Ihre Schönheit nahm ihn ſofort in Liebe gefangen, er lief hin, nahm ihr unverſehens die Kette, in der ihre geheime Kraft lag, und hob ſie, nackt wie ſie war, auf ſeinen Armen aus dem Quell. Und ohne noch weiter an die Hinde und ſeine Hunde zu denken, vermählte er ſich mit ihr und beging die Hochzeit noch in derſelbigen Nacht unter freiem Himmel bei dem Quell. In der Stille der Mitternacht aber betrachtete die Nixe, die ſchon des Namens einer Jungfrau beraubt war, den Lauf der Sterne, und da erkannte ſie, daß ſie ſechs Söhne und eine Tochter empfangen hatte, und zitternd und ängſtlich tat ſie das dem Gatten kund, und er erquickte ſie mit Umarmungen und tröſtlichem Zuſpruch. Und als es tagte, führte er ſie als ſeine Gemahlin in ſein Schloß.

Seiner Mutter war es gar nicht lieb, als ſie die Nixe ſah und als ſie erfuhr, daß ſie der Sohn zur Gattin genommen hatte, ſie wußte, daß ihr die Schnur an Macht und Ehren werde vorangeſetzt werden, und ſo quälte ſie der Neid, und ſie ſann eifrig, wie ſie es anſtellen könnte, um den Sohn ſeiner Liebe abſpenſtig zu machen und Zwietracht zwiſchen ſie zu ſäen. Da ſie aber darin ohnmächtig war, indem der Sohn nicht nur nicht auf ihre Worte hörte, ſondern ſich ſogar gegen ſie ſchwer erboſte, änderte ſie ihren Plan und erdachte ſich ein unheimliches Verbrechen, entſetzlich nur es zu hören, und begrub es bis zur geeigneten Zeit in der Heimlichkeit ihres Herzens. Und um es ſicherer und beſſer ausführen zu können, verhehlte ſie die tödliche Feindſchaft, verbarg den Groll ihres innerſten Gemüts, zeigte der Schnur ein freundliches Geſicht, ehrte ſie als Herrin und hegte und unterwies ſie als Tochter.

Digitized by Google

und dann ſchwangen ſie ſich mit ihrer Schweſter, die ſich nun auch in einen Schwan verwandelt hatte, hoch hinauf in die Lüfte, um nach einem See oder Fluß auszublicken, wo ſie bleiben könnten. Nach langem Fluge durch die Weite ſahen ſie endlich einen wunderſam großen See, an dem ein Schloß lag. Entzückt von ſeiner Schönheit, gingen ſie nieder, und ſie waren froh, einen ihnen tauglichen Ort gefunden zu haben. Das Schloß aber war das ihres Vaters, und es krönte den überhangenden Felsgipfel eines jäh abfallenden Berges, den ſchier ringsum der See umſchloß. Und der aus dem Berge aufſchießende Fels war ſo hoch, daß er eher an den Wolken als am Boden zu haften ſchien, von der Bergſeite nur auf einem ſchmalen Pfade erklimmbar, ſtreckte er ſeine ganze Wucht ſo weit in den See hinaus, daß man je und je geglaubt hätte, er müſſe mit der ganzen Laſt der Gebäude in den Abgrund ſtürzen. Dort oben alſo lag das Schloß, und ſeine Fenſter blickten auf den See. Und an einem dieſer Fenſter lehnte gerade, über irgendetwas ſinnend, der Schloßherr, als er die Vögel ſah, deren Art ihm an dieſem Ort gänzlich unbekannt war. Entzückt von ihrer Schönheit und von der Lieblichkeit ihrer Stimmen, befahl er all ſeinem Geſinde, niemand ſolle ſich unterſtehen, ſie zu ſchrecken, ſondern tagtäglich ſeien ihnen Speiſereſte und Tiſchüberbleibſel auszuwerfen, damit ſie ſich eingewöhnten und lieber in dem See verweilten. Und nur ein paar Tage lang hatten das die Diener getan, als die Schwäne ſchon ſo zahm geworden waren, daß ſie zu der Stunde des Mittageſſens und des Nachtmahls ſtets ans Ufer kamen und auf das gewohnte Futter mit großer Begier warteten, und es war ein angenehmes, ergötzliches Schauſpiel, wenn ſie den Brotkrumen oder den Fiſchreſten in den Wellen des Sees nachſetzten. Das Mädchen aber, der Schwäne Schweſter, die wieder menſchliche Geſtalt angenommen hatte, ſtieg tagtäglich ins Schloß hinauf und erbettelte ihre Lebensnotdurft wie eine Waiſe. Und was ſie an Abfällen von des Vaters Tiſch erhielt, davon behielt ſie ſtets einen Teil für die arme Nixe, die, wie geſagt, mitten in der Burg bis an die Bruſt eingegraben war, und bot ihr es unter Tränen, von einer kindlichen Neigung bewegt, ohne zu wiſſen, daß es ihre Mutter war, und den Reſt trug ſie den Brüdern hinab an das Seegeſtade. Und die Brüder kamen geflogen und begrüßten ſie mit dem Schlage ihrer Flügel und dem Wohllaut ihrer Stimmen und nahmen ihr die Speiſe aus dem Schoße, und nachdem ſie jeden geküßt und umarmt hatte, ging ſie auf das Schloß zurück, um die Nacht bei der Mutter, die ſie, wie geſagt, nicht kannte, zu verbringen. Alle ſahen ſie täglich zum See hinabgehen und mit den Schwänen teilen, was ſie erbettelt hatte, alle ſahen ſie über der eingegrabenen Nixe weinen, und verwundert ſagten ſie untereinander, ſie habe ſchier eben das Antlitz, das dieſe in den guten Tagen gehabt habe. Aber auch der Schloßherr

Digitized by Google

wurde, sooft er sie sah, durch eine eigenartige Liebe gezwungen, den Blick auf ihr ruhen zu lassen, und so rief er sie endlich, und indem er sie genau betrachtete, entdeckte er an ihr mancherlei Zeichen seines Geschlechtes und schließlich auch das goldene Kettlein um ihren Hals. Und in der Erinnerung an seine Nixe sagte er: »Sag mir, Mägdlein, wer bist du und woher, und wer sind deine Eltern, und wie machst du es, daß die Schwäne aus dem See zu dir kommen?« Und seufzend und das Antlitz mit Tränen netzend, antwortete sie: »Ob ich, Herr, Vater und Mutter gehabt habe, das, würde ich sagen, wisse ich nicht, wenn es nicht unmöglich wäre, daß ein Mensch ohne sie zur Welt käme oder auf der Welt wäre, aber gesehen habe ich sie nie, habe auch nie vernommen, daß sie ein anderer gesehen oder gar gekannt hätte. Die Schwäne aber sind meine leiblichen Brüder.« Und nun erzählte sie, wie sie von dem weisen Greise gefunden und sieben Jahre mit Hirschenmilch genährt worden seien, wie die Brüder bei dem Bade im Flusse die Kettlein verloren hätten, weshalb sie denn die menschliche Gestalt nicht wieder annehmen könnten, und wie sie sich in diesem See niedergelassen hätten.

Bei diesem Gespräch war nicht nur die Alte anwesend, dieser Ausbund aller Niedertracht und Abschaum der Weiber, sondern auch der Knecht, der Vollstrecker jenes Verbrechens, und bei den Worten des Mägdleins sahen sie einander an, konnten sich auch, in dem Bewußtsein ihrer Schuld, nicht so gänzlich verstellen, daß nicht die Röte ihrer Gesichter die heimlich verübte Missetat verraten hätte. Und weil alles Gute und alles Schlechte von einer Ursache ausgehen muß, so ließ es Gott, der Schöpfer und Urheber aller Dinge, dessen Auge alles durchdringt, dessen Weisheit nichts entgeht, der es weder duldet, daß die Unschuldigen zugrunde gehen, noch daß sich die Schlechten allzu lang ihrer Bosheit rühmen — so ließ es also Gott zu, daß sich der grausame Sinn der Alten so wie der des Knechts zu dem Versuche anstachelte, das Mägdlein aus dem Wege zu räumen. Und als sie nach ihrer Weise zum See hinabstieg, folgte ihr der Knecht, und während er der Fliehenden mit blankem Schwerte nachsetzte, kam von der andern Seite der Schloßherr dazu, der von ungefähr auf dem Rückwege vom Felde war, und der schlug ihm das gezückte Schwert aus der Hand. In der Angst vor dem Tode entdeckte der Knecht das heimliche Verbrechen und erzählte, wie ihm alles der Reihe nach von der Herrin befohlen worden war. Der Schloßherr befragte sofort seine verbrecherische Mutter und erpreßte ihr durch die Folter die Wahrheit. Aus dem Schreine wurde der goldene Becher geholt, der aus den Kettlein hergestellt sein sollte, und der Goldschmied wurde gerufen und wurde befragt, ob er zu dem Becher die Kettlein verwendet habe, und er gestand, was er getan hatte, und gab die Kettlein zurück. Freudig nahm

Digitized by Google

ſie das Mägdlein und brachte ſie den Brüdern in dem See und gab jedem das ſeinige. Und alle nahmen wieder die menſchliche Geſtalt an bis auf den einen, an deſſen Kettlein der Schmied den Ring zerbrochen hatte, und dieſer eine konnte ſeine Geſtalt nie mehr ändern, ſondern blieb als Schwan der ſtete Geſell eines ſeiner Brüder, und dies iſt der Schwan, von dem auf ewige Zeiten die Geſchichte erzählt, daß er das Schifflein mit dem gewappneten Ritter an goldener Kette gezogen hat.

Und der Vater fügte ſich zu ſeinen Kindern und die Kinder zu ihrem Vater, und die Nixe wurde aus der Grube gezogen und durch Bäder, Salben und bähende Binden zu der alten Schönheit hergeſtellt. Die elende Vettel aber, die jene Bosheit getragen und ausgeheckt hatte, mußte das Schickſal erleiden, zu dem die Nixe verdammt worden war, und ſie fiel nach dem Worte der Schrift in die Grube, die ſie ſelber gegraben.

Digitized by Google

65.

LANGE JAHRE – EIN AUGENBLICK.

KAISER FRIEDRICH WAR EIN GAR EDLER HERR, UND die Leute, die eine besondere Begabung hatten, kamen zu ihm aus allen Ländern, weil er sie gern und reichlich beschenkte und ihnen stets ein freundliches Gesicht zeigte, so fanden sich denn bei ihm stets Sänger, Spielleute, Schönredner, Künstler, Tjostkämpen, Fechtmeister und allerhand andres fahrendes Volk.

Eines Tages waren in dem Saale des Kaisers schon die Tische gedeckt, und das Wasser für die Hände wurde herumgereicht, als drei Schwarzkünstler in Pilgertracht kamen, sie begrüßten den Kaiser, und er fragte sie: »Wer ist der Meister von euch dreien?« Da trat einer vor und sagte: »Herr, das bin ich.« Und der Kaiser bat ihn um eine kleine Probe ihrer Kunst. Und sie sprachen ihre Beschwörungen und brauchten ihre Zauber: Das Wetter begann sich zu trüben, mit einem Male ging ein Regen nieder, es donnerte und blitzte, und dann brach ein Hagel herein mit Schloßen wie aus Stahl. Und die Ritter begannen in die Gemächer zu entfliehen, der eine dorthin, der andere dahin. Und das Wetter klärte sich wieder, und die Meister heischten Urlaub und baten um einen Geleitsmann. Der Kaiser sagte: »Wählt ihn euch«, und sie wählten den Grafen von San Bonifacio, der dem Kaiser zunächst stand, und sie sagten: »Herr, befehlet ihm, uns gegen unsere Feinde zu helfen.« Und der Kaiser befahl ihm dies und redete ihm zu.

Der Graf machte sich mit den drei Meistern auf den Weg, und sie führten ihn in eine schöne Stadt. Und sie stellten ihm hochgeborene Ritter vor und sagten zu ihm: »Diese sind da, um dir zu gehorchen«, und sie versahen ihn mit einem schönen Renner und prächtigen Waffen. Und die Feinde kamen zum Kampfe, und der Graf vernichtete sie und befreite das Land. Dann schlug er noch drei Feldschlachten, die man ihm auftrug, und unterwarf sich das Reich. Und die Meister gaben ihm ein Weib, und er zeugte mit ihr mehrere Kinder, und er hatte schon eine lange Zeit die Herrschaft inne, als die Meister von ihm gingen.

Und als sie endlich wiederkamen, war er ein Greis geworden, und sein ältester Sohn hatte die Vierzig hinter sich. Und sie sagten zu ihm, sie wollten mit ihm den Kaiser und den Hof besuchen. Und der Graf antwortete: »Die

Digitized by Google

Kaiſerwürde hat wohl ſchon mehrere Male gewechſelt, und die Leute werden jetzt ganz andere ſein, warum ſollte ich zurückkehren?« Und die Meiſter ſagten: »Wir wollen dich auf jeden Fall hinführen.«

Die Reiſe dauerte eine lange Zeit, und endlich kamen ſie bei Hofe an, und ſofort gingen ſie zu dem Kaiſer und ſeinen Baronen: und noch immer wurde das Waſſer herumgereicht, das man herumgereicht hatte, als der Graf mit den Schwarzkünſtlern aufgebrochen war. Und der Kaiſer fragte den Grafen, warum er zurückkomme, und der erzählte ihm ſeine Geſchichte, und zum Schluſſe ſagte er: »Ich habe ein Weib, und meine Kinder ſind vierzig Jahre alt. Und drei Feldſchlachten habe ich geſchlagen. Die Welt hat ſich gänzlich zurückgedreht, wie geht das nur zu?« Und der Kaiſer hieß ihn, ſeine Geſchichte auch den Baronen und Rittern zu erzählen, und allgemein war das Vergnügen und die Verwunderung.

Digitized by Google

66.

DER GLAUBE VERSETZT BERGE.

ES WAR EINMAL EIN SCHUSTER, DER NAHM DAS Gebot des Evangeliums »Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es weg von dir«[1] buchstäblich, und als er einmal ein Weib mit einem Auge angesehen und daran Ärgernis genommen hatte, riß er es sich aus.

Später geschah es einmal, daß der König der Sarazenen, der einen Anlaß gegen die Christen suchte, auf fremden Rat zu ihnen sagte: »In euerm Evangelium steht geschrieben, wenn einer einen Glauben wie ein Senfkorn habe, so könne er zu diesem Berge sagen, er möge sich heben, und es werde so geschehen[2], erfüllt dies nicht einer von euch Christen, so sollt ihr allesamt an Leib und Leben gestraft werden.« Und der Patriarch von Alexandrien rief die Geistlichkeit und das Volk zusammen und fragte zu often Malen, ob sich einer erbötig mache, dies zu vollbringen. Da waren alle schier verzweifelt, jener Schuster aber sagte, er habe Vertrauen auf Gott, daß er dieses Werk verrichten werde.

An dem festgesetzten Tage kam eine große Menge Sarazenen sowohl wie auch Christen zusammen, und der König bestand auf seinem Befehle, und der Schuster ging allein an den Fuß des Berges. Und er begann zu beten, und der Berg erhob sich und bewegte sich in den Lüften auf die Stadt zu. Und die Heiden baten die Christen, sie sollten den Berg zum Stillstande bringen, auf daß er nicht die Stadt erdrücke. Und auf das Gebet der Gläubigen legte sich der Berg zwischen zwei andere Berge.

---

[1] *Matth., 18, 9 (s. auch 5, 29 und Mark., 9, 46).*
[2] *Matth., 17, 19 (s. auch Luk., 17, 6).*

Digitized by Google

Digitized by Google

ZUR
GESCHICHTE UND VERBREITUNG
DER MÄRCHEN

Digitized by Google

HÄUFIG VORKOMMENDE ABKÜRZUNGEN

Bolte-Polívka = *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm,* neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polívka, 1913 f.

CatofRom = *Catalogue of Romances in the Departement of Manuscripts in the British Museum.* Vol. I, 1883 and Vol. II, 1893 by H. L. D. Ward, Vol. III, 1910 by J. A. Herbert.

Chauvin = *Bibliographie des ouvrages arabes ou relatifs aux arabes..* par Victor Chauvin, Liège, 1892 f.

Hilka, *Compilatio* = *Neue Beiträge zur Erzählungsliteratur des Mittelalters (die Compilatio Singularis Exemplorum der Hs. Tours 468, ergänzt durch eine Schwesterhandschrift Bern 679)* von Dr. Alfons Hilka = Sonderabdruck aus dem 90. Jahresbericht d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur.

Köhler = *Kleinere Schriften* von Reinhold Köhler, hg. von Johannes Bolte, 1898 f.

RTP = *Revue des traditions populaires.*

ZDMG = *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.*

ZVV = *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.*

Digitized by Google

ZUR GESCHICHTE UND VERBREITUNG DER MÄRCHEN

1. Die Frau im Schrein. Nach einer Novelle Giov. Sercambis ⟨*Novelle inedite* per cura di R. Renier, Torino, 1889, 294 f., Nr. 84⟩; vgl. dazu Köhler II, 1900, 625.

Das Märchen ist die erste europäische, nicht viel später als 1374 niedergeschriebene Parallele zu der allgemein bekannten Rahmenerzählung von *Tausendundeiner Nacht* ⟨und der *Hundert Nächte*⟩, die zweite, von ihr völlig unabhängige findet sich in dem 28. Gesange von Ariostos *Orlando furioso* ⟨vgl. Pio Rajna, *Le fonti dell' Orlando furioso,* 2ª ed., Firenze, 1900, 437 f.⟩, auf dem die 8. Patraña in dem *Patrañuelo* von Juan de Timoneda ⟨*Novelistas anteriores á Cervantes* in der *Bibl. de aut. españ.*, Madrid, 1850, 141 f.⟩, eine Erzählung in dem Andern Theil der *Geschichte Philanders von Sittewald* von H. M. Moscherosch ⟨hg. von Bobertag, 220 f.⟩ und die Versnovelle La Fontaines *Joconde* beruhen. Daß das berühmte Märchen von König Schehrijār und König Schahzamān, das Anatole France in der *Rôtisserie de la reine Pédauque* ⟨1893⟩ als eine »jüngst erst von M. Galland in Europa verbreitete arabische Sage« seinem Abbé Coignard in den Mund legt, indischen Ursprungs ist, hat schon A. W. Schlegel geahnt, den durchaus schlüssigen, durchwegs lückenlosen Beweis hat erst Emm. Cosquin in der Abhandlung *Le Prologue-cadre des Mille et une nuits, les légendes perses et le livre d'Esther,* Paris, 1909 ⟨Separatabdruck aus der *Revue biblique internationale*⟩ erbracht. Den Schlußstein oder, wenn man will, die Grundlage für Cosquins Gebäude bildete eine Erzählung des zum Tokioter *Tripiṭaka* gehörigen *Kieu tsa pi jü king,* das der im Jahre 280 nach Christus verstorbene Seng-huei aus dem Sanskrit ins Chinesische übertragen hat, diese Erzählung hatte Édouard Chavannes als 19. der *Fables et contes de l'Inde* in den *Actes du XIVe congrès international des orientalistes,* Paris, 1906, p. I, sect. 5, 127 f. veröffentlicht, nicht ohne auf das arabische Märchen usw. hinzuweisen und beizufügen: L'origine hindoue de ce conte n'avait pu jusqu'ici être établi avec certitude. Der Inhalt der indisch-chinesischen Geschichte ist, von Nebensächlichem abgesehen, der:

> Ein wegen seiner Schönheit zum Könige berufener junger Mann sieht vor seiner Abreise, wie sich seine Frau einem Fremden hingibt, der Kummer darüber nimmt ihm die Schönheit. Bei Hofe angelangt, wird er im Stalle untergebracht, da wird er Zeuge, wie die Hauptgemahlin des Königs zu einem Pferdeknecht schleicht, und er wird wieder froh, da er sich sagt: »Wenn die Gattin des Königs so handelt, um wieviel mehr Recht hat meine Frau!« Dann erklärt er dem Könige, wie er seinen Gleichmut und seine Schönheit verloren und wiedergefunden hat, beide verlassen die Welt.

Wie man sieht, ist dies nur eine Parallele zu dem Eingang der Rahmenerzählung von *1001 Nacht* und unsers Märchens, zu dem zweiten Teile, der auch mit der Fassung Arioſts wenig mehr gemein hat, bezieht sich Cosquin zuerst auf zwei Stücke in Somadevas *Kathā-saritsāgara* und auf eine Geschichte in dem auf der indischen *Śukasaptati* beruhenden persischen *Tutinameh* Mohammed Kadiris, dann aber auf das *Samugga-Dschātaka,* die 436. von des Buddhas Wiedergeburtgeschichten ⟨Dutoit, *Jātakam,* 1908 f., III, 584 f., E. und H. Lüders, *Buddhistische Märchen,* 1921, 206 f.⟩. Auch zu diesem aber, wenigstens zu dem

Digitized by Google

Hauptzuge, findet ſich, was Cosquin freilich noch nicht wiſſen konnte, eine Parallele unter den durch Seng-huei erhalten gebliebenen indiſchen Geſchichten, mitgeteilt hat ſie Chavannes in den *Cinq cents contes et apologues extraits du Tripiṭaka chinois,* Paris, 1910f., I, 377f., Nr. 109 (die früher erwähnte iſt ebendort, 374f. als Nr. 107 wiederholt):

Aus Verdruß über das ſchamloſe Benehmen ſeiner Stiefmutter verläßt ein Königsſohn das väterliche Reich und geht ins Gebirge. Er ſteigt auf einen Baum, an deſſen Fuße eine Quelle iſt. Ein Brahman kommt, nimmt ein Bad und ißt, hierauf bringt er aus ſeinem Leibe durch den Mund einen Topf hervor, in dem ſich eine Frau befindet, und vereinigt ſich mit ihr. Dann ſchläft er ein. Nun holt ebenſo die Frau einen Topf aus ihrem Leibe, dem entſteigt ein junger Mann, und ſie gibt ſich ihm hin. Nachher verſchluckt ſie ihren Topf mit ihrem Liebhaber, der Brahman ſteckt ſie in den ſeinigen, verſchluckt dieſen und geht. Der Prinz kehrt in die Heimat zurück und veranlaßt ſeinen Vater, den Brahmanen einzuladen, dieſem werden Speiſen für drei Perſonen vorgeſetzt. Verwundert ſagt er, er ſei doch allein, muß aber die Frau hervorbringen und dieſe wieder den Jüngling. Den Schluß bildet die Mahnung des Prinzen an den König, ſeine Gattinnen in allem gewähren zu laſſen, weil ihre Üppigkeit ja doch nicht zu unterdrücken ſei.

Sehr bemerkenswert iſt, nicht nur wegen der Wiederkehr eines besondern Zuges aus der eben mitgeteilten Geſchichte, ſondern auch wegen ihrer ätiologiſchen Tendenz, eine Erzählung der zu Anfang des 11. Jahrhunderts n. Chr. verfaßten *Dharmaparīkṣā* des Dschaina-Mönchs Amitagati:

Der Asket Maṇḍapakauśika vertraut seine Tochter Chāyā (d. i. Schatten) der Obhut des Todesgottes Yama an. Zwiſchen den zweien entſpinnt ſich ein Liebesverhältnis, Yama trägt die Geliebte fortan in ſeinem Leibe, und dieſen verläßt ſie nur, wenn er eine gewiſſe Zeremonie vollzieht. Dem Feuergotte Agni gelingt es, Chāyā zu verführen, ſie nimmt ihn in ihren Leib und wird ſodann von Yama verſchluckt. Durch Agnis Verſchwinden gerät die Welt in arge Not: die Menſchen können nicht mehr kochen, und die Götter entbehren der Opfer. Der Windgott Vāyu ſucht auf Indras Befehl den Vermißten, ſchließlich gibt er allen Göttern ein Mahl, und dabei erhält Yama, wie in der Erzählung Seng-hueis, dreifache Speise (und drei Stühle). Auf ſeine verwunderte Frage erfährt er, Chāyā ſei ſchuld. Nun befreit er ſie, und ſie befreit Agni, dieſer flieht vor dem ihn bedrohenden Gotte des Todes. Seither hält ſich Agni verborgen, und um ihn hervorzurufen, bedarf es ſtets einer Anſtrengung (Feuerreiben, Feuerſchlagen).

Nach Nic. Moronow, *Die Dharmaparīkṣā des Amitagati,* 1903 (Diſſ.), 32 findet ſich diese dort im Auszuge mitgeteilte Legende auch in dem *Dhūrtākhyāna* Haribhadras.

Eine weitere Parallele zu dem Zuge von dem in die (dem Manne einverleibte) Frau einverleibten Jüngling enthält die 164. Erzählung von Hēmavijayas *Kathāratnākara* (deutſch von Hertel, 1920, II, 140). Um einen Kaſten, in dem der Gehörnte nicht nur die Frau, ſondern auch deren Liebhaber mitträgt, handelt es ſich in dem 9. der 1869 von E. Prym und A. Socin in einem Dorfe des Antilibanons aufgezeichneten, 1915 von G. Bergſträßer herausgegebenen *Neuaramäiſchen Märchen,* 27f., dieſes iſt auch deshalb bemerkenswert, weil es einerſeits die zwei erſten Hauptmotive Sercambis uſw. enthält, nämlich die Untreue der Frau des Untertanen ſowohl als auch der des Königs und die gemeinſame Wanderung der Betrogenen, andererſeits noch einen Anklang zu der erſten der nach Seng-huei mitgeteilten Geſchichten bietet, an die Stelle der Schönheit jedoch, derentwegen der König den Fremden holen läßt, tritt die Fähigkeit, durch ſein Lachen alles zum Blühen zu bringen. Dieſer Zug erſcheint ſchon in einer auch zum erſten Hauptmotiv zu erwähnenden Erzählung der *Śukasaptati (Textus simplicior* 21f., Nr. 9, *T. ornatior* 63f., Nr. 17, *Marāṭhī-Überſetzung* 101f., Nr. 9), des türkiſchen *Tutinameh* (überſetzt von G. Roſen, 1858, II, 71f.) und des von Nechſchebi bearbeiteten perſiſchen *Tutinameh* (Pertſch in der *ZDMG,* XXI, 529f.).

Zu der von Cosquin, 13 mitgeteilten Geſchichte Somadevas iſt auf ihr Gegenſtück bei Kṣemendra zu verweiſen (*ZVV,* XIX, 88): hier verlangt die Frau von jedem Liebhaber

Digitized by Google

einen Ring und hat auf dieſe Weiſe ſchon ein volles Hundert zuſammengebracht, in *1001 Nacht* ſind es fünfundſiebzig (dazu vgl. Herodot, V, 176, aber auch ein Exempel Jakobs von Vitry bei A. Weſſelski, *Mönchslatein,* 1909, 19 und 203, Nr. 12 und *Catof Rom,* III, 20, Nr. 168).

Merkwürdig früh, noch vor Sercambi, findet ſich in der deutſchen Literatur ein Beleg für das Einwandern des Motivs der in einer Truhe mitgeführten Gattin[1]), nämlich in dem Gedichte *Das weip in der kiſte* von Heinrich Frauenlob (1250—1318), ſ. Bolte in der *ZVV,* XV, 229.

Anſonſten vgl. man Chauvin, V, 188-191, VIII, 59 und W. A. Clouston, *The Book, of Sindibād,* 1884, 225 f. und zu der Mißhandlung der Ehebrecherin durch ihren gemeinen Liebhaber Bolte in dem Neudruck von Wetzel, *Die Reise der Söhne Giaffers,* 1895, 217 und Hertel, *Jinakīrtis „Geſchichte von Pāla und Gōpāla",* 1917, 84 n.

2. Ritter- und Frauentreue. Nach der Handſchrift Ii. 6. 11 der Univerſitäts-bibliothek in Cambridge, in dieſem Teile abgedruckt von Alf. Hilka und W. Söderhjelm in ihrer Ausgabe von Petri Alfonsi *Disciplina clericalis,* Helſingfors, 1911, I, 68 f.

Da die Handſchrift aus dem 13. Jahrhundert ſtammt, ſo mag dieſe Geſchichte etwa gleichzeitig, keinesfalls aber viel ſpäter als das lateiniſche Gedicht *Miles gloriosus* entſtanden ſein, das als die älteſte Faſſung dieſes ſo oft bearbeiteten Stoffes gilt, über ſein Vorkommen in der Kunſt- und in der Volksliteratur ſind außer einem Eſſay der beiden Herausgeber in den Helſingforſer *Neuphilologiſchen Mitteilungen,* 1913 hauptſächlich J. Boltes Noten zu dem Aufſatze P. Toldos in der *ZVV,* XV, 60-70 zu vergleichen. Bei Straparolas Novelle wäre noch auf F. W. D. Brie, *Eulenſpiegel in England,* 1903, 118, bei der Novelle Donis auf die Noten in Petragliones Ausgabe, *Le Novelle di A. F. Doni,* Bergamo, 1907, 201 zu verweiſen, vgl. weiter L. Frobenius, *Atlantis,* I, 1921, 149 f.

Zu den Noten Boltes über den plötzlichen Übergang der Tatſachenerzählung in die Erzählung von einem Traume (l. c. 69) ein paar Nachträge: Das Ariſtophaniſche »Und da wachte ich auf« kehrt in den Schlußworten von Ciceros *Somnium Scipionis* wieder: »Ille discessit, ego somno solutus sum.« Der ebenſo ſchließende Schwank von der Frau, die nur mit Nein zu antworten hat, iſt in den *Récréations françoises* nur ein Abdruck aus der zuerſt 1644 erſchienenen *Élite des Contes* des Sieur d'Ouville (ed. Brunet, Paris, 1883, I, 24 f.), auf D'Ouville beruht auch die Faſſung in der *Arcadia in Brenta* von Giovanni Sagredo (1. Ausg. 1667), Bologna, 1693, 145 f. (vgl. Giamb. Marcheſi, *Per la storia della novella italiana,* Roma, 1897, 88). Eine ſündige Frau, die das Geſtändnis ihres Fehltritts, als ſie die Anweſenheit ihres Mannes merkt, mit den Worten: »Und da erwachte ich« beſchließt, begegnet in einer Erzählung der *Suvāhahuttarikathā,* einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts abgefaßten

[1]) Der Gedanke, daß man eines Weibes nicht ſicher wäre, ſelbſt wenn man ſie im eignen Leib verwahrte, kehrt auch — ohne Erzählung — in dem 62. und dem 145. Dſchātaka wieder (Dutoit, I, 263 und 536), eine groteske Form hat er, um einen zeitlich und räumlich großen Sprung zu tun, in dem *Recueil des Dames* des Seigneurs de Branthôme gefunden, wo ein Volkslied aus der Zeit Franz I. von Frankreich erwähnt wird (*Oeuvres complètes,* Paris, 1858 f., XI, 150):

Qui voudroit garder une femme
n'aille du tout à l'abandon.
Il faudroit la fermer dans une pipe
et en jouir par le bondon.

Ähnlich ſagt La Mothe le Vayer, *Hexaméron rustique,* Cologne, 1571, 102: La morale se prend de la pensée d'Esope, qui fait dire à un bon homme porteur de deux jeunes filles, qu'il n'eust pas voulu répondre du pucelage de celle qui étoit derriere luy.

Digitized by Google

Radſchaſthāni-Überſetzung eines ſonſt unbekannten Sanskrittextes der *Śukasaptati*, die Joh. Hertel in ſeinen *Indiſchen Märchen*, 1921, 322f. mitgeteilt hat. Eine Parallele zu der von Bolte angezogenen Geſchichte der andern *Śukasaptati*-Texte ſteht im *Kathāratnākara*, I, 21f.

Zu dem Schluſſe unſers Märchens, daß der durch das Mittel eines unterirdiſchen Ganges getäuſchte Gatte ſeine Frau ihrem Liebhaber vermählt, vgl. Boltes Noten zu der *Reiſe der Söhne Giaffers*, 218f., Köhler, I, 393f. und III, 162, Chauvin, V, 212f., VIII, 95f. und 193, Bolte-Polívka, I, 46 n., Clouston, *The Book of Sindibād*, 343f., Killis Campbell zu ſeiner Neuausgabe der *Seven Sages of Rome*, 1907, CIXf., A. Hilka, *Historia septem Sapientum*, I, 1912, XIXf., Arthur Chriſtenſen, *Contes persans en langue populaire*, Kopenhagen, 1918, 115f. zu 111 und Paul Herrmann, *Die Heldenſagen des Saxo Grammaticus*, 1922, 338.

Im Anſchluſſe an ein Märchen, dem wir bei dem nächſten Stücke unſerer Sammlung begegnen werden, findet ſich eine Parallele zu dieſem bei Frobenius, *Atlantis*, I, 137f., hier endigt die Geſchichte mit dem Tode der Ungetreuen, und dies erfolgt auch bei J. Hinton Knowles, *Folk-Tales of Kashmir*, London, 1893, 227f. ⟨deutſch bei G. Jungbauer, *Märchen aus Turkeſtan und Tibet*, 1923, 210f.⟩. Merkwürdigerweiſe nirgends zitiert iſt das zu den andern europäiſchen Verſionen ſtimmende Märchen *Traum um Traum* bei Eduard von Bülow, *Jahrbuch der Novellen und Erzählungen*, 1840, 177-221.

3. Die verſchenkten Lebensjahre. Nach der Verserzählung bei A. v. Keller, *Erzählungen aus altdeutſchen Handſchriften*, 1855, 372f. mit Bedachtnahme auf die von Bolte in der *ZVV*, XIII, 149f. mitgeteilten Abweichungen einer Wiesbadener Handſchrift.

Das aus dem 14. Jahrhundert ſtammende Märchen gehört zu dem von Gaſton Paris in der *ZVV*, XIII, 1-24, 129-160 ausführlich unterſuchten Erzählungskreiſe, der von Bolte-Polívka, I, 129f. ſelbſtverſtändlich zu dem Märchen *Die drei Schlangenblätter* geſtellt wird.

Als älteſte erhaltene Form der Erzählung betrachtet G. Paris die Faſſung im 193. Dschātaka ⟨Dutoit, II, 136f.⟩:

> Sieben von ihrem Vater vertriebene Königsſöhne kommen in eine Wildnis. Aus Nahrungsmangel töten nacheinander ſechs von ihnen ihre Frauen. Der ſiebente und älteſte legt ſamt ſeiner Frau ſtets die Hälfte des erhaltenen Fleiſchanteils zurück, und damit befriedigt er die Brüder auch am ſiebenten Tage. Dann entflieht er mit ſeiner Frau, und als ſie Durſt leidet, läßt er ſie von ſeinem Blute trinken. Schließlich bauen ſie ſich an der Ganga eine Einſiedelei. Später nimmt er aus Mitleid einen durchaus verſtümmelten Räuber auf, in dieſen verliebt ſich die Frau und treibt Unzucht mit ihm. Um ſich des Gatten zu entledigen, gibt ſie ein Opfer vor, das ſie auf einem Berge darbringen wolle, und dabei ſtößt ſie ihn hinab. Er wird, da er an einer Baumkrone hängen geblieben iſt, gerettet, er kehrt heim und übernimmt das väterliche Reich in Benares. Die Frau wandert inzwiſchen, den Verſtümmelten auf dem Rücken tragend, herum und erzählt, er ſei ihr Vetter und Gatte. Allenthalben reich beſchenkt, begibt ſie ſich ſchließlich, nachdem ſie ihren Geliebten in einen Korb getan und ſich dieſen aufs Haupt geſetzt hat, nach Benares, um von der allgemein gerühmten Freigebigkeit des jungen Königs Nutzen zu ziehen. Es folgt Überführung und Landesverweiſung.

M. Winternitz *(Geſchichte der indiſchen Literatur*, 1909f., II, 104⟩ vergleicht dazu die 12. Erzählung in der Sammlung von Chavannes, die aus dem wieder von Seng-huei überſetzten *Lieu tu tsi king* ſtammt ⟨I, 49f.⟩, hier aber hat die Frau keine beſondere Dankesſchuld an ihren Gatten, und die Parallele erſtreckt ſich nur auf den mit dem Auftreten des verſtümmelten Verbrechers beginnenden Schlußteil. Ein beſſeres Gegenſtück bietet die 31. Erzählung bei Chavannes, die derſelben Quelle entſtammt ⟨I, 111f.⟩:

Digitized by Google

Hier handelt es sich allerdings nur um drei Brüder, deren jüngster sich seine Frau zu töten weigert. Diese verliebt sich nach jahrelangem Leben im Gebirge in einen dort hausenden Lahmen und bricht mit ihm die Ehe. Unter dem Vorwande, ihrem Gatten bei seiner Arbeit helfen zu wollen, begleitet sie ihn, dann stößt sie ihn von einem Berge hinab. Durch einen Gott gerettet, gelangt er zu Kaufleuten, und schließlich wird er, da er gerade zu der Zeit einer Königswahl in einem Reiche eintrifft, König. Schließlich kommt seine Frau, den Lahmen wie ein Kind tragend und darob allgemein bewundert, in seine Stadt. Es folgt Überführung und Landesverweisung.

In der Fassung im tibetanischen *Kandschur* (Schiefner-Ralston, *Tibetan Tales,* London, 1906, 291f., Nr. 21),

wo der wackere Prinz der jüngste von vier Brüdern ist und es sich wieder um einen von dem Flusse getriebenen Verstümmelten handelt, bittet die Ehebrecherin, die sich krank stellt, ihren Gatten, ihr eine auf dem Grunde einer Schlucht wachsende Wolfsmilchpflanze, die ihr Heilung bringen werde, heraufzuholen, dann läßt sie das Seil los, an das er sich gebunden hat, so daß er ins Wasser stürzt. Königswahl, Ankunft der Frau, Überführung, Landesverweisung.

Einige Berührungspunkte mit dieser Version hat eine Erzählung des 472 n. Chr. ins Chinesische übertragenen *Tsa pao tsang king,* die Chavannes leider nur im Auszuge mitteilt (III, 21f.):

Zwei Brüder, der ältere tötet seine Frau nicht. Verstümmelter aus Mitleid aufgenommen. Gatte soll von einem über eine Schlucht hängenden Baume Blüten pflücken, sie zieht an dem Seil, das er sich um den Leib geschlungen hat, so daß er das Gleichgewicht verliert und in den Bergstrom stürzt. Gatte wird König, Ankunft der Frau, Verzeihung.

G. Paris geht nach der Besprechung dieser Märchengruppe, deren indisch-chinesische Varianten er freilich nicht kennen konnte, zu einem einzelnen Märchen über, wo die Aufopferung des Mannes dadurch geschieht, daß er der vor Durst verschmachtenden Frau (anstatt seines Blutes) die Hälfte seines noch guthabenden Lebens gibt. Als dritte Gruppe sammelt Paris die Erzählungen, die die Abgabe der Lebensjahre auf einer Reise geschehen lassen, auf der der Gatte den Leichnam der Frau mitführt — hierher gehört neben einem (angeblich!) im 7. oder 8. Jahrhundert aufgezeichneten arabischen Märchen (Chauvin, VIII, 119) u. a. auch unsere Version —, als vierte (und fünfte) Gruppe stellen sich die Erzählungen dar, wo sich der überlebende Eheteil verpflichtet, das Grab des Verstorbenen nicht mehr zu verlassen, und wo es stets Jesus ist, der nach dem Geschenk der Lebensjahre die Gattin wiedererweckt — hier sind noch zu nennen ein Märchen bei T. J. Bezemer, *Volksdichtung aus Indonesien,* Haag, 1904, 83, abgedruckt bei P. Hambruch, *Malaiische Märchen,* 1922, 24, ferner eines bei Ch. Swynnerton, *Romantic Tales from the Panjāb with Indian Nigths' Entertainment,* London, 1908, 336f., das Jesus durch einen Fakir ersetzt, aber auch das 106. Stück des *Kathāratnākara* (II, 10f.), wo als Totenerwecker ein Vidyādhara auftritt, so daß die Behauptung, diese Gruppe sei der mohammedanischen Welt eigentümlich, unrichtig ist —, und die letzte Gruppe bildet das Grimmsche Märchen Nr. 16, das die Belebung der Frau, deren Gatte mit ihr in das Grabgewölbe eingeschlossen ist, durch drei »Schlangenblätter« erfolgen läßt, samt seinen in vielem abweichenden, durchwegs europäischen Varianten. Hier ist bisher ein sizilianisches Märchen übersehen worden, das bei G. Pitrè, *Fiabe, novelle e racconti siciliani,* Palermo, 1875, IV, 5f. steht:

Der überlebende Gatte, der Sohn eines Königs von Sizilien, läßt sich, seinem Versprechen gemäß, auf drei Tage zu seiner toten Gattin in die Gruft einschließen. Eine Schlange überfällt den Leichnam, er erschießt sie, ihre Jungen kommen mit einem Kraute und beleben sie, er nimmt das Kraut, tut desgleichen mit seiner Frau, und die sagt: »Ach, wie lang habe ich geschlafen!« Nach einiger Zeit begibt sich das Paar nach Paris, und von dort reist der junge Mann ab, um Kauffahrtei zu treiben, während seiner Abwesenheit läßt sich die

Digitized by Google

Frau von einem Hauptmann entführen. Als der Heimgekehrte sie nicht vorfindet, geht er nach Neapel und wird Soldat. Bei einem Hoffeste, das sich auch die Soldaten ansehen, erkennt ihn seine Frau, so wie er sie, und ihr Geliebter, unter dem er dient, läßt ihm, um ihn zu verderben, durch den Koch ein silbernes Besteck in die Tasche stecken. Der Unschuldige wird zum Tode durch Erschießen verurteilt, ein befreundeter Soldat, dem er sich anvertraut hat, erweckt ihn mit dem Schlangenkraut.

Dieses benützt er auch, um in einem andern Lande die Tochter des Königs zum Leben zu erwecken, ihre ihm angebotene Hand lehnt er ab, erbittet sich aber die Ernennung zum Generalissimus. Bei dem Feste, das nun angestellt wird, sieht er jenen Hauptmann. Er wendet dieselbe Tücke an wie dieser, indem er ihm einen silbernen Löffel in die Tasche stecken läßt usw. Der Hauptmann und die Treulose werden in Pechhemden gesteckt und verbrannt.

Dieser Version, die aus Casteltermini stammt, fügt Pitrè noch eine aus Ciancina an:

Die Frau, die der Gatte in ihrem Grabe beweint, wird in der dritten Nacht, ohne sein Hinzutun, durch ein von einer Schlange gebrachtes Blumenbüschel belebt. Das Paar entfernt sich, und auf dem Wege schläft der Mann in dem Schoße der Gattin ein, diese entflieht mit einem Hauptmann, der von ungefähr dort vorbeigekommen ist. Der Hauptmann tötet ihn später, aber sein Gevatter erweckt ihn mit dem Blumenbüschel. Mit diesem belebt er dann die Frau des Generalstatthalters in Palermo und die Tochter des Königs in Neapel, dafür wird er Vizekönig. Er kehrt zurück und läßt das ehebrecherische Paar auf einem Scheiterhaufen verbrennen.

Die beiden Fassungen, die aus Casteltermini, mit der das 3. der *Rumänischen Volksmärchen* von Pauline Schullerus, Hermannstadt, 1907, 10 f. zu vergleichen wäre, und die aus Ciancina stimmen im allgemeinen zu den andern europäischen Versionen, bemerkenswert aber ist in der zweiten, daß die Untreue der Frau beginnt, während er in ihrem Schoße liegt. Dieser Zug, der mit dem Motive der Reise zusammenhängt, begegnet häufig in der dritten und der vierten Gruppe. Daß aber auch Motive aus der ersten Gruppe, die sonst nur in Indien belegt ist, nach Europa oder zumindest nach Sizilien gedrungen sind, beweist ein andres Märchen, das sich ebenfalls bei Pitrè (II, 137) findet, auch dieses ist bisher unbeachtet geblieben. Sein Inhalt ist so:

Ein König von Bayern befiehlt seinen sieben Söhnen, bei Strafe der Verbannung, ihre Frauen zu töten, der jüngste, Beppino, tut das nicht, sondern entflieht mit seiner heißgeliebten Frau. Er überwindet vierundzwanzig Räuber und bezieht deren Schloß. Ein Räuber aber ist am Leben geblieben, ihn pflegt die Frau, heilt ihn und will ihn dann zum Gatten nehmen. Sie stellt sich krank und verlangt das Wasser von Roccarimera (?). Beppino geht, um es zu holen. Eine verzauberte Prinzessin sagt ihm, daß ihn, wenn er das Wasser seiner Gattin reiche, der Räuber töten werde, er solle sich erbitten, daß man seinen Leichnam seinem Pferde an den Schwanz binde, dieses werde ihn zu ihr schleifen, und sie werde ihn zum Leben erwecken.

Alles geht so vor sich. Nach einem Kriege mit dem Vater der Prinzessin wird Beppino Kaiser. Er trifft seine frühere Frau mit ihrem Buhlen, diesen tötet er, während er sie blendet. Dann kehrt er mit der Prinzessin nach Bayern zurück.

Diese Erzählung stammt, wie die erste der zwei eben mitgeteilten, aus Casteltermini! Dort kreuzen sich also die nach G. Paris in stetiger Veränderung aus Indien über Arabien nach Europa gelangten Überlieferungen mit einer Überlieferung, deren Weg keine Spuren begleiten [1] und die die ältesten Züge bewahrt hat. Schon diese Feststellung würde eine neue Untersuchung des Märchens erheischen, für diese sprechen aber noch andere Umstände.

Sehr merkwürdig ist nämlich ein kabylisches Märchen, das sich, obwohl hierher gehörig, doch in keine der bisher erörterten Gruppen einreihen läßt (Frobenius, II, 133 f.), nach Hinweglassung alles Nebensächlichen erhält man folgendes Schema:

[1] Eine Parallele hat dieses Märchen in einer kabylischen Geschichte, die R. Basset (*Contes populaires berbères*, Paris 1887, 216) nach Hanoteau, *Essai de grammaire kabyle* mitteilt, statt des Auftrags des Vaters an seine sieben Söhne, ihre Frauen zu töten, handelt es sich hier um die Aufforderung der Mutter an ihren Sohn, seine Frau zu verstoßen.

Digitized by Google

Ein Burſch findet, als er nach längerer Abweſenheit in die Heimat zurückkommt, ſeine Braut tot und begraben, er legt ſich zu ihr ins Grab. Es erſcheint der »Richtengel« Asrain, verwundert kehrt er zu Gott zurück, und dieſer beſchließt die Wiedererweckung der Toten, wenn ihr der Burſch von ſeinen noch ausſtändigen Lebensjahren die Hälfte abtrete. Lachend willigt der Burſch ein, und das Mädchen wird lebendig. Sie bauen ſich im Walde ein Haus, um dort die zwanzig Jahre, die ſie noch zu leben haben, zu verbringen. Sooft der Burſch das Haus verläßt, ſperrt er die ſieben Türen ab. Gelegentlich ſieht der Häuptling des Nachbardorfes die junge Frau am Fenſter, es folgt die mit der Entführung durch den unterirdiſchen Gang ſchließende Intrige ⟨ſ. die Note zu unſerm 2. Märchen, im letzten Abſatz, auch die ſieben Türen ſind eine Reminiſzenz⟩. Nach vierzig Tagen einſamen Weilens in ſeinem Hauſe verdingt ſich der Burſch bei dem Häuptling als Knecht. Die Mutter des Häuptlings verliebt ſich in ihn, er weigert ſich ihr, da es der Sohn merken könnte. Die Mutter will dieſen durch einen vergifteten Brei töten, aber der Burſch ſchlägt ihm den Löffel aus der Hand, läßt ihn von dem Brei dem Hunde geben, und dieſer verendet auf der Stelle. Nachdem er ſolchermaßen dem Häuptling dargetan hat, daß er ihm nichts nachträgt, verlangt er ſeine Gattin zurück, er erhält ſie, und nun fordert er von ihr die zwanzig Jahre. Dann verbrennt er ſie und des Häuptlings Mutter.

Mit dieſer Erzählung iſt, beſſer noch als in den von G. Polívka in der *ZVV*, XIII, 410f. mitgeteilten ſlawiſchen Märchen, die Verbindung zu einem Komplex hergeſtellt, den F. Liebrecht unter dem Titel *Die Toten von Luſtnau* unterſucht hat (*Zur Volkskunde*, 1879, 54f.), beſonders zu jener Gruppe, wo der Beſitz der zu neuem Leben Erſtandenen beſtritten wird ⟨vgl. auch Bolte, *ZVV*, XX, 353f., XXI, 282f. und XXXII, 127f.⟩, auch dieſer Komplex [1]) wird bei einer neuen Unterſuchung einbezogen werden müſſen. Die Faſſung bei Frobenius weiſt aber auch, durch einen in ihr nebenſächlich erſcheinenden Zug, auf eine andere, viele Glieder zählende Märchenreihe hin, wo die undankbare Gattin durch die undankbare Mutter ⟨oder Schweſter⟩ erſetzt wird, ein treffliches Beiſpiel bietet wieder Frobenius ⟨II, 71f.⟩:

Ein Mann befiehlt den ſieben Söhnen, die er von ſieben Frauen hat, ſie ſollten jeder die eigene Mutter töten, alle tun es, nur der jüngſte geht mit ſeiner Mutter in die Fremde. Er überwindet ſieben Unholde und richtet ſich in ihrem Hauſe ein. Einen von den ſieben, der nur verwundet iſt, pflegt und heilt die Mutter und will ihn dann zum Gatten nehmen. Sie verrät den Sohn uſw., ſchließlich tötet er ſie.

Eine reichliche Parallelenſammlung zu dieſen Märchen findet ſich bei Bolte-Polívka, I, 551f., III, 2n.

*

Nun zu den einzelnen Motiven unſers Märchens.

Der Mann lebt mit der toten Frau wie mit einer Lebendigen, er »bietet ihr zu Tiſche und zu Bette Zucht«. G. Paris hat dies, wohl mit Recht, wörtlich genommen und auf ſeinen Aufſatz im *Journal des Savants*, Nov. und Déc. 1896, 637f., 718f. verwieſen, wo er die Sage von dem Ring der Faſtrada unterſucht hat, weitere Literatur bei Bolte-Polívka, I, 463. Überſehen iſt, auch von Kr. Nyrop, *Toves tryllering* ⟨*Fortids sagn og sange, I*⟩, Kopenhagen, 1907, die auf Josephus Flavius zurückgehende Sage von Herodes und Mariamne, über die man Literatur bei M. J. bin Gorion ⟨Micha Joſef Berdyczewski⟩, *Der Born Judas* ⟨1916f.⟩, I, 352 und 396 findet. Vgl. auch die kurdiſche Sage in der *ZVV*, XVI, 408.

Zu dem Verſchenken der Lebensjahre macht G. Paris auf das Märchen in Somadevas *Kathāsaritsāgara*, transl. by C. H. Tawney, Calcutta, 1880f., I, 97f. aufmerkſam, und zu dieſem hat Th. Benfey, *Pantſchatántra*, 1859, I, 436 nach dem *Viṣṇu-Purāṇa* die Sage von

[1]) Gehört hierher nicht auch die Geſchichte von Druſiana und Kallimachos der Johannes-Akten, in der die Schlange — wie es eben die Legende braucht — die entgegengeſetzte Rolle ſpielt? ſ. R. A. Lipſius, *Die apokryphen Apoſtelgeſchichten*, 1883f., I, 457f., E. Hennecke, *Neuteſtamentliche Apokryphen*, 2. Aufl. 1924, 181f., M. Rh. James, *The Apocryphical New Teſtament*, London, 1924, 242f.

Digitized by Google

Yayāti und Pūru ⟨*Mahābhārata*, I, 84, 85, bei Jacobi, 1903, 11f., Winternitz I, 322f., 453⟩ verglichen, dasselbe wie Somadeva aber erzählt von denselben Personen auch schon das *Mahābhārata*, I, 8-9 ⟨Jacobi, 4, Winternitz, I, 332f., übersetzt bei J. J. Meyer, *Das Weib im altindischen Epos*, 1915, 214f.⟩. Somadeva verwendet das Motiv noch einmal ⟨II. 493⟩, doch ist es hier ein Mädchen, das die Hälfte ihres Lebens dem Geliebten schenkt, der in einer frühern Existenz ihr Gatte war. Weiter tritt in einer der Vetāla-Erzählungen, die Kṣemendra in seine *Bṛhatkathāmañjarī* aufgenommen hat ⟨IX, 20, v. 975-1012⟩, ein Brahmane seiner von einer Schlange gebissenen Gattin die Hälfte seiner ihm noch zustehenden Lebenszeit ab — offenbar eine Reminiszenz an die zweite der soeben aus dem *Mahābhārata* zitierten Sagen —, und so kehrt die Geschichte auch in einer auf Kṣemendra beruhenden Prosahandschrift der *Vetālapañcaviṃśatikā* wieder ⟨deutsch von Heinrich Uhle, 1924, 176⟩, alle andern Versionen der *Vetālapañcaviṃśatikā*, auch die Somadevas, entbehren dieser auch bei Kṣemendra nicht wesentlichen Episode.

In der 14. Geschichte der von Aug. Bricteux aus einem Berliner Manuskript herausgegebenen *Contes persans*, Liège, 1910, 497f. ist es der Oheim des Bräutigams, der mit diesem und der gleichfalls toten Braut die ihm noch zustehenden neunzig Lebensjahre teilt ⟨in der Parallelerzählung bei bin Gorion, *Born Judas*, VI, 205f. fehlt dieser Zug⟩, in einem Volkslied von Trapezunt ⟨Bernh. Schmidt, *Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder*, 1877, 37⟩ ist es wieder die Braut, die die Hälfte ihres Lebens dem Bräutigam abtritt, dessen Eltern dieses Ansinnen abgelehnt haben ⟨vgl. dazu die von B. Chalatianz in der *ZVV*, XIX, 368f. mitgeteilte armenische Legende und die Erzählung des *Marzbān-nāmeh* in der *ZDMG*, LII, 380⟩.

Nennenswert ist auch vielleicht, obwohl ganz weit abstehend, eine rabbinische, aber auch von den Mohammedanern übernommene Tradition, wonach Adam siebzig Jahre seines Lebens an David verschenkt hat ⟨bin Gorion, *Die Sagen der Juden* [I], *Von der Urzeit*, 253, 257, 375 und 382; W. A. Clouston, *Flowers from a Persian Garden*, London, 1890, 193f.⟩, desgleichen die Fabel bei Babrius, rec. O. Crusius, 65f., Nr. 74 und in den *Fabulae Aesopicae*, rec. C. Halm, 86f., Nr. 173 und 173b: Roß, Rind und Hund beschenken den Menschen, der ihnen Obdach und Nahrung gibt, mit einem Teil ihrer Lebensjahre.

Eine parodistische Verarbeitung des Motivs bietet eine Schnurre bei Melchor de Santa Cruz, *Floresta española* ⟨1. Ausg. 1574⟩, Medina del Campo, 1598, 236b:

> Ein Schreiber pflegt zu seinem Herrn zu sagen: »Gott möge von meinen Tagen nehmen und sie zu denen von Ew. Gnaden fügen!« Als sie sich einmal im Schnee verirrt haben und kein Nachtquartier finden können, sagt er: »Das sind die Tage, die ich gemeint habe, daß sie mir Gott nehmen und zu denen von Ew. Gnaden fügen möge.«

Zu dem Ausrufe der Wiedererweckten: »Wie habe ich so lange geschlafen?« stehen reichliche Nachweise bei Köhler, I, 555f. Hier Ergänzungen geben zu wollen, wäre ein müßiges Beginnen, erwähnt seien nur nach Herm. Oldenbergs schönem posthumem Buche *Das Mahābhārata*, 1922, 65 die ersten Worte, die Sāvitris Gatte nach seiner durch sie bewirkten Rückkehr zum Leben spricht:

> Gar langen Schlaf hab ich getan. Warum hast du mich nicht geweckt?

und ihre Antwort:

> Gar langen Schlaf hast du getan in meinem Schoß, du hoher Mann.
> Gegangen ist der Hochheilge, der Tod, der Allbezwingende.
> Ausgeruht bist du, Glückselger, der Schlaf entwich, o Königssohn.

Digitized by Google

4. Frauenhut. Nach einem Predigtmärlein des 1240 verſtorbenen Jakob von Vitry ⟨*Die Exempla aus den Sermones feriales et communes,* hg. v. J. Greven, 1914, 42, Nr. 67; *Die Exempla,* hg. v. G. Frenken, 1914, 128f., Nr. 64⟩.

Die Literaturen aller Zeiten ſind, wie wir ſchon an mehrern Beiſpielen geſehen haben, von Schilderungen der ſtets vergeblich angewandten ungeheuern Bemühungen, das Weib zu hüten, ſo voll, daß es überflüſſig iſt, einen Ausſchnitt auch nur etwa aus jenen Erzählungen zu geben, wo der Gatte die Bewachung einem andern anvertraut; erfolgreich iſt z. B. in der Literatur Indiens, wenn man von dem Papagei in der *Śukasaptati* abſieht, nur der Ṛiśyaśṛṅga-Schüler Vipula im *Mahābhārata* ⟨XIII, 40-43⟩, der in den Leib der zu Hütenden eingeht: »Einzig ihm iſt je die Bewahrung einer Frau geglückt, kein andrer in den drei Welten iſt imſtande, ein Weib zu hüten.«

Das Exempel Jakobs von Vitry hat in der mittelalterlichen Märleinliteratur drei Parallelen: in dem in einer Pariſer Handſchrift vom Jahre 1322 erhaltenen *Promptuarium exemplorum* eines Unbekannten ⟨mitgeteilt von Karl Warnke in ſeiner Ausgabe der *Fabeln der Marie de France,* 1898, LXV⟩, in der in Handſchriften in Tours, Bern und Upsala erhaltenen *Compilatio singularis exemplorum* ⟨Tours, 158a⟩ und in der *Mensa philosophica,* l. IV, c. 23 ⟨Köln, 1508, 43a; Frankfurt, 1602, 341f.⟩. Wäre ſonach auf franzöſiſchen Urſprung zu ſchließen, ſo ſteht dem entgegen eine in Hildesheim lokaliſierte, in das Jahr 1132 verlegte Erzählung in den allerdings erſt 1514 abgeſchloſſenen *Annales Hirsaugienses* von Johannes Tritheim ⟨Ausg. 1690, I, 396f.⟩, wo der Hüter der hitzigen Frau nicht der Teufel, ſondern ein Kobold, Hütchen oder Hüdeken mit Namen [1]⟩ iſt. Dadurch, daß dieſe Geſchichte Johann Weyer ⟨Wierus⟩ in ſein berühmtes Werk *De praestigiis daemonum* ⟨nicht ſchon in die erſte Ausgabe 1563⟩ aufgenommen hat ⟨in der deutſchen Ausgabe mit dem Untertitel *Von Teuffelsgeſpenſt, Zauberern und Gifftbereytern* uſw., Frankfurt, 1586 ſteht ſie 65f.⟩, hat ſie eine außerordentliche Verbreitung gewonnen, vgl. darüber die Noten zu der 75. der *Deutſchen Sagen* der Brüder Grimm, wo u. a. noch anzuführen wären: Tharſander ⟨F. G. W. Wegener⟩, *Schau-Platz,* 1735, 413 ⟨ſtatt 613⟩, J. Ritson, *Fairy Tales,* London, 1831, 74f., H. Heine, *Deutſchland,* I ⟨nach derſelben Faſſung, die A. L. Stiefel in den *Studien zur vergleichenden Literaturgeſchichte,* VIII, 303 anzieht⟩ und Th. de Cauzons, *La magie et la sorcellerie en France,* Paris, ſ. d., I, 114f. Wohl auch nach Tritheim erzählt die *Zimmeriſche Chronik* ⟨hg. v. K. A. Barack, 2. Aufl. 1881, III, 10f.⟩ und ebenſo Martin Cruſius, *Annales suevici,* Frankfurt, 1593, 353.

Zeitlich zwiſchen den Franzoſen und Tritheim liegen die 62. Fabel in dem 1495 erſchienenen ⟨erſten⟩ *Hecatomythium* von Laurentius Abstemius aus Macerata ⟨J. N. Nevelet, *Fabulae variorum auctorum,* Frankfurt, 1660, 560⟩ und ein Epigramm von Konrad Celtes ⟨*Fünf Bücher Epigramme,* hg. v. K. Hartfelder, 1881, 55f.⟩. Auf Abstemius gehen zurück die 87. Fabel in dem 2. Buche des *Esopus* von Burkhard Waldis ⟨hg. v. H. Kurz, 1862, I, 279f., II, Anhang, 108f.; hg. v. J. Tittmann, 1882, I, 273f.⟩ und eine Fabel von Gilb. Cognatus oder Cousin ⟨*Narrationum sylva,* Basel, 1567, 79f.⟩; bei allen dreien iſt an die Stelle des Teufels ein Freund des Gatten getreten. Unabhängig von dieſen Verſionen ſind der Meiſtergeſang *Der dewffel hüet des kaufmans weib* ⟨1550⟩ und das Spruchgedicht *Der dewfel hüet ainer puelerin* ⟨1558⟩ von Hans Sachs ⟨*Sämtliche Fabeln und Schwänke,* hg. v. E. Goetze [und C. Dreſcher], 1893f., V, 76f. und I, 580f.⟩. Das Märlein der *Mensa philosophica* iſt

[1]⟩ Mit ihm vergleicht K. de Wyl, *Rübezahlforſchungen,* 1909, 72 und 76 den in der Gegend von Freiberg i. Sa. beheimateten Mutz ⟨Mützchen⟩; s. aber auch E. L. Rochholz, *Schweizersagen,* 1856f., I, 124f.

Digitized by Google

von Joh. Sommer im *Emplastrum Cornelianum,* 1605 als Nr. 86 bearbeitet worden ⟨ſ. A. Weſſelski im *Euphorion,* XV, 17⟩.

An die Stelle der zehn wilden Stuten, die der Teufel in unſerer Faſſung lieber hüten will als ein ſo ſchlechtes Weib, ſind in dem *Promptuarium* von 1322 fünf Rudel ungezähmter Stuten getreten, in der *Mensa philosophica* nennt der Teufel »omnes porcos sylvestres«, und die *Compilatio singularis exemplorum* fügt bei »unius foreste«. Bei Tritheim ſagt der Teufel, er wolle lieber alle Schweine in ganz Sachſen hüten, und Celtes läßt ihn ſagen, bei Schweinen oder Grillen würde er ein beſſerer Hüter ſein. Bei Hans Sachs findet ſich nichts dergleichen. Bei Abstemius erklärt der Freund, dem der Gatte ein ſchweres Stück Geld verſprochen hat, wenn es ihm gelingen werde, die Frau zu hüten, nach einigen Tagen, er verzichte auf das Geſchäft, und fügt hinzu, »si necesse sit, malle se anno integro saccum plenum pulicibus quotidie in pratum deferre, solutoque sacco eos inter herbas pascere, vespereque facto omnes domum reducere, quam una die impudicam mulierem servare«. Cognatus läßt den Freund erklären, »malle se singulo mane pulices, quantum saccus capere queat, pascendos in agrum exportare et dispergere, deinde vesperi rursus singulos in saccum congregare et domum referre . . .«, und Waldis:

> . . . wolt lieber jar und tag
> fünfhundert floh⟨r⟩ in einem sack
> zu felde tragen alle morgen,
> ſchütten ins gras und dafür ſorgen,
> daß ers brecht wider all zumal
> und im nicht einr felt an der zal,
> denn daß er ſolt mit großen faren
> ein unkeuſch weib ein tag bewaren.

Dieſes Flöhehüten, zudem noch auf K. F. W. Wander, *Deutſches Sprichwörter-Lexikon,* 1867f., Nr. 19-21 33, 34 und 60 zu verweiſen wäre, erinnert an das in Märchen ſo häufige Haſenhüten ⟨ſ. Köhler, I, 58, 68, 554⟩, aber auch an die Aufgabe, ein Federbett zu öffnen und die Federn wieder zu ſammeln, zu dieſem vgl. die Noten zu unſerm 20. Märchen.

5. Schlimmer als der Teufel. Nach einem deutſchen Predigtmärlein, aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts mitgeteilt von Fr. Pfeiffer in der *Germania,* III, 423f.

Die ausführlichſte Unterſuchung dieſes Märchens, deſſen für uns bis jetzt früheſte Faſſung von dem Barcelonaer Juden Joseph bin Sabara ⟨Ende des 12. Jahrh.⟩ ſtammt, hat H. Knuſt in ſeiner Ausgabe des *Conde Lucanor,* 1900, 386f. gegeben, außerordentlich reiche Ergänzungen bietet Köhler, III, 12, n. 1. In A. Weſſelskis *Mönchslatein,* 27f. iſt die Faſſung überſetzt, die ſich in dem *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus* des 1261 geſtorbenen Dominikaners Étienne de Bourbon findet *(Anecdotes historiques, légendes et apologues,* publ. par A. Lecoy de la Marche, Paris, 1877, 403; ſ. desſelben *Esprit de nos aïeux,* Paris, ſ. d., 253f.), dieſe iſt wohl die älteſte in der Exempelliteratur, kehrt auch in Joh. Herolts *Promptuarium exemplorum* und auszugsweiſe bei Joh. junior ⟨Gobii⟩, *Scala celi* und in dem *Libro de los enxemplos* wieder. Daß hier eine um ſo viel jüngere Verſion wiedergegeben wird, iſt durch die Erwägung begründet, daß ſie, erſtens, mit dem unglücklichen Ausgang eine ältere, richtigere Form darſtellt und, zweitens, ſo ziemlich ſämtliche Züge vereinigt, die mit dem Stoffe verwoben worden ſind.

Zu Knuſt und Köhler einige Ergänzungen: *Cato f. Rom,* III, 507, Nr. 54, 399, Nr. 472,

Digitized by Google

592, Nr. 111, 654, Nr. 91, 678, Nr. 25; Hilka, *Compilatio,* 19f.; Walter Benary in seiner Ausgabe des *Salomon et Marcolfus,* 1914, XXVIII, XXXIX; Joh. Agricola, zit. bei Uhland, *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage,* III, 1866, 317 (= *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder,* hg. v. H. Fischer, IV, 93) und K. F. W. Wander, *Deutsches Sprichwörterlexikon,* 1867f., V, 16, Nr. 366; Erasmus Rot., *Ecclesiastes,* Basel, 1535, 322 (= Joh. Gastius, *Convivales sermones,* I [1. Ausg. 1541], Basel, 1561, 93f.); D. Martin Luthers *Werke,* Weimarer Gesamtausgabe, XXXII, 332 (= Andr. Hondorff, *Promptuarium exemplorum,* 1592, 259b = G. Stengelius, *De divinis iudiciis,* 1651 t. II, c. 45, deutsche Ausg. Augsburg, 1712, II, 520 = H. Engelgrave, *Lux evangelica,* Köln, 1655, II, 580f.) und XXXXV, 684f. (= Stengelius, t. III, c. 61, deutsche Ausg., III, 647); *Luthers Tischreden,* Weimarer Gesamtausgabe, II, 98 und VI, 263; Phil. Melanthon, *Opera,* Ausg. des *Corpus Reformatorum,* XIX, 606; H. Sachs, *Sämtl. Fab. u. Schwänke,* III, 354 und IV, 47f. und *Sämtl. Fastnachtspiele,* hg. von E. Goetze, 1880f., II, 59f.; Wolfg. Bütner, *Epitome Historiarum,* 1576, 344a; *Theatrum Diabolorum,* Frankfurt, 1587, I, 21b und 246a, II, 143b; Heinr. Merkens, *Was sich das Volk erzählt,* 1892, 102f.; W. E. Peuckert, *Luntroß,* 1924, 114; S. Bugge und R. Berge, *Norske Eventyr og Sagn,* Kristiania, 1909, 28 (*ZVV,* XXV, 412); Kl. Stroebe, *Nordische Volksmärchen,* 1915, I, 301f. (schwedisch); *Archivio per lo studio delle trad. pop.,* XVI, 284f. (aus Kalabrien).

Bei ibn 'Arabschāh, *Fākihat al chulafā'* (Chauvin, II, 195) ist es ein jährlich einmal lügender Sklave, der, aus eigenem Antrieb, die Geschäfte des alten Weibes besorgt, ähnlich auch asch Schirwāni, *Nafhat al jaman* (R. Basset, *RTP,* XIV, 352; O. Rescher, *Die Geschichten und Anekdoten aus Qasjūbī's Nawādir und Schirwānī's Nafhat el-jemen,* 1920, 259). Diese Geschichten leiten über zu der Verwendung eines ähnlichen Motivs in *1001 Nacht* (Chauvin, V, 16, n. 1) und schließlich zu der Erzählungsgruppe, deren bekanntester Vertreter *Der Gang zum Eisenhammer* ist.

Das alte Weib im europäischen Predigtmärlein und der lügnerische Sklave der Araber sind aber Nachkommen jenes indischen Schakals, der das freundschaftliche Verhältnis zwischen Löwe und Stier durch Vernaderung zerstört, die vielleicht älteste Fassung dieses Apologs steht als erste Rahmenerzählung in dem von Joh. Hertel 1909 herausgegebenen *Tantrākhyāyika* (II, 4–58; vgl. I, 128), von dem er (I, VI und 22) sagt, es sei »vermutlich das älteste auf uns gekommene Werk der indischen klassischen Prosa« (dagegen Winternitz, III, 281, der ausführt, es könne nicht vor 300 n. Chr. entstanden sein), das aber sicher der Grundform des *Pañtschatantra* am nächsten kommt. Wesentlich desselben Inhalts wie die angezogene Erzählung des *Tantrākhyāyika* ist das 349. Dschātaka (Dutoit III, 165f.), zu dem Chavannes, II, 425f., Nr. 394 und Schiefner-Ralston, *Tibetan Tales,* 325, Nr. 33A gehören, während in dem 361. Dschātaka (Dutoit, III, 209f.), zu dem Chavannes, II, 233f., Nr. 336, St. Julien, *Les Avadānas,* Paris, 1859, I, 110f., Nr. 26 (Liebrecht, *Zur Volkskunde,* 112) und Schiefner-Ralston, 328f., Nr. 33B zu vergleichen sind, der Schakal seine Absicht verfehlt und den Lohn für seine Niederträchtigkeit erhält. Nach Hertel, *Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes,* XVI, 269f. wären beide Dschātaka aus dem *Pañtschatantra* erflossen.

In einem Märlein des sogenannten Kommentars des *Dhammapada (Buddhist Legends,* transl. from the original Pali text of the Dhamm. Comm. by E. W. Burlingame, Harvard University Press, 1921, III, 154f. zu str. 281) sind es zwei Mönche, der eine sechzig, der andere neunundfünfzig Jahre alt, deren innige Freundschaft ein Dritter, ein Prediger des Gesetzes, durch doppelte Verleumdung zerstört.

Digitized by Google

Der Zug, daß das Weib von dem Teufel Schuhe erhält, ist sicher nicht zufällig, sondern hängt wohl mit dem Brauche zusammen, dem Mädchen bei der Verlobung Schuhe zu schenken (Jac. Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer,* 4. Aufl., 1899, I, 214f.; P. Sartori in der *ZVV,* IV, 166f.); diese Meinung könnte eine Schnurre der *Mensa philosophica* stützen (1508, 41b; 1602, 233f.), wo an die Stelle der Schuhe Pelze treten, die gleichfalls als Morgengabe dienten (Grimm, a. a. O., I, 592, 612, 619). Ein Märchen Straparolas erzählt von einer Frau, die in ihrer Jugend von jedem Liebhaber ein Paar Schuhe verlangt, alt geworden, gibt sie sie als Belohnung ab (s. das gegen Ende der Anmerkung zu unserm ersten Märchen erwähnte Exempel Jakobs von Vitry mit den dort gegebenen Nachweisungen).

Zu dem Sprichwort »Wo der Teufel nicht hin kann, schickt er (einen Mönch oder) ein altes Weib« vgl. J. Bolte zu Valentin Schumanns *Nachtbüchlein,* 1893, 402 und Knust a. a. O. 395f., ergänzungsweise seien noch genannt: *Epistolae obscurorum virorum,* Frankfurt, 1599, 334, *Der ungarische Simplicissimus,* Neudruck 1923, 70 (J. G. Schmidt), *Die gestriegelte Rocken-Philosophie,* Chemnitz, 1718, I, 99, Wander, V, 13, Nr. 305, 16, Nr. 350, 31, Nr. 701 und W. St. Karadschitsch, *Volksmärchen der Serben,* 1854, 276.

Zu dem Liebeszauber, den die Vettel mit den Haaren des Mannes angeblich vorhat, vergleiche man außer Knust, 386 das folgende Märlein.

6. Liebeszauber. Nach einem nicht lange vor 1500 niedergeschriebenen Predigtmärlein des Franziskaners Oswald Pelbart, abgedruckt bei L. Katona, *Temesvári Pelbárt peldái,* Budapest, 1902, 59, die nicht mitübersetzte Einleitung lautet: Exemplum consolatorium pro excitatione dormitantium narratur.

Über die Benutzung des Haares als Teil einer Person, um (ihr Schaden anzutun oder) sie zur Liebe zu zwingen, vgl. J. G. Frazer, *The Golden Bough,* 3rd ed., London, 1911f., III, 267f., hauptsächlich die 270, n. 2 genannte Literatur, die auch auf die Parallelerzählung bei Apuleius verweist, zu dieser A. Abt, *Die Apologie des Ap. v. Madaura,* 1908, 182, weiter P. Wendland, *De fabellis antiquis,* 1911, 16f., wo sie mit einem Histörchen der Legende des hl. Luanus oder Lugidus (*Acta Sanctorum,* Augustus, I, 348) zusammengestellt wird. Natürlich hat die Apuleische Erzählung, die Anatole France in der *Insel der Pinguine* mit der Lokalisierung in Madaura dem hl. Augustinus in den Mund legt, eine große Zahl von Nachahmungen und Gegenstücken, s. die Nachweise Köhlers, II, 623f. und J. Boltes zu Pauli, Nr. 150 (dieses Kapitel geht auf Pelbarts Exempel zurück) und Nr. 717. Trauriger als bei Pelbart geht die Geschichte aus in einem Märlein der noch dem 13. Jahrhundert angehörenden Handschrift *Royal 7 D. I,* das Märlein (62a f.) lautet in Übersetzung:

> Von fleischlicher Begierde getrieben, versuchte ein Magister durch Zauberkunst ein Weib zu verführen, daß sie sich seiner Lust füge. Als er sich dann Haare von ihrem Kopfe oder einem andern Teile ihres Körpers verschafft zu haben glaubte, wurde er, der das unwissende Weib zu betrügen vermeinte, nach Gottes gerechtem Ratschluß selber wundersam betrogen. Die Haare, nämlich die, die er, in dem Glauben, sie seien die ihrigen, mit zauberischen Besprechungen beschwor, waren Haare eines Bären, und siehe, in der Nacht kam der böse Geist in Bärengestalt und fiel über den Elenden her und tötete ihn.

Einen gekürzten Auszug dieses Exempels gibt die Handschrift *Harley 2385* (*Catof-Rom,* III, 524, Nr. 67, 479, Nr. 9).

Zu Pauli, Nr. 717 wären noch zu erwähnen das Epigramm Seb. Scheffers *Monachi, puellulae insidiantis fraus elusa egregie* (*Poemata,* Frankfurt, 1572, 117a), eine Schnurre bei Diego Hurtado de Mendoza, *Sermón de Albujarrota, con las glosas* (A. Paz y Mélia,

Digitized by Google

Sales españolas, Madrid, 1890f., I, 202f.), eine aus dem Däniſchen ſtammende isländiſche Ballade (*CatofRom,* II, 93), weiter eine von dem berühmten, der Hexerei halber zu Tode gefolterten Dr. John Fian berichtete Geſchichte (*Newes from Scotland,* London [1591], c_3^a f., Neudruck, 1924, 21f.).

7. Der Affe der Königin. Nach einem Märlein der noch aus dem 13. Jahrhundert ſtammenden *Compilatio singularis exemplorum,* abgedruckt bei Hilka, *Compilatio,* 4f., wo auch einige Ergänzungen zu den dieſes Märchen behandelnden Ausführungen R. Köhlers (II, 602f.) gegeben ſind.

Weiter wäre als Parallele zu der von Köhler an erſter Stelle beſprochenen Geſchichte Joſephs bin Sabara die Erzählung *Das kluge Bauermädchen* bei bin Gorion, *Born Judas,* IV, 108f., 279 zu nennen. Parallelen zu der Geſchichte in der *Śukasaptati* (ſ. Bolte, *Reiſe der Söhne Giaffers,* 216f.) ſtehen bei Br. Meißner, *Neuarabiſche Geſchichten aus dem Iraq,* 1903, 87 (in Nr. 47) und bei Bergſträßer, *Neuaram. Märchen,* 71f., Nr. 21; zu der Faſſung in den *Folk-Tales of Kashmir* von J. H. Knowles ſtimmt das von W. Crooke im *Indian Antiquary,* XXII, 321f. nach der Erzählung eines Brahmanen in Mirzāpur veröffentlichte Märchen, in dem Kaiſer Akbar und ſein Miniſter Birbal auftreten. Anſonſten gehören noch hierher Bricteux, 119f. und Frobenius, IV, 33f.

*

Zu den anſcheinend ſinnloſen Reden (oder Handlungen), die ſich ſpäter als ſehr klug herausſtellen, ſ. E. Langlois, *Nouvelles françaises inédites du 15ème siècle,* Paris, 1908, 10f. (zu Weſſelski, Mönchslatein, Nr. 117), C. H. Bompas, *Folklore of the Santal Parganas,* London, 1909, 268f. und 349f. und K. Müller-Liſowski, *Iriſche Volksmärchen,* 1923, 33, andererſeits aber auch die Lehren, die des Buddhas kluge Freundin Visakhā vor ihrer Vermählung von ihrem Vater oder ihrer Mutter erhält; ſ. Burlingame II, 59, n. 1. 68, 73 (zu *Dhammapada,* ſtr. 53), Schiefner-Ralſton, 114f., 123f., Benfey, *Kl. Schriften,* II, 3, 172f.

Die Drohung, Fremden keine Nahrungsmittel (und kein Holz) verkaufen zu laſſen, wird wahr gemacht in dem *Aymeri de Narbonne* (G. Paris, *Romania,* IX, 515-546 und J. Bédier, *Les Légendes épiques,* Paris, 1908f., I, 30); vergl. weiter H. Gering, *Islendzk Aeventyri,* 1884, II, 51 und W. E. Peuckert, *Schleſiſche Sagen,* 1924, 26f. und 292 (aus der *Liegnitzer Chronik*).

8. Salomos untreue Gattin. Nach einer Handſchrift der Univerſitätsbibliothek Krakau, enthaltend eine lateiniſche Verſion des Buches von Salomo und Markolf, in dieſem Teile abgedruckt bei W. Benary, *Salomon et Marcolfus,* 1914, 48f.

Über die Legende von Salomo als betrogenem Gatten hat Fr. Vogt, *Salman una Moroff,* 1880, XXI f. ausführlich gehandelt und auch die ruſſiſchen Volkserzählungen (nicht aber die ſerbiſche bei Karadſchitſch, 233f.) herangezogen. Mit ſeinem Schluſſe auf byzantiniſche Herkunft hat er wohl recht, wie ſich aus einem Vergleiche einer Erzählung in dem *Roman de Marques de Rome* (hg. von Johann Alton, 1889, 135) und noch mehr aus dem *Cligés* von Kriſtian von Troyes, v. 5876f. ergibt, wo ſich die zur Beſchauung der ſich tot ſtellenden Kaiſerin von Konſtantinopel gerufenen Ärzte der Geſchichte des ſolcherweiſe betrogenen Salomo erinnern, ſowohl im *Marques* als auch im *Cligés* kehrt auch die Probe mit dem

Digitized by Google

flüſſigen Blei wieder, das in dem deutſchen Gedichte und in den Bylinen durch Gold erſetzt iſt. Siehe Gaſton Paris, *Mélanges de Littérature Française du moyen âge,* Paris, 1912, 299-326, wo weitere franzöſiſche Varianten und Anſpielungen gegeben werden, und Benary, XXIII, XL.

Im allgemeinen vergleiche man zu dem Motiv des Scheintods, der eine verhaßte Heirat verhindern oder eine neue Vermählung ermöglichen ſoll, die Nachweiſe J. Boltes in der *ZVV,* XX, 356, XXI, 284 und XXXII, 129. Merkwürdig iſt eine zuerſt von Walter Scott in *The Minstrelsy of the Scottish Border* veröffentlichte Ballade, *The Gay Goss-hawk* (bei Child, *The English and Scottish Popular Ballads* iſt ſie Nr. 96), in der die Stiefmutter dem ſich tot ſtellenden Mädchen Blei auf den Buſen gießen läßt, natürlich mit demſelben negativen Reſultat, ins Deutſche iſt die Ballade überſetzt von Willibald Alexis (Wilh. Häring), *Hiſtoriſche und romantiſche Balladen von W. Scott,* V, 1826, 110f., von Wilh. Gerhard, *Minſtrelklänge aus Schottland,* 1853, 37f. und von G. Lüdeke, *Balladen aus alter Zeit,* 1922, 193.

Eine merkwürdige Parallele bietet eine Sage, die ſich an die früher an der liguriſchen Küſte gelegenen Stadt Luna oder Luni knüpfte, Leandro Alberti erzählt ſie in der *Descrittione di tutta l'Italia* (1550), Venetia, 1581, 26a:

> Als der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin in Luni war, verliebte ſich dieſe in den Herrn dieſer Stadt, der ein ſchöner Jüngling war. Nachdem ſie des öftern miteinander geſprochen hatten, trafen ſie endlich Abrede über die Art und Weiſe, wie ſie ihre zügelloſen Begierden ſtillen könnten. Die Kaiſerin ſtellte ſich tot, und ſie wurde begraben. Der Jüngling zog ſie aus dem Grabe und führte ſie in ſein Haus, und ſie taten alles, was ſie verabredet hatten. Als dann der Kaiſer die Geſchichte erfuhr, erboſte er ſich ſo, daß er das Paar grauſam töten und die Stadt zerſtören ließ.

Alberti zitiert dann noch drei Stanzen aus dem *Dittamondo* von Fazio degli Uberti, die aber nur eine ſehr dunkle Anſpielung enthalten, nicht mehr gibt Petrarca im *Itinerarium Syriacum (Opera,* Baſel, 1581, 558), der Luni ein »magnum exemplum fugiendae libidinis« nennt und es mit Troja vergleicht, und nur wenig mehr Giov. Villani, *Cronica,* l. I, c. 50 (Trieſt, 1857, 25): Auf der Reiſe nach Rom ſei die Frau eines Herrn von jenſeits der Berge ehebrecheriſch entehrt worden, darum habe dieſer Herr die Stadt auf ſeinem Rückwege zerſtört. Eine abſonderliche Form, die aber zu unſerm Märchen ſtimmt, hat die Sage in der nur bruchſtückweiſe erhaltenen letzten Novelle Sercambis angenommen (ed. Renier, 426f): hier handelt es ſich um ein fremdes Königspaar, Aſtechi und Tamiris, die in Luni landen, die Königin verliebt ſich (die Geſchichte iſt ſehr obſzön) in ihren Herbergswirt uſw. Mit der Einnahme des Schlaftrunkes ſchließt das Fragment.

*

Die Verkleidung durch eine Judenhaut findet ſich auch in dem deutſchen Gedichte, hier wird (ſtr. 159f.) geſchildert, wie Morolf den Juden erſticht, ihm dann die Haut oberhalb des Gürtels ablöſt, ſie einbalſamiert und ſie anlegt, dazu Köhler, I, 346f.[1]).

Die Feſtſtellung, daß die Frau des Heidenkönigs, mit der der Verkleidete ſpricht, wirklich die Gattin Salomos iſt, erfolgt in dem Gedichte dadurch, daß Morolf die Königin, als er mit ihr Schach ſpielt, den Platz mit ihm tauſchen läßt, dabei bemerkt er, als die Sonne durch den Handſchuh ſcheint, das Loch, das er ihr einſt gebrannt hat (ſtr. 246 u. 247). In unſerm Texte iſt die betreffende Stelle (50, Z. 31—33) verdorben, ſie muß etwa ſo gelautet

[1]) Eine künftige Unterſuchung dieſes Motivs wird an den Ausführungen Joh. Francks bei J. Hanſen, *Quellen und Unterſuchungen zur Geſchichte des Hexenwahns,* 1901, 662f. nicht vorübergehen dürfen.

Digitized by Google

haben: Marcolfus habentem in manu corulum reginam ad manum percussit dicens: »Non macules mihi res, nuda ⟨Imperativ⟩ manum!«

Zu dem Rechte, sich die Todesart ⟨oder die Strafe überhaupt⟩ zu wählen, s. Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer,* II, 344f., die Noten Boltes zu Pauli, Nr. 283, und Chauvin, VI, 72. Weiter wären zu nennen: *Compilatio singularis exemplorum,* 151a, B. Haureau, *Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale,* Paris, 1890f., IV, 219f., *CatofRom,* III, 24, Nr. 207, 69, Nr. 105, 461, Nr. 72, 552, Nr. 153, 573, Nr. 199 und 602, Nr. 50, P. Pieri, *La storia di Merlino,* ed. I. Sanesi, Bergamo, 1898, 17, Gotthold Regis zu Rabelais, *Gargantua und Pantagruel,* 1832f., II, 521 und J. P. Hebel, *Schatzkästlein,* Nr. 113 *(Sämtl. poet. Werke,* hg. v. E. Keller, III, 251⟩.

Die Bitte, vor der Hinrichtung noch blasen zu dürfen, findet sich auch in dem Gedichte, nur ist hier und ebenso bei Karadschitsch Salomo der Bläser, ansonsten vergl. man zu dem zugleich als Signal dienenden Abschiedsblasen ⟨-pfeifen, -singen, -seufzen⟩ Bolte-Polívka, II, 501, Köhler I, 89, 55, 61, 134f., A. Leskien und K. Brugman, *Litauische Volkslieder und Märchen,* 1882, 552, Aug. v. Löwis of Menar, *Finnische und estnische Volksmärchen,* 1922, 110f., ferner Ch. de Livingston, *Les Cent Nouvelles nouvelles de Philippe de Vigneulles,* Paris, 1924, 24f.

Daß schwarze Teufel auf schwarzen Rossen kommen, um eine Seele zu holen, begegnet schon in den *Vitae patrum,* l. VI, c. 14 ⟨Migne, *Patrol. lat.,* LXXIII, 1012⟩, der Streit der Teufel und der Engel um die Seele findet sich in der Mirakelliteratur häufig ⟨vgl. z. B. J. Klapper, *Erzählungen des Mittelalters,* 1914, 362 in Nr. 170 und Arturo Graf, *Miti, Leggende e Superstizioni del Medio Evo,* Torino, 1892, II, 91, 104f., 125 u. 135f.⟩. Die drei Scharen Markolfs kehren wieder bei P. Schullerus, *Rumänische Volksmärchen,* 202 in Nr. 91.

9. Späte Rache. Nach dem 112. Stück des von einem englischen Franziskaner im 13. Jahrhundert zusammengestellten *Liber exemplorum,* nach einem lateinischen Manuskript der Kapitelbibliothek in Durham hg. v. A. G. Little, Aberdeen, 1908, 65f., vorher schon veröffentlicht von P. Meyer in den *Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques,* XXXIV, p. I, 29f. Der Schluß des Märleins lautet: Dieses Exempel predigte Bruder Hugo de Succune ⟨Hugh von Sutton?⟩ jenseits des Meeres ⟨in partibus transmarinis⟩, wobei er sagte, er habe es so erzählen hören, da er solchermaßen einen Zweifel in den Hergang setzte, sagte einer von den vor ihm Sitzenden: »Bruder, erzählet dieses Exempel ruhig, denn ich weiß den Ort, wo sich dies zugetragen hat.«

Das Märlein ist eine ältere Parallele zu dem bei Wesselski, *Mönchslatein* als Nr. 76 wiedergegebenen Stücke der *Gesta Romanorum,* hg. v. H. Oesterley, 1872, Nr. 277, das sich nur in den in England beheimateten Handschriften der *Gesta* findet ⟨s. *CatofRom,* III, 210 u. 215, Nr. 78 etc., Sidney J. H. Herrtage, *The Early English Versions of the Gesta Romanorum,* London, 1879, 208f.⟩, älter könnte noch die siebente der von J. Klapper herausgegebenen *Erzählungen des Mittelalters,* 1914, 235f. sein, wenn Klapper recht hat, der die Schlußredaktion der in dem von ihm hier benützten Manuskripte enthaltenen Exempelsammlung etwa in das Jahr 1250 verlegen will. Wichtig ist, das die ersten zwei Verse, die in der Variante der *Gesta* der Ritter gegen das Ende der dreißig Jahre über das Tor seines Schlosses schreiben läßt, nach B. Haureau, I, 314 von dem Engländer Serlo von Wilton stammen,

Digitized by Google

der nach einem wüſten Leben in Paris in das Kloſter von L'Aumone gegangen und 1171 deſſen Abt geworden iſt[1]). Zwei volkstümliche welſche Varianten führt Little, 145f. an.

*

Daß in allen Faſſungen Gott die Mordtat erſt nach dreißig Jahren rächt (ſ. Bolte-Polívka, II, 535, n, wozu noch die 24. der *Wundergeſchichten des Cod. Paſ. germ. 118,* Diſſ. von C. Reinholdt, 1913, 38f. anzuführen wäre), ergibt ſich wohl aus der nach dreißig Jahren ablaufenden Verjährungsfriſt (Grimm, *D. Rechtsalterth.,* I, 300f.), Gottes Langmut wartet bis zum letzten Augenblicke. In der *Legenda aurea,* c. 119 (deutſch v. R. Benz, 1917f., II, 17) beanſprucht der Teufel die Seele eines Sünders mit den Worten: »Er iſt mein auch durch Verjährung, denn ich habe ihn dreißig Jahre lang beſeſſen« (vgl. *Catof Rom,* III, 395, Nr. 374); ebenſo beſtraft Gott den hl. Briccius nach dreißig Jahren (*Leg. aur.,* II, 381; Hugo v. Trimberg, *Der Renner,* hg. v. G. Ehrismann, 1908, I, 139). Melanthon ſagt (XX, 604): »Sic hoc loco Deus ulciscitur caedem factam ante annos 30, tricesimus dies et annus sunt critici.«

Über verſunkene Schlöſſer, Städte uſw. handelt M. Winternitz, *Die Flutſagen des Altertums und der Naturvölker,* 1901, 312f.

10. Das Fräulein von St. Gilles. Nach der *Scala celi* von Johannes Junior, Ausg. Ulm, 1480, 27b f.

Vgl. Bolte-Polívka, I, 295ff. und die Diſſertation H. Däumlings, *Studie über den Typus des „Mädchens ohne Hände",* München, 1912; dazu noch Hilka, *Compilatio,* 13f., E. Tegethoff, *Franzöſiſche Volksmärchen,* 1923, I, 61f., 309, bin Gorion, *Born,* I, 189f., 362.

*

11. Der wahrhafte Knecht. Nach einer Erzählung in einem aus dem 13. Jahrhundert ſtammenden Manuſkript von Cambridge, abgedruckt bei Th. Wright, *A Selection of Latin Stories,* London, 1842, 1f.

Vgl. meine Nachweiſungen zu *Mönchslatein* Nr. 1, denen noch anzufügen wären Köhler-Bolte, *ZVV,* VI, 62, Marc Monnier, *Les contes populaires en Italie,* Paris 1880, 103f., Baſſet, *RTP,* XX, 333, W. Wiſſer, *Plattdeutſche Volksmärchen,* 1914, 117f. und Svend Grundtvig, *Gamle danske Minder,* Ny Saml., Kopenhagen, 1857, 54f. = Kl. Stroebe, *Nord. Volksm.,* I, 87f. in Nr. 16, erweitert in der Überſetzung A. Strodtmanns, 1879, 250f.

*

Zu der Pflicht des Hirten, von verendetem Vieh Kopf und Haut vorzuweiſen, ſ. Grimm, *D. Rechtsalterth.,* II, 132f.

Eine merkwürdige Parallele zu der Repräſentation des Anzuſprechenden durch einen Stock bietet der Kommentar zur 152. Strophe des *Dhammapada* (Burlingame, II, 343f.).

12. Der Lohn für das Begräbnis. Nach einem Märchen, das Al. d'Ancona 1868 unter dem Titel *Novella di messer Dianese, e di messer Gigliotto* aus einem dem frühen

[1]) Zu den Verſen vgl. man noch außer Wander, II, 1578, Nr. 3 u. 11 Odo v. Ceritona bei L. Hervieux, *Les fabulistes latins,* 2ème éd., Paris, 1893f., IV, 332, Herrtage, 489, H. E. Bezzenberger, *Fridankes Bescheidenheit,* 429, S. Bernardinus, *Quadragesimale,* sermo 22 (*Opera,* Lugduni, 1650, I, 111), Michel Menot, *Sermons choisies,* nouv. éd. par J. Nève, Paris, 1924, 9, *Luthers Tiſchreden,* IV, 335, Melanthon, XXV, 432, G. Stengelius, *De iudiciis divinis,* t. IV, c. 27 (deutſche Ausg. IV, 271), Engelgrave, *Lux evangelica,* II, 422, St. Guazzo, *Dialoghi piacevoli,* Venetia, 1586, 172b, *Joe Miller's Complete Jest Book,* London 1844, 22, und Fr. Seiler, *Deutſche Sprichwörterkunde,* 1922, 90.

Digitized by Google

vierzehnten Jahrhundert entſtammenden Florentiner Kodex herausgegeben hat, es iſt unter den andern Erzählungen dieſer Handſchrift abgedruckt bei Giov. Papanti, *Catalogo dei novellieri in prosa,* Livorno, 1871, I, XXXVIII f. und dann bei Guido Biagi, *Le novelle antiche,* Firenze, 1880, 190f., vgl. D'Ancona, *Studj di critica e storia letteraria,* 2ª ed., Bologna, 1912, II, 156f.

Dieſes Märchen, deſſen Verwandtſchaft mit der Tobia-Legende ſeit dem Erſcheinen von Simrocks Buch *Der gute Gerhard und die dankbaren Toten* (1856) nicht mehr beſtritten wird, iſt nach ſeinem Grundzug, dem verweigerten Begräbnis, eine uralte Rechtsſage (G. Huet in der *RTP,* XXIV, 305f.). Die ausführlichſte Unterſuchung findet man bei Bolte-Polívka, III, 490-517, die ſchlechterdings alles damals Erreichbare heranzieht. Von ſpätern Publikationen ſei nur erwähnt Hermann Gunkel, *Das Märchen im Alten Teſtament,* 1921, 90-93 mit dem Schlußſatz: »Für den Märchenforſcher aber iſt bedeutſam, daß das Märchen Anderſens vom Reiſekameraden in dem beſprochenen wichtigſten Zuge (daß der Helfer der Tote ſelber, nicht aber ein Engel Gottes iſt) eine ältere Form zeigt als die bibliſche Legende, die um zwei Jahrtauſende älter iſt.« Das Märchen iſt in der ganzen alten Welt verbreitet, nur nicht in Indien, wo ihm die Leichenverbrennung, die ſich ja bis heute erhalten hat, im Wege ſteht.

Aus Büchern, die nach der Veröffentlichung der *Anmerkungen* Bolte-Polívkas erſchienen ſind, ſei auf folgende Parallelen aufmerkſam gemacht: A. v. Löwis, *Finniſche und eſtniſche Volksmärchen,* 72f., Nr. 22, 103f., Nr. 35 (beide finniſch), V. Tille, *Verzeichnis der böhmiſchen Märchen* (= *FF Communications* Nr. 34), 210f., Maxim. Lambertz, *Albaniſche Märchen,* 1922, 209f., H. Schmidt und P. Kahle, *Volkserzählungen aus Paläſtina,* 1918, 84f., Nr. 34, 90f., Nr. 35, D. L. R. Lorimer und E. O. Lorimer, *Persian Tales,* London, 1919, 169f., P. Hambruch, *Malaiiſche Märchen,* 144f., Nr. 43 und bin Gorion, *Born,* V, 76f., 299, VI, 224f., 316, ebendort, I, 31 eine Übertragung eines der von M. Gaſter herausgegebenen hebräiſchen Texte des Tobit-Buches (ſ. M. Löhr bei E. Kautzſch, *Die Apokryphen und Pſeudepigraphen des Alten Teſtaments,* 1900, I, 136) und 37f. eine Überſetzung der Verſion von Joſeph bin Sabara (ſ. auch 348f.).

Daß die Rolle des Fiſches in dem Tobit-Buch auch außerhalb der Blindenheilung nicht unweſentlich iſt, darauf haben M. Plath, *Theologiſche Studien und Kritiken,* LXXIV, 377f. und H. Schmidt, *Jona,* 1907, 167f. aufmerkſam gemacht, geradezu die Stelle des dankbaren Toten nimmt er nun ein in dem ſiebzehnten der *Neuaramäiſchen Märchen* Bergſträßers (55f.) und in dem perſiſchen Märchenroman von den drei Derwiſchen, den Reuben Levy 1923 aus dem Manuſkript *Ouſeley 389* der Bodleiana überſetzt hat (*The three Dervishes and other Persian Tales,* Oxford Univ. Press, 11f.).

Schließlich ſei noch ein bisher unveröffentlichtes Märlein mitgeteilt aus dem im *Catof Rom,* III, 441f. beſchriebenen Manuſkript *Royal 15 D. V* des British Museums, das in franzöſiſcher Sprache geſchrieben iſt und aus dem ſpäten 15. Jahrhundert ſtammt:

Exempel zur Exkommunikation.

Eine Edeldame, die eine große Herrſchaft beſaß, ließ auf den Rat ihrer Leute eine Tjoſt ausrufen, um den, der die Ehre des Tages haben werde, zum Gatten zu nehmen, auf daß ſie einen wackern, weidlichen Ritter habe, der ihr Land verteidigen und bewahren könne. Viele Edelleute zogen hin, und unter ihnen war auch einer, der herbergte eines Nachts in dem Hauſe eines Schuſters, und der Schuſter war vor kurzem geſtorben und lag noch auf der Bahre. Der Ritter fragte, warum man ihn ſo laſſe, anſtatt ihn zu begraben, und ſeine Freunde ſagten, er ſei exkommuniziert und habe nicht Geld genug gehabt, um ſich losſprechen laſſen zu können. Von Erbarmen gerührt, ließ der Ritter ſein Pferd verkaufen, auf dem er hätte tjoſtieren ſollen, und ließ ſeinen Wirt losſprechen und zur Erde beſtatten.

Digitized by Google

Als der Tag der Tjoſt gekommen war und der Ritter ſah, daß er kein Pferd hatte, war er ſehr betrübt. Auf einmal aber kam ein Kaufmann, und der ſagte zu ihm, er würde ihm ein gutes Pferd unter der Bedingung geben, daß er die Hälfte des Gewinnes bekäme, den der Ritter an dieſem Tage zu erringen vermöchte. Der Ritter gewährte ihm das gar gern, und er nahm das Pferd des Kaufmanns und beſtieg es und ritt zur Tjoſt. Dort hielt er ſich ſo trefflich, daß ihm vor den andern die Ehre der Tjoſt ward, und er bekam die Dame zur Gattin und mit ihr ihr Land. Als er aber am Abend mit ihr ſchlafen wollte, kam der Kaufmann und pochte an die Tür und gab nicht nach, bis ihm gewährt wurde, mit dem jungen Herrn ſprechen zu dürfen. Und kaum ſtand er vor ihm, ſo ſagte er: »Du kennſt ſehr wohl den Handel, der zwiſchen uns geſchloſſen worden iſt, und darum will ich die Hälfte von allem haben, was du auf meinem Pferde gewonnen haſt.« — »Freund,« ſagte der Ritter, »nehmet, was Ihr wollt, und laßt mir den Reſt.« Als ihn der Kaufmann ſo beſcheiden reden hörte, ſagte er: »Teuerer Freund, wiſſet Ihr denn, wer ich bin?« Und der Ritter ſagte: »Ihr ſeid der Kaufmann, von dem ich das Pferd unter derundder Bedingung gekauft habe.« — »Wahrhaftig, mein Freund,« ſagte der andere, »ich bin jener Schuſter, deſſen Losſpruchs wegen Ihr Euer Pferd um Gottes willen verkauft habt. Darum hat mich Euch Gott geſchickt und Euch durch mich gegeben, was Ihr habt, und hat Euch all die Ehre gewinnen laſſen, die Ihr gewonnen habt, und er will Euch ſo wohl wie ſonſt niemand auf Erden. Und ſo befehle ich Euch unſerm Herrn.« Und mit dieſen Worten verſchwand er.

Und der Ritter verharrte in der Liebe zu unſerm Herrn. Er hatte eine gute Frau und ein gutes Pferd, er hatte großen Beſitz und eine große Herrſchaft, und ſein Gut nutzte er, um den Armen zu helfen aus Liebe zu unſerm Herrn, ſo daß er und ſeine Frau in den Hafen des Heils gelangten[1]).

*

Zu der hinterliſtigen Art der Teilung vgl. man l. VI, c. 3 der *Excerpta* aus den *Controversiae* des ältern Seneca, wo der legitime ältere Bruder auf die eine Seite die ganze Erbſchaft, auf die andere Seite die Mutter des jüngern ſtellt; dieſe Geſchichte kehrt in den *Gesta Romanorum,* Oesterleys Ausgabe als Nr. 90, in dem von S. Herzſtein herausgegebenen *Tractatus de diversis historiis Romanorum,* 1893 als 45. Kapitel wieder. Vgl. weiter Wander, vo. *Älterer* ⟨I, 63⟩ und *Theilen,* Nr. 10 ⟨IV, 1146 f.⟩.

13. Die Teilung des Lohns. Nach der nur in einem engliſchen Manuſkript vorkommenden Erzählung der *Gesta Romanorum,* ed. by S. J. H. Herrtage, 413 f., Nr. 90; vgl. 506 f.

Ausführlich handeln über den Stoff Bolte-Polívka, I, 62–65 zu Grimm Nr. 7; hier einige Ergänzungen: Guillaume Bouchet, *Second livre des Serées* ⟨1597⟩, éd. Roybet, Paris, 1873 f., III, 35 = *Thrésor des récréations* ⟨1605⟩, Douay, 1616, 250 f.; *Doctae nugae Gaudentii Jocosi,* Sulzbach, 1710, 48 f.; Voltaire, *Contes en vers* in den *Oeuvres complètes,* Paris, 1827, I, 956; Gottl. C. Pfeffel, *Der Herzog und der Paladin* in *Fabeln und poetiſche Erzählungen,* 1840, 260 f.; *Joe Miller,* 272 f., Nr. 882; M. Jókai, *Wir bewegen die Erde,* Deutſche Ausg. 1875, IV, 5; G. Goyert und K. Wolter, *Vlämiſche Sagen,* 1917, 55 f. (leider ohne Quellenangabe); W. Wiſſer, *Plattd. Volksm.,* 140 f.; M. Möller, *Die Spieluhr,* 1919, 28 f.; Bompas, *Santal Parganas,* 141 f., Nr. 40; W. Anderſon, *Kaiſer und Abt* (= *FF Communications,* Nr. 42), Helſinki, 1923, 360.

14. Die Wette um die Augen. Nach einem Predigtmärlein Pelbarts, abgedruckt bei Katona, 35 f.; vgl. auch 13 f.

[1]) Über die Folgen der Exkommunikation wiſſen zwar die mittelalterlichen Prediger viel zu erzählen, ſo, daß von einem Exkommunizierten kein Hund und kein Schwein mehr einen Biſſen Brot nehmen, daß die Störche nicht mehr auf ſeinem Hauſe niſten, daß er ſofort nach dem Tode ſchwarz wird wie Pech, daß er im Grabe keine Ruhe findet, aber ein Verbot, Exkommunizierte zu beerdigen, hat es wohl nirgends und nie gegeben.

Digitized by Google

Ausführlich haben über dieſes Märchen Bolte-Polívka, II, 468-482 gehandelt, eine Monographie darüber von R. Th. Chriſtiansen iſt unter dem Titel *The Tale of the two Travellers* 1916 als Nr. 24 der *FF Communications* erſchienen.

Chriſtianſen ſieht die »Central episode« der ihm bekannten zehn modernen indiſchen Faſſungen und der Erzählung des dſchainiſtiſchen *Kathākośa,* natürlich dann auch der andern Aufzeichnungen des Märchens in dem Zuge, daß ein Blinder (oder Krüppel uſw.) ein ihm (oder andern) wichtiges Geheimnis durch das Belauſchen von Weſen dieſer oder jener Gattung erfährt (117f.). Zu dieſem Motive nun bezieht er ſich, um ſein hohes Alter nachzuweiſen, auf ein Märchen in dem von Th. Benfey übertragenen (Koſegartenſchen) Text des *Pañtſchatantra* (Benfey, II, 256f.) folgenden Inhalts:

> Ein Königsſohn ſiecht dahin, da eine Schlange in ſeinem Leibe ſteckt. Einmal kommt, während er ſchläft, ſeine Gattin dazu, wie dieſe Schlange, die den Kopf aus ſeinem Munde geſteckt hat, mit einer andern Schlange ſpricht, und erfährt ſo nicht nur die Art, wie beide Schlangen getötet werden können, ſondern auch das Verſteck eines Schatzes. Sie heilt natürlich den Gatten und hebt den Schatz.

Dieſes Märchen hat Benfey (I, 370) in einen Zuſammenhang mit dem unſern Stoff behandelnden 107. Märchen der Brüder Grimm gebracht, das er als »buddhiſtiſch und wahrſcheinlich durch die Mongolen nach Europa gelangt« bezeichnet. Das genügt für Chriſtianſen, um — nachdem er nach einem Zitat aus zweiter Hand angeführt hat, das *Pañtſchatantra* ſei im zweiten Jahrhundert v. Chr. entſtanden — zu dem Schluſſe zu gelangen: »It now is apparent that this episode goes far back in Indian tradition.« Leider aber hat Chriſtianſen überſehen, daß Benfey ſelbſt ſagt, dieſes Märchen ſei »ein verhältnismäßig ſpäter Zuſatz«, tatſächlich findet er ſich, ſoweit bis jetzt feſtſteht, zum erſten Male in dem 1199 n. Chr. vollendeten *Pañcākhyānaka* des Dſchaina-Mönches Pūrṇabhadra (Hertel, *ZDMG,* LVIII, 58 und *Pañcatantra,* 76f.).

Bei dieſer Hinaufdatierung ſeiner »central episode« um mehr als ein Dutzend Jahrhunderte iſt es begreiflich, daß es Chriſtianſen einigermaßen unangenehm empfindet, daß er für jenen Teil des Märchens, den er als »introduction« bezeichnet, keinen ältern Text heranziehen kann als das von Benfey als »letzt-erreichbare Urform« angeführte 33. Kapitel des *Dsanglun,* der in das dreizehnte Jahrhundert zurückgeht, und die 18. der Schiefner-Ralſtonſchen *Tibetan-Tales.* Zu dieſer zweiten Geſchichte aber wäre eine ältere Form zu finden geweſen, ſie ſteht nach einem chineſiſchen Werke, das in dem Jahre 710 unſerer Zeitrechnung aus dem Sanskrit übertragen worden iſt, bei Chavannes, II, 389f., Nr. 381, und die Übereinſtimmung iſt ſo groß, daß auf eine Wiedergabe verzichtet werden kann. Außerordentlich viel Ähnlichkeit hat ſie aber auch mit der zwar bei Bolte-Polívka genannten, von Chriſtianſen jedoch außer acht gelaſſenen Faſſung in den *Heft paiker* des 1202 verſtorbenen perſiſchen Dichters Nisāmi, wo es ſich freilich nicht mehr wie in den zwei tibetaniſchen Erzählungen und in der indiſch-chineſiſchen um Brüder handelt (*The Haft Paikar,* transl. by C. E. Wilſon, London, 1924, I, 214f., vgl. Hammer-Purgſtall, *Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens,* 1818, 116f.).

In all dieſen Verſionen und auch noch in der auf Nisāmis Faſſung beruhenden Erzählung in den *Heft menzer* des 1520 geſtorbenen Perſers Hātifī (W. A. Clouston, *Popular Tales and Fictions,* London, 1887, I, 257f.) fehlt das Motiv der Belauſchung, ebenſo fehlt es noch in einem ſüdlichen »Textus amplior« des *Pañtſchatantra,* über den Hertel in der *ZDMG,* LX und LXI gehandelt hat (Hertel meint, dieſe Rezenſion ſei keineswegs modern, ſpricht aber

Digitized by Google

keine nähere Vermutung über ihr Alter aus). Das betreffende Stück, das 35. Kapitel des 1. Buches erzählt (LXI, 49f.):

> König und Miniſter ſtreiten, ob Unrecht oder Recht in der Welt herrſche. Zuerſt befragen ſie ein lahmes Pferd, dann einen alten Stier, beide, die viel Undank erfahren haben, beſtätigen die Meinung des Königs[1]), und dieſer ſticht dem Miniſter die Augen aus. Ein Vogel, den der Miniſter früher einmal vor dem Tode gerettet hat, bringt ihn zu Brahmas Reittier, und dieſes gibt ihm neue Augen, eine Stadt und langes Leben. Der König, der weiter ungerecht regiert, wird vertrieben, er flüchtet ſich zu ſeinem ehemaligen Miniſter, und dieſer ſetzt ihn wieder in ſein Reich ein.

Dieſe Faſſung, die Chriſtianſen ebenfalls unbekannt geblieben iſt, hat große Wichtigkeit, weil ſie in ihrem Eingange eine außerordentlich nahe Parallele zu dem Beginn von Pelbarts Exempel, aber auch zu dem von Katona, 36 aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts mitgeteilten Märlein bietet, dem ſie überdies noch in der Art der Heilung des Blinden naheſteht, von beiden lateiniſchen Verſionen weicht ſie darin ab, daß in ihr der Böſe nicht beſtraft wird. In weſentlichen Zügen aber ſtimmt dieſe Erzählung des ſüdlichen *Pañtschatantra* auch zu dem 28. Enxemplo des dem frühen 14. Jahrhundert angehörenden *Libro de los gatos (Escrit. ant. al siglo XV,* 551f). Auch dort gibt es eine Wette, allerdings in der Geſtalt, ob es mehr Gewinn bringe, zu lügen oder die Wahrheit zu ſprechen, und entſchieden wird ſie nicht durch Befragung, ſondern durch eine Probe in dem Lande der Affen[2]), aber der Blendung, die freilich durch die beleidigten Affen geſchieht (ſpäter ſpricht immerhin der Geblendete an zwei Stellen von ſeinem Gefährten als dem Täter), folgt die Belauſchung eines Geſpräches von Tieren, in dem ein Fuchs erklärt, wie eine ſtumme Königstochter und ihr blinder Vater geheilt werden könnten, weiter die eigne Heilung und die der andern und die Erhöhung. Später treffen die beiden Gefährten einander wieder: Mala Verdad, der einen blinden Sohn zu haben angibt, fragt, wie es der andere angeſtellt habe, das Augenlicht wieder zu erhalten, er begibt ſich an jenen Ort, wird aber von den Tieren zerriſſen. Hier haben wir alſo zum erſten Male in dieſer Märchengruppe das Motiv der Blendung verknüpft mit dem der Belauſchung, gleichzeitig aber auch den Zug der mißglückten Nachahmung, für den wir — abgeſehen von dem *Dsanglun,* wo jedoch der Nachahmer ſein Schickſal durch Überhebung herbeiführt — ebenfalls noch keinerlei ältere Parallele, weder in Indien noch ſonſt irgendwo haben.

Ohne Blendung nun und in ganz anderer Einkleidung finden wir Belauſchung und mißglückte Nachahmung ſchon mehr als ein Jahrhundert früher in einer hebräiſchen Erzählung, die M. Gaſter aus einem Oxforder Manuſkript in der *Folk-lore,* VII, 231f. überſetzt hat und die ſich auch ſonſt noch in der jüdiſchen Literatur findet (vgl. *Folk-lore,* I, 277f. und bin Gorion, *Born Judas,* II, 199f., dazu 353, 366, 368):

> Zwei Weggenoſſen, ein Jude und ein Heide, ſtreiten, weſſen Glaube der beſſere ſei, und wetten ſchließlich um ihr Geld, ſie beſchließen, darüber die Leute zu befragen. Dreimal kommt ihnen Satan, jedesmal in anderer Geſtalt, entgegen, und immer gibt er dem Heiden Recht. Der Jude muß alſo ſein Geld hergeben. Betrübt legt er ſich unter freiem Himmel ſchlafen. In der Nacht erfährt er aus dem Geſpräche dreier Teufel nicht nur, wie er betrogen worden iſt, ſondern auch wie der Tochter des Kaiſers, die nicht gebären kann, zu

[1]) Dieſer Zug kehrt wieder in der zweiten Erweiterung der Äſopiſchen Fabel von dem Manne und der Schlange, wo die Behauptung der Schlange, Undank ſei der Welt Lohn, anders als in den indiſchen und arabiſchen Verſionen, zuerſt durch ein Roß und dann durch einen Ochſen bewährt wird; ihre älteſte Faſſung ſteht wohl bei Odo von Ceritona (Hervieux, IV, 381f.). Vgl. Bolte-Polívka, II, 420 und den mir unzugänglich gebliebenen Aufſatz von K. MacKenzie in der *Modern Philology,* I (Chicago, 1904), 497, der im *Catof Rom,* III, 54 zitiert iſt.

[2]) Dieſe Epiſode hat der Verfaſſer des *Libro de los gatos* einer der Fabeln Odos von Ceritona (Hervieux, IV, 201f.) entnommen, wie denn ſonſt ſein ganzes Buch nur eine Bearbeitung von Odos Sammlung iſt (Hervieux, IV, 106f.). Zu ihrer Verbreitung vgl. Bolte-Polívka, II, 473 n; nicht ohne Beziehung zu ihr ſteht wohl die Nr. 52 bei Chavannes, I, 195f.

Digitized by Google

helfen wäre und was man anſtellen müßte, damit ein Brunnen wieder Waſſer gebe. Auf dieſe Art wird er reich, den Heiden aber, der ihm nachahmen will, töten die Teufel.

Die Frage, die ſich hier wohl jedermann unwillkürlich ſtellt, iſt: Hat dieſer jüdiſche Apolog nicht etwa, wie ſo viele andere, eine arabiſche Parallele? Prüfen wir, was von der alten arabiſchen Literatur zugänglich iſt.

Chriſtianſen kennt nur zwei alte arabiſche Aufzeichnungen ähnlicher Märchen: die eine, in den ſchon erwähnten *Fākihat al chulafā'* von ibn 'Arabſchāh bietet aber nur den einen Zug, daß ein Geblendeter durch Belauſchung zweier Genien erfährt, wie er ſein Geſicht wieder bekommen kann, die andere iſt die Geſchichte von Abū Nijje und Abū Nijjatein in *1001 Nacht* (Chauvin, V, 11-13), die von den allgemein in Betracht kommenden Motiven nur die Belauſchung, die Heilung der Prinzeſſin und die mißglückte Nachahmung enthält, während die Blendung fehlt. Dieſe Geſchichte aber, die, freilich mit ganz anderm Eingang, die weſentlichen Züge der hebräiſchen Erzählung enthält, findet ſich erſt in ganz jungen Manuſkripten von *1001 Nacht*, dasſelbe gilt von der bei Chauvin unmittelbar nach ihr behandelten von Muḥſin und Muſī, die Chriſtianſen, obwohl in ihr auch der Zug der Blendung vorkommt, merkwürdigerweiſe nicht erwähnt. Noch ſonderbarer aber iſt, daß Chriſtianſen auch an dem dritten der von Chauvin zu einer Gruppe zuſammengefaßten Märchen vorübergeht, das ſchon in der älteſten erreichbaren Geſtalt der *1001 Nacht*, nämlich in jener von Galland benützten, dem 14. Jahrhundert entſtammenden Handſchrift begegnet, dies iſt die Geſchichte von dem Neider und dem Beneideten (Henning, VII, 160f., Littmann, I, 151f.), die, in einigen Zügen zu der von Abū Nijje und Abū Nijjatein ſtimmend, von einer Beſtrafung des Böſen (des Neiders) überhaupt abſieht, alſo auch nicht zu der hebräiſchen Erzählung geſtellt werden kann.

Das obenerwähnte Märchen aus Pūrṇabhadras 1199 vollendeten *Pañcākhyānaka* von dem belauſchten Geſpräche einer in dem Leib eines Menſchen ſteckenden Schlange mit einer andern, das im *Kathāratnākara* (I, 69f.), im *Pañcākhyānavārttika* (übers. v. Hertel, 1923, 11f.) und in Nirmala Paṭhakas *Pañcōpākhyāna* (Hertel, *Pañcatantra*, 278) wiederkehrt und heute noch in Indien erzählt wird (M. Frere, *Old Deccan Days*, 2nd ed., London, 1870, 120f.; A. Dracott, *Simla Village Tales*, London, 1906, 121f.), iſt in einer ſchier unglaublich kurzen Zeit nach Europa gewandert, kaum zweihundert Jahre ſpäter erſcheint es bei Sercambi (Renier, 303f., Nr. 86, leider nur als Fragment erhalten), wo es ſich allerdings um Fröſche handelt, deren einer in dem Leib der Prinzeſſin ſteckt (ſ. Köhler, II, 610). [In ſeinem Buche *Primitive Gemeinſchaftskultur*, 1921, 63f., vergleicht Hans Naumann dieſes Märchen, das er allerdings nur in der Faſſung des *Pañcākhyānavārttika* kennt (nach Hertels Überſetzung in den *Indiſchen Märchen*, 293f.), mit der auf Aimoin und Paulus Diaconus zurückgehenden Sage von König Guntram, die die Brüder Grimm in ihre Sammlung aufgenommen haben (Nr. 433), und kommt nach einer komplizierten Unterſuchung zu dem Schluſſe, zwiſchen den hier wie dort entſtandenen Motivketten beſtehe kein direkter Zuſammenhang. Die Unterſuchung, auf die Naumann übrigens noch in den *Grundzügen der deutſchen Volkskunde*, 1922, 147 zu ſprechen kommt, wäre erheblich intereſſanter geworden, wenn er, von andern europäiſchen Erzählungen abgeſehen, das bachtijariſche Märchen bei Lorimer, 311f. (*The Story of the Shepherd who Found a Treasure*) zur Vergleichung herangezogen hätte.] Im übrigen iſt das Motiv der Belauſchung, das Chriſtianſen ſonſt nur noch aus der Geſchichte der tugendhaften Kirtiſenā bei Somadeva kennt (ed. Tawney, I, 260f.), in Indien weit und ſehr früh verbreitet, Maurice Bloomfield hat im *American*

Digitized by Google

Journal of Philology, XLI, 309–355 eine außerordentlich große Zahl von Erzählungen, die es enthalten, verzeichnet. Etwa gleichzeitig mit Pūrṇabhadra hat es die *Mahāvaṃsa-Ṭīkā* (W. Geiger, *Dīpavaṃsa und Mahāvaṃsa,* 1905, 40f.), wo ein Blinder Bienen belauscht, vorher noch das 416. Dschātaka (III, 452), das den Bohdisattva dem Gespräche einer Schakalmutter mit ihren Jungen zuhören läßt, weiter die Dschātaka 284 und 445 (II, 467f., IV, 42f.), die als Vorfahren des Grimmschen Märchens *Die zwei Brüder* anzusprechen sind (Bolte-Polívka, I, 542f., J. Hertel zu Jinakīrtis *Geschichte von Pāla und Gōpāla,* 1917, 37f., Bloomfield, 323). Noch weiter zurück liegt das Vorkommen des Motivs in der *Chāndogya-Upaniṣad* und im *Mahābhārata* (Bloomfield, 312 und 327f.). Eine wesentliche Ergänzung zu Bloomfields Nachweisen, die sich ja nur auf Indien erstrecken, bilden die Ausführungen Boltes und Polívkas zu den Märchen 6, 55, 88, 108, 119a und 125 der Brüder Grimm, woraus die Verbreitung des Motivs auf der ganzen Erde erhellt. Dieses ist aber auch weder der christlichen, noch der jüdischen frommen Literatur fremd: In den *Vitae patrum,* l. IV, c. 54 (Migne, LXXIII, 847) belauscht ein Mönch einen Konvent unzähliger Dämonenscharen, in den *Dialogi* des hl. Gregor (Migne, LXXVII, 229) tut dies ein Jude, und dieses Märlein ist in den eisernen Bestand der Exempel-Sammlungen übergegangen. Der hl. Laurentius erfährt auf dieselbe Weise, daß er der Sohn des Königs von Spanien ist (*Gesta Rom.,* hg. v. Oesterley, Nr. 201, Wesselski, *Mönchslatein,* Nr. 49). Um die Belauschung von abgeschiedenen Seelen, die sich über die der Aussaat günstige Zeit unterhalten, handelt es sich in dem talmudischen Traktat *Berachoth* (Aug. Wünsche, *Der babylonische Talmud,* 1886f., I, 41f., G. Levi-L. Seligmann, *Parabeln, Legenden und Gedanken,* 1863, 79f.)

Wie wir also sehen, ist der Zug der Belauschung, Christianisens »central episode«, nicht spezifisch indisch, und wenn auch zugegeben werden muß, daß die Belege in der *Upaniṣad* und dem *Mahābhārata* älter sind als die in dem Talmud und in den Leben der Väter, so würde es wohl eine Gewaltsamkeit bedeuten, einen einzigen Ursprung anzunehmen. Je weiter man nämlich zeitlich zurückgeht, desto verständlicher wird die Entstehung des Motivs nicht nur in Indien, sondern überall, denn in einem Kulturstande, der bei den Indern in unvordenkliche Zeiten verlegt werden muß, aber bei manchen primitiven Stämmen jetzt noch zu beobachten ist, gilt dem Menschen das Tier, von Dämonen, Verstorbenen usw. gar nicht zu reden, als ein vielleicht zwar gleichartiges, aber mit höhern Kräften ausgestattetes Wesen und wird zu einem Gegenstande der Verehrung, ja der Vergottung (f. z. B. Eduard B. Tylor, *Primitive Culture,* London, 1871, II, 208f., deutsche Übersetzung von J. W. Spengel und Fr. Poske, 1873, II, 230f.). Das Motiv der Belauschung von Tieren gehört also wohl wie das der Unterweisung durch ein Tier zu jenen Motiven, die überall haben entstehen können und wirklich fast überall entstanden sind.

Dieses Motiv der Belauschung ist nun auch in die spätern indischen Fassungen des Märchens von den zwei Wanderern eingefügt worden: nicht nur der *Kathākośa,* den auch Christianisen kennt, hat es (transl. by C. H. Tawney, London, 1895f., 160f.), sondern auch das *Pārśvanāthacaritra* von Bhāvadevasūri (M. Bloomfield, *The Life and Stories of the Jaina Savior Pārçvanātha,* Baltimore, 1919, 26f.). In diesen zwei Märchensammlungen, die beide der Dschaina-Literatur angehören[1]),

[1]) In Leumanns Noten zu dem *Kathākośa* heißt es (239) zu dieser Geschichte, sie finde sich auch in den Āvaśyaka-Erzählungen, würde das stimmen, so könnte diese Form älter sein als die chinesisch-indische. Der weitere Verweis Leumanns auf Hēmacandras *Pariśiṣṭaparvan,* III, 234–275 hat nur so viel Bedeutung, daß die Helden der zwei ganz verschiedenen Erzählungen den gleichen Namen tragen.

Digitized by Google

begibt sich der Gute, ein Prinz, Lalitāṅga mit Namen, weil es ihm verwehrt wird, Freigebigkeit zu üben, außer Landes, und sein einer niedrigen Kaste angehörender schlechter Freund Sajjana schließt sich ihm an. Es folgt der Streit, was besser sei, Tugend oder Sünde, weiter die Bestätigung der Behauptung Sajjanas durch Leute aus dem Volke und die Blendung. Unter einem Baume liegend, erfährt der Geblendete aus dem Gespräche etlicher Bhāraṇḍa-Vögel, daß die blinde Prinzessin Puṣpāvatī, für deren Heilung ihr Vater, der König Jitaśatru von Campā, als Belohnung ihre Hand und sein halbes Reich ausgesetzt hat, durch den Saft einer sich um den Baum windenden Schlingpflanze ihr Augenlicht wiedergewinnen könne. Der Prinz heilt sich auf diese Weise selber, dann kriecht er einem der Vögel in die Federn, und dieser trägt ihn am Morgen nach Campā. Er heilt die Prinzessin und wird ihr Gatte und Mitbesitzer des Reiches. Eines Tages sieht er seinen treulosen Freund in der Stadt betteln, er vergilt ihm die Bosheit durch Güte. Undankbarerweise aber trachtet Sajjana, den König seinem Retter zu entfremden, und erzählt ihm, er sei ein Prinz, Lalitāṅga aber ein Töpfersohn. Daraufhin befiehlt der König einigen Sklaven, jenen Mann, der am Abende an eine gewisse Stelle des Palastes kommen werde, zu töten, und schickt Lalitāṅga hin. Puṣpāvatī aber, die Verdacht geschöpft hat, bestimmt ihren Gatten, an seiner Statt Sajjana zu schicken, und dieser wird denn auch getötet.

Einigermaßen anders erzählt die schon zu unserm 2. Märchen erwähnte *Suvābahuttarikathā*, der Inhalt dieser Geschichte ⟨Hertel in der *Festschrift für Ernst Windisch*, 1914, 149 f.⟩ sei in Schlagworten wiedergegeben:

Prinz und Barbier — Streit — Bestätigung der Behauptung des Barbiers durch eine Greisin — Belauschung des Gesprächs eines Bhāraṇḍa-Vogels mit seinem Weibchen, daß ihre Exkremente Blindheit und Aussatz heilen — eigene Heilung — Heilung eines aussätzigen Königs — Vermählung mit dessen Tochter — Barbier sprengt das Gerücht aus, der neue Schwiegersohn sei der Kaste nach ein Barbier — der König befiehlt einem Tschandāla, eine Pfanne siedenden Öles vorzubereiten und den hineinzuwerfen, den er schicken werde, und schickt den Prinzen, dieser bleibt auf Anraten seiner Frau zu Hause — der Barbier will sich vergewissern, ob sein Plan gelungen ist, geht hin und wird in die Pfanne geworfen.

Wie man sieht, steht bei allen drei ⟨oder zwei⟩ Erzählern das Motiv der Belauschung für sich allein, und die Bestrafung des Bösewichts geschieht auf eine andere Weise, merkwürdig genug in dem einen Falle auf dieselbe Art wie in dem *Gang zum Eisenhammer* ⟨Chauvin, VIII, 143 f., Chavannes, I, 169 f. etc. etc.⟩; von dem Zuge der Nachahmung, die dem Schlechten den verdienten Lohn bringt, ist keine Rede. Für die Verbindung der zwei Motive, der Belauschung und ihrer Nachahmung, ist in Indien noch keine literarische Parallele gefunden worden, ebenso wenig kennen sie die persischen Varianten, und auch die einzige alte arabische Version weiß nichts von ihr. Schier unvermittelt ist sie auf einmal in dem jüdischen Apolog da, dann in dem *Libro de los gatos* und bei Pelbart, rudimentär auch in dem von Katona mitgeteilten Märlein, gleichsam als Erfüllung einer poetischen Gerechtigkeit.

Bei Bolte-Polívka wird das Mißgeschick des Nachahmers in eine Parallele gestellt mit dem peinlichen Schicksal, das in dem Märchen von den zwei Buckligen den traurigen Helden betrifft, der nicht nur seinen Buckel behält, sondern auch den dazu bekommt, dessen sein glücklicher Gefährte entledigt wird. In demselben Werke wird ⟨III, 324 f.⟩ mit diesem Märchen eine Reihe anderer verglichen, in denen das Geschick seine Gaben verdientermaßen ungleich austeilt, aber eine sehr interessante, sozusagen historische Version ist den gelehrten Herausgebern entgangen. Sie ist inschriftlich erhalten auf einer jener Tafeln, die die von Asklepios in seinem Heiligtum in Epidauros Geheilten gleichsam als Bestätigung ihrer Heilung zu widmen pflegten, und erzählt folgendermaßen ⟨O. Weinreich, *Antike Heilungswunder*, 1909, 90 und 96; J. G. Frazer, *Folk-Lore of the Old Testament*, London, 1916 f., II, 45 f.⟩:

Pandaros, ein Thessaler, hatte Brandmale an der Stirn. In dem Heiligtum schlafend, sah er in einem Traumgesicht den Gott, der ihm die Stirn mit einer Binde umwickelte, und der Gott befahl ihm, diese Binde nach dem Verlassen des Heiligtums abzunehmen und sie

Digitized by Google

in den Tempel zu ſtiften. Als Pandaros am Morgen aufſtand, nahm er die Binde ab, und ſiehe, die Brandmale waren von der Stirn auf die Binde übergegangen. Er ſtiftete die Binde in den Tempel und reiſte ab. Von Athen aus ſandte er nach Epidauros ſeinen Sklaven Echedoros mit einem Geldbetrage, den dieſer als Dankopfer in den Tempel bringen ſollte. Nun hatte auch Echedoros Brandmale an der Stirn, daher legte er ſich, ohne im übrigen das Geld abzugeben, ebenfalls in das Heiligtum in der Hoffnung, ſie ebenſo wie ſein Herr loszuwerden. Auch ihm erſchien der Gott im Traume, fragte ihn aber, ob nicht Pandaros durch ihn Geld ſchicke. Der Sklave leugnete, verſprach jedoch dem Gotte, er werde, wenn er ihn heile, ſein Bild machen laſſen und es ihm widmen. Der Gott hieß ihn, die vordem von Pandaros gebrauchte Binde zu nehmen und ſie ſich um die Stirn zu wickeln, wenn er dann das Heiligtum verlaſſe, ſolle er ſie abnehmen, ſich das Geſicht in dem Quell waſchen und ſich dann im Waſſer betrachten. Dies getan, ſah Echedoros, daß ſich nunmehr zu ſeinen Brandmalen auch die ſeines geheilten Herrn geſellt hatten.

Dem altgriechiſchen ſchlechten Kerl Echedoros ergeht es alſo genau ſo wie dem bösartigen Buckligen, der zu dem eignen Höcker noch den ſeines Geſellen bekommt, es geht ihm aber auch ähnlich wie dem ſchlechten der beiden Gefährten in unſerm Märchen, der dem guten nachahmen will, es geht ihm ähnlich wie der Pechmarie, die es der Goldmarie gleichtun will, und wie der böſen Brahmanenfrau in einem uralten indiſchen Märchen, die ſich, durch das Beiſpiel ihrer Schwiegermutter verleitet, ins Feuer ſtürzt ⟨Chavannes, III, 141 f., Nr. 422, Dutoit, III, 566 f. im 432. Dschātaka, *Kathāratnākara,* II, 127 f., Nr. 160 uſw.⟩, und er hat ſein Gegenſtück noch in vielen andern Märchen ⟨Bolte-Polívka, III, 329⟩. Auch die Epiſode von der verunglückten Nachahmung enthält alſo wohl eines jener Motive, deren Entſtehung an keine Zeit und an keinen Ort gebunden iſt, es mag überall und zu jeder Zeit urſprünglich entſtanden ſein und entſtehen, genau ſo wie das Motiv der Belauſchung. Die beſondere Formel aber, die in unſerm Märchen auftritt, die novellenartige Verbindung nämlich mit der Belauſchung von mit höherm Wiſſen begabten Weſen, die zudem die Macht haben, zu ſtrafen, ja zu vernichten, kann nur einmal entſtanden ſein. Daß dieſe Verbindung auch im modernen Indien vorkommt, darf nicht darüber täuſchen, daß ihre Heimat Indien nicht iſt.

Unſer Märchen mag alſo etwa folgendermaßen entſtanden ſein: eine urſprünglich wohl indiſche Motivbildung — guter und ſchlechter Bruder, Blendung des guten durch den ſchlechten, Wiederherſtellung des guten durch die Gerechtigkeit des Schickſals — hat bei ihrer Wanderung aus der Literatur in die Literatur einerſeits den Einzelzug, daß die Träger der Handlung Brüder ſind, verloren, andererſeits die in Indien fremde Verbindung zweier Motive — Belauſchung und mißglückte Nachahmung — aufgenommen. Der, der dieſe Verquickung zuerſt durchgeführt hat, mag, mit Rückſicht auf den hebräiſchen Apolog von dem Juden und dem Heiden ein Jude geweſen ſein, der das übrige etwa durch eine perſiſch-arabiſche Vermittlung — leider iſt noch kein Zwiſchenglied entdeckt, das dieſe Anſicht erheblich ſtützen würde — kennengelernt hat.

Schließlich noch ohne Rückſicht auf die Gruppenangehörigkeit einige Ergänzungen zu Chriſtianſens Materialſammlung: E. Tegethoff, II, 222 f. ⟨= Chriſtianſen, RF. 6⟩, V. Tille, *Verz. der böhm. M.,* 314-347, v. Löwis, *Finn. Volksm.,* 59 f., Nr. 16 ⟨= Chriſt. FF. 76⟩, Lambertz, *Alb. M.,* 141 f., P. Kretſchmer, *Neugriechiſche Märchen,* 313 f. ⟨= Chriſt. Gre. 1⟩, Lorimer, 160 f., Frobenius, *Atlantis,* II, 20 f., III, 325 f., IV, 129 f. VI, 166 f., C. Meinhof, *Afrikaniſche Märchen,* 1921, 190 f. ⟨= Chriſt. Kam.⟩.

15. Sühnende Buße. Nach einem Märlein der *Compilatio singularis exemplorum,* abgedruckt bei Hilka, *Compilatio,* 15.

Digitized by Google

Zu dieſem Märchen vgl. außer Hilkas Noten noch Köhler, II, 393–399, Chauvin, V, 217f., A. L. Jellinek im *Euphorion,* IX, 163 und Bolte-Polívka, III, 449f., weiter *Catof Rom,* III, 563, Nr. 46 und A. Bricteux, *Contes persans,* 38f. Nach Méons Text iſt das Märchen bearbeitet bei E. Tegethoff, I, 109f.

16. Saladins Bekehrung. Nach dem 50. Exempel des *Libro de los Enxiemplos* von Juan Manuel, aus dem Nachlaſſe von H. Knuſt herausgegeben von A. Birch-Hirſchfeld, 1900, 229f. mit Benützung der Eichendorffſchen Überſetzung, 1843, 172f., vgl. Chauvin, II, 161.

Dieſe Erzählung gehört zu einer langen Reihe, deren einzelne Glieder den Zug gemeinſam haben, daß die verſuchte Frau ihrem Werber die Verwerflichkeit oder Unklugheit ſeines Verlangens klar macht. In ihrer anſcheinend älteſten Form findet ſie ſich in verſchiedenen orientaliſchen Verſionen der *Sieben weiſen Meiſter,* ſo in dem ⟨ſyriſchen⟩ *Sindban* ⟨hg. v. F. Baethgen, 1879, 4f.⟩, in dem ⟨perſiſchen⟩ *Sindibād Nāmeh* ⟨W. A. Clouston, *The Book of Sindibād,* 1884, 80f.⟩, in dem ⟨hebräiſchen⟩ *Miſchle Sindbad* ⟨hg. v. P. Caſſel, 3. Aufl. 1891, 261f.⟩, in dem auf eine jüdiſche Quelle zurückgehenden lateiniſchen Texte der *Historia septem sapientum,* den A. Hilka 1912 aus einer Berliner Handſchrift herausgegeben hat, dann auch in jüngern Texten von *1001 Nacht* ⟨Chauvin, VII, 120f.⟩. In allen dieſen Faſſungen übergibt die Frau dem ihr nachſtellenden Könige, den ſie auf eine kurze Zeit allein läßt, ein Buch, und deſſen Mahnungen bewirken, daß er ſeinen böſen Vorſatz fahren läßt. Hierher gehört auch eine moderne jüdiſche Geſchichte bei bin Gorion, *Born Judas,* I, 354f., 364.

In einer Erzählung, die Cardonne aus der türkiſchen Sammlung *'Adschā' ibu-'l-Ma-'āsir* überſetzt hat ⟨deutſche Ausgabe 1787, 5f.⟩ vertreten die Stelle des Buches zwei Verſe des Inhalts: Der Löwe verachtet, was der Wolf übrig gelaſſen hat, und Er trinkt nicht aus einem Bache, den der Hund beſudelt hat; in der Quelle des türkiſchen Erzählers, al Abſchihis *Mostaṭraf* ⟨trad. par G. Rat, Paris, 1899f., I. 141f.⟩, die zugleich die Quelle für die bei Chauvin, VII, 121f. beſprochene Erzählung iſt, beſagen die Verſe: Wenn ſich die Fliegen auf ein Gericht ſetzen, ſo laſſe ich, auch wenn ich Hunger habe, die Hand von der Schüſſel, Die Löwen trinken nicht, wovon die Hunde gelappt haben, und Der Edle tritt nicht in Wettbewerb mit dem Tölpel. In dieſen Faſſungen hat der König den Gegenſtand ſeines Begehrens ebenſo wie David die Frau Urias von dem Dache ſeines Palaſtes aus erblickt.

Neben dem Buche wendet die Frau manchmal noch ein andres Überzeugungsmittel an: ſo in den arabiſchen *Sieben Veziren* ⟨Clouston, l. c., 144f; Chauvin, VIII, 35⟩, wo ſie dem Könige neunundneunzig Gerichte vorſetzt, alle verſchiedenfarbig, aber alle einunddesſelben Geſchmacks, und auf ſeine verwunderte Frage antwortet: »In deinem Harem haſt du neunundneunzig Mädchen von verſchiedener Geſtalt und Art, alle aber geben nur eine Art Genuß«, ebenſo, bloß daß es nur achtzig gleichſchmeckende Speiſen ſind, bei Chauvin, VII, 122f. Auf die gleiche Weiſe, aber ohne Verwendung eines Buches, entledigt ſich in einem indiſchen Volksſchauſpiel die keuſche Miniſtersgattin des um ſie buhlenden Rādschas Rasālū ⟨R. C. Temple, *Legends of the Panjab,* London, 1847f., I, 243f.⟩ und in einer alten ſyriſch-arabiſchen Geſchichte ⟨Literatur bei A. C. Lee, *The Decameron,* London, 1909, 19⟩ Jeſus Sirachs Weib Aphikia des Königs Salomo, dieſen bringt auf ähnliche Weiſe in einer modernen jüdiſchen Erzählung, die anſonſten zu dem von Bolte-Polívka, III, 530f. beſprochenen Typus des 69. Stücks der *Gesta Romanorum* gehört ⟨bin Gorion, *Born,* III, 109f., 296⟩, die Frau eines Zimmermanns

Digitized by Google

von ſeinen Wünſchen ab. Eine amhariſche Verſion hat C. Meinhof, *Afrikaniſche Märchen,* 297 f. abgedruckt.

Zu dieſer Gruppe gehört auch die 5. Novelle des 1. Tages in Boccaccios *Dekameron,* aber auch ein noch unveröffentlichtes Exempel in jenem ſchon zu unſerm 12. Märchen erwähnten Manuſkript *Royal 15 D. v* des British Muſeums, das aus dem 15. Jahrhundert ſtammt, bei deſſen meiſten Erzählungen aber ein höheres Alter nachgewieſen werden kann.

Hier bekehrt die Heldin einen Ritter, indem ſie ihm nur mit Knoblauch gewürzte Gerichte vorſetzt, ſie ſagt: »Wahrhaftig, Herr Ritter, ſo habe ich getan, um Euch Euere Torheit zu zeigen, denn wenn es auch mehrerlei Frauen gibt, haben ſie doch alle denſelben Geſchmack, weil ſie alle nach Knoblauch ſchmecken ⟨toutesvoyes sentent elles toutes une saveur, car elles sentent toutes aux aulx⟩. Und das ſage ich Euch, weil Ihr Euere ſchöne wackere Frau habt, die Euch genügen muß, wenn Ihr klug ſeid. Übrigens ſchmeckt einem Blinden eine häßliche Frau ebenſo wie eine ſchöne ⟨car autant a saveur une laide femme a ung aveugle comme une belle⟩.«

Näher an Boccaccios Novelle ſchließt ſich, obwohl hier der lockere Ehemann von der eigenen Frau zur Treue zurückgeführt wird, das 12. der zuerſt 1523 erſchienenen *Proverbii in façetie* von Antonio Cornazano ⟨Neudruck Bologna, 1865, 77 f.⟩, die Gerichte ſchmecken alle verſchieden, aber hergeſtellt ſind ſie alle aus demſelben Grundſtoffe, nämlich aus Bohnen. Dieſe Faſſungen erinnern mehr als die der *Sieben Vezire* uſw., wo nur das Ausſehen, nicht aber auch der Geſchmack verſchieden iſt, an eine Stelle bei Livius ⟨l. XXXV, c. 49⟩, wo Titus Quinctius erzählt, er habe einmal mit andern bei einem Freunde in Chalkis verſchiedene Gattungen Wildbret zu eſſen geglaubt, die aber alle aus gewürztem Schweinefleiſch beſtanden hätten, und Quinctius fährt fort, ebenſo verhalte es ſich mit den Soldaten, die Antiochos unter mancherlei Namen anführe, die aber alleſamt nur Syrer ſeien ⟨ebenſo Plutarch, *Apophthegmata,* Titus Quinctius⟩. Setzen wir anſtatt der Soldaten des Antiochos allgemein die Frauen ein, ſo haben wir den ganzen Gedankengang dieſer Erzählungsreihe [1]), die ja, wie wir geſehen haben, eine jüngere Form darſtellt.

Einigermaßen trockener iſt ein Predigtmärlein bei Johannes de Bromyard, *Summa praedicantium,* Baſel, etwa 1479, lit. M, XI, 102:

Hier verlangt die Frau, ihr Liebhaber ſolle einige Tage lang trachten, bei dem Sterben von Menſchen anweſend zu ſein. Als er nach einiger Zeit wiederkehrt, ſagte er zu ihr: »Nun kannſt du ruhig meinen Willen tun, denn der iſt, daß wir beide in Keuſchheit leben. Und dieſe Lehre habe ich gelernt und erfaßt in dem Buche der Toten, zu denen du mich geſchickt haſt, dort habe ich gelernt und erfaßt, daß ihnen von ihren kurzen Ergötzungen nichts geblieben iſt als die ewige Strafe.«

Joh. Pauli, der dieſes Märlein in ſeinen *Schimpf und Ernſt* aufgenommen hat ⟨Nr. 265, ſ. Boltes Noten⟩, macht aus den »aliquot dies« ſeiner Vorlage »ein jar lang«. Ebenſo kehrt natürlich das Jahr in den drei Bearbeitungen Hans Sachsens wieder.

Anders macht es eine vornehme Franzöſin in einem Märlein des Ms. lat. 16481 der Pariſer Nationalbibliothek ⟨A. Lecoy de la Marche *L'Esprit de nos aïeux,* 282 f.⟩ mit dem armen Studenten, der ſich in ſie verliebt hat:

Zuerſt verlangt ſie, er möge den Magiſtergrad erwerben, nach dieſen vier oder fünf Jahren ſoll er Arzt werden, dann noch die Rechte und ſchließlich auch Theologie ſtudieren, als er alles nach ihren Wünſchen getan, fordert ſie von ihm die Angabe einer Buchſtelle, die ihr erlauben würde, ihm ſeinen Willen zu tun. Nun erſt verzichtet er.

[1]) Zu dem gegenteiligen Zwecke, nämlich um zu beweiſen, daß der Wechſel der Geliebten etwas Natürliches ſei, läßt in der 10. der *Cent Nouvelles nouvelles* ⟨La Fontaine, *Pâté d'anguille,* etc.⟩ ein vornehmer Herr dem mit ſeinem ehebrecheriſchen Wandel nicht einverſtandenen Diener einige Tage lang nur Aalpaſteten vorſetzen.

Digitized by Google

Nicht so weit treibt es eine Landsmännin von ihr in einer Novelle, die in dem zuerst 1508 erschienenen *Peregrino* von Jacomo Caviceo eingeschachtelt ist (Ausg. f. l., 1535, 196a f.):

Auch diese verlangt zuerst, daß der Jüngling Philosophie studiere, aber nach beendigtem Studium wünscht sie nur noch zu wissen, was das Nachtigallenmännchen macht, wann es nach dem Liebesspiel von dem Weibchen scheidet. Der Jüngling ist hoch erfreut, als er von einem alten Weibe erfährt, das Männchen der Nachtigall gebe sich der Lust nur auf einem grünen Zweige hin, in dessen Nähe ein dürrer sei, auf diesen setze es sich dann, um sein Gefieder zu glätten. Als er diese Lösung der geliebten Frau bringt, sagt diese: »Alle, die sich mit einem Weibe zusammentun, sind auf dem grünen Zweige, nämlich in der sinnlichen Liebe, nach gestillter Lust aber kommen sie auf den dürren Zweig, nämlich in das Vergessen der wahren Liebe, in solche Traurigkeit und solchen Widerwillen, daß sie das genossene Vergnügen gering achten. Und auf daß es dir nicht ergehe wie dem Nachtigallenmännchen, will ich, daß du lange in Liebeserwartung verharrest.«[1])

Diese Novelle hat Nicolò Granucci in das 3. Buch seines *Eremita* (Lucca, 1569), wie es scheint, wörtlich übernommen (s. Ad. van Bever et Ed. Sansot, *Oeuvres galantes des conteurs italiens,* Paris, 1904, II, 250 f.), vorher schon (1547) hat sie Gilles Corrozet in dem *Compte du Rossignol* gereimt (Neudruck in dem *Recueil de poésies françoises,* Paris, 1855 f., VIII, 49–73).

Mit dieser Erzählung und mit der Juan Manuels nähern wir uns jener Gruppe von Märchen, die als Bedingung für die Gewinnung eines Weibes die Beantwortung einer Frage vorsieht (vgl. Bolte-Polívka, I, 198 f.), während der Zug, daß dem Ritter die Lösung durch ein altes Weib gegeben wird, an die Erzählung des Weibes von Bath in Chaucers *Canterbury Tales,* an die altenglische Ballade *The Marriage of Sir Gawain* usw. erinnert.

*

Zu der Frage der Dame im *Conde Lucanor* und ihrer Beantwortung vgl. die Noten Knusts, 414 und 415 f., wo auch leicht zu ergänzende Verweise zu den Erzählungen von Saladins Reisen in das Abendland gegeben werden.

17. Der Königssohn und der Tod. Nach einer wahrscheinlich von dem Bischof Jon Haldórsson († 1339) aufgezeichneten Erzählung in den *Islendzk Aeventyri,* hg. von Hugo Gering, 1884, II, 143 f., vgl. 149 f.

Zum Unterschiede von so vielen andern Fassungen des Märchens wird hier ein Vogel Karadius erwähnt, dessen Kräfte man in dem Buche Physiologus verzeichnen werde, dieser Vogel ist der Charadrios des im ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts nach Christus in Alexandrien abgefaßten *Physiologos,* und dort heißt es (E. Peters, *Der griechische Physiologus und seine orientalischen Übersetzungen,* 1898, 69) tatsächlich von ihm: Er »saugt die Krankheit des Menschen in sich und fliegt empor in die Regionen der Sonne und besprengt seine Flügel und verbrennt die Krankheit, und er selbst bleibt erhalten und der Kranke mit ihm«.[2])

Daß dieser Charadrios nichts andres ist als der altindische Vogel Haridrava, auf den

[1]) Sollte nicht hier die Erklärung der Redensart »Auf (k) einen grünen Zweig kommen« sein? Die bisherigen Erklärungsversuche (F. Seiler, *Deutsche Sprichwörterkunde,* 1922, 235 und Wander, V 670 f.) befriedigen wohl niemand.

[2]) Zu diesem Kapitel des *Physiologos* vgl. außer der bei Bolte-Polívka, I, 378, n. 2 zitierten Literatur noch J. v. Zingerles Noten in seiner Ausgabe von H. Vintlers *Pluemen der Tugent,* 1874, 341, das 64. Kap. des *Tractatus de diversis historiis Romanorum* mit Herzsteins Anmerkungen, die Noten von L. Toulmin Smith und P. Meyer zu N. Bozons *Contes moralisés,* Paris, 1889, 248 f. und, über die merkwürdige Gleichung charadrios=calandra=calandrino, die Abhandlung A. M. Biscionis zu Lorenzo Lippis *Malmantile racquistato,* Venezia, 1748, 88 f.

Digitized by Google

im *Atharvaveda,* I, Nr. 22 ⟨ſ. auch *Rigveda,* I, Nr. 50, v. 12⟩ die zur Sonne verwünſchte Gelbſucht übertragen wird, iſt einwandfrei feſtgeſtellt ⟨ſ. E. Kuhn in dem Nachwort zu G. A. van den Bergh van Eyſinga, *Indiſche Einflüſſe auf evangeliſche Erzählungen,* 2. Aufl., 1909, 118 und R. Garbe, *Indien und das Chriſtentum,* 1914, 66 f.⟩, noch nicht jedoch, ſcheint es, iſt auf die Ähnlichkeit hingewieſen worden, die zwiſchen Charadrios oder Haridrava und dem den Ausſatz wegſchaffenden Vogel im 14. Kapitel des *Leviticus,* 7 und 51 beſteht ⟨ſ. Br. Baentſch im Göttinger *Handkommentar zum Alten Testament,* I. Abt., 2. Bd., 1903, 371 f. und J. Schefteſowitz, *Das ſtellvertretende Huhnopfer,* 1914, 37 f., zum Allgemeinen vgl. noch W. Mannhardt, *Wald- und Feldkulte,* 1875 f., I, 21 und J. G. Frazer, *The Golden Bough,* IX, 35 f. u. 51 f.⟩ In einer weſentlichen Beziehung aber unterſcheidet ſich der Charadrios von ſeinem indiſchen oder altjüdiſchen Urahn: Er verkündigt auch den Ausgang der Krankheit, indem er, wenn der Kranke ſterben ſoll, ſeine Augen abwendet, ihn aber anblickt, wenn er geneſen ſoll. Auf dieſe Stelle des *Phyſiologos,* die unmittelbar vor der oben zitierten ſteht, hat ſich der Isländer vorſichtigerweiſe nicht bezogen, denn dann wären die Angaben des Todes, welche Kranken ſterben und welche geneſen würden, überflüſſig geweſen. Hat er aber bei dieſem Zuge aus Eigenem geſchöpft? Iſt er der Erfinder des Motivs, daß der Tod zu Häupten des Kranken wirklich den Tod bedeutet?

Nein: dies wird ſchon im Talmud ausgeführt, und zwar in dem Traktate *Aboda Sara* ⟨A. Wünſche, *der bab. Talmud,* II, 3, 349, J. A. Eiſenmenger, *Entdecktes Judenthum,* 1711, I, 872 f.⟩:

> Es geht die Sage, daß der Tod voller Augen iſt. In der Stunde, wo ein kranker Menſch abſcheiden ſoll, ſteht er zu ſeinen Häupten mit einem gezückten Schwerte in ſeiner Hand, an dem ein bitterer Tropfen hängt. Wenn der Kranke ihn ſieht, ergreift ihn ein Zittern, er öffnet ſeinen Mund, und der Tod wirft den bittern Tropfen in ſeinen Mund, infolgedeſſen ſtirbt er, geht in Fäulnis über, und ſein Geſicht wird grüngelb.

Sollte man nun geneigt ſein, aus dieſer Talmud-Stelle und weil in dem *Phyſiologos* auch jüdiſche Tierſymbolik verwoben iſt ⟨E. Peters, l. c., 9⟩, auf eine jüdiſche Herkunft des Hauptmotivs in unſerm Märchen zu ſchließen, ſo würde dagegen außer dem freilich nicht beſonders beweiskräftigen Umſtande, daß dieſes Motiv unter den vielen Erzählungen der jüdiſchen Folklore, die von dem Todesengel handeln, nur in einigen wenigen, überdies erſt in der jüngſten Zeit aufgezeichneten wiederkehrt, auch die bibliſche Geſchichte von Bileam ſprechen, iſt nämlich Hugo Greßmanns Deutung ⟨*Moſe und ſeine Zeit,* 1913, 326⟩ richtig, ſo entgeht Bileam dem Engel Jahves nur unter der »unausgeſprochenen Vorausſetzung, daß ihn die Gottheit nur töten darf, wenn er ihr von vorn in den Weg läuft«. Nun hat tatſächlich eine freilich nicht ſehr zahlreiche Reihe von Varianten unſers Märchens, vor allem das 44. der Brüder Grimm und das Faſtnachtsſpiel Jakob Ayrers den Zug, daß der Tod, wenn der Kranke ihm verfallen ſein ſoll, zu ſeinen Füßen ſteht, alſo wohl von vorn an ihn herangetreten iſt, und gerade darum nimmt Greßmann einen Zuſammenhang der Bileam-Geſchichte mit dem Märchen von dem Gevatter Tod an. Greßmanns Meinung könnte eine Stütze in einer Sentenz finden, die Eiſenmenger ⟨I, 873 f.⟩ aus dem hebräiſchen Werke „*Schalſchéleth hakkabbalá*" abdruckt und überſetzt:

> Wenn die Zeit des Menſchen herbeikommt, daß er von dieſer Welt Abſchied nehmen ſoll, ſo ſteht der Engel des Todes zu ſeinen Füßen und hat ein ſcharfes Schwert in den Händen, der Menſch aber tut ſeine Augen auf und ſieht .... den Engel voll Augen .... und übergibt ſeine Seele ſamt ſeinem Leibe in desſelben Hände.

Es geben alſo beide Faſſungen des Märchens, die von dem nur zu Häupten und die von dem nur zu Füßen des Kranken tötenden Tode, jüdiſche Anſchauungen wieder.

Digitized by Google

Den Nachweiſungen Bolte-Polívkas, I, 377-388, kann ich nur die Erwähnung des märchenhaft ſchönen Epos *Gevatter Tod* von Albrecht Schaeffer (1921) anfügen.

*

Die buchſtäbliche Auslegung eines unbedacht gegebenen Verſprechens iſt wieder ein Zug, der überall und nirgends daheim iſt: der ſpaniſche Graf, der ſich dem König Ferdinand erſt zu ſtellen braucht, bis er ſeinen Bruder begraben hat, und nun dieſen einbalſamiert mit ſich führt, der Delinquent, den Heinrich III. von Frankreich nicht früher henken laſſen will, als bis er die Formel geſprochen hat: In manus tuas commendo etc., der Engländer, der ein Gut unter der Bedingung kauft, daß er es nach völliger Ausſchlagung des Waldes bezahlen wird, der Züricher, den Graf Rudolf von Habsburg zu ſchonen verſpricht, »biß er zuvor die Hoſen wieder auffgezogen hette«, der Perſer al Hormosān, dem der Chalif Omar ſagt, er werde nicht getötet werden, bevor er das Glas Waſſer ausgetrunken habe, ſie alle ſind Brüder unſers Helden, aber auch Verwandte Nornagests und Meleagers, denen das Leben eben durch das geſichert wird, das ihnen den Tod hätte bringen ſollen.

18. Die drei Käſtchen. Nach dem 218. Kapitel der *Gesta Romanorum,* hg. von W. Dick, 1890, und dem 251. des Oesterleyſchen Textes, ſ. Oesterley, 747 und Weſſelski, *Mönchslatein,* 232 zu Nr. 91, weiter das ſchon zitierte Buch H. Schmidts *Jona* (1901), hauptſächlich 127 f.

19. Der verbundene Finger. Nach der *Compilatio singularis exemplorum,* abgedruckt bei Hilka, 14.

Eine Abhandlung von Gaston Paris über dieſe Erzählungsgruppe iſt posthum in der *Romania,* XXXII, 481-551, veröffentlicht worden, 484 f. beſpricht er dieſe Geſchichte, 487 f. die hier als Nr. 46 mitgeteilte.

20. Die drei flinken Brüder. Nach dem Predigtmärlein bei Johannes Gobii, *Scala celi,* Ulm, 1480, 99a.

Den Nachweiſungen von Bolte-Polívka, III, 10-12 und Th. Zachariae, *Kleine Schriften,* 1920, 319-322 habe ich nur beizufügen, daß die Erzählung der *Nouvelle fabrique* von Philippe d'Alcripe in dem *Thrésor des récréations,* 192 f. wiederkehrt und von H. Engelgrave, *Lux evangelica,* I, 264 lateiniſch bearbeitet worden iſt. Zu dem ſchon oben, in der Anmerkung zu unſerm 4. Märchen erwähnten Kunſtſtück, die Federn eines geöffneten Bettes beiſammen zu behalten, vgl. Ad. Rittershaus, *Die neuisländiſchen Volksmärchen,* 1902, 164 und 285 (= H. und J. Naumann, *Isländiſche Volksmärchen,* 1923, 211 f. und 151 f.) und K. Müller-Lisowski, *Iriſche Volksmärchen,* 1923, 47 und 64.

21. Die drei faulen Brüder. Nach dem 22. Kapitel der *Gesta Romanorum,* hg. v. W. Dick.

Die Literatur zu dieſem Märchen verzeichnen Bolte-Polívka, III, 207-213, und Bolte zu Pauli, Nr. 261.

Die erſte Faulheitsprobe, zu der auch Seb. Brant, *Narrenſchiff,* Kap. 97, v. 1-4 zu vergleichen iſt, hat eine Parallele in einem allerdings jungen Märchen der *1001 Nacht* (Chauvin, VI, 64), dort erzählt der Held, er ſei, wenn er an heißen Tagen ſchlief, und die

Digitized by Google

Sonne brannte auf ihn nieder, zu faul gewesen, aufzustehen und sich aus der Sonne weg in den Schatten zu legen.

Zu der dritten Probe stimmt eine Anspielung in der Predigt Geilers über das eben genannte Kapitel des *Narrenschiffs* (Scheibles *Kloster*, I, 737). Dasselbe wie das 94. Avadāna bei St. Julien, das Bolte-Polívka hier anziehen, erzählt auch das 307. Stück bei Chavannes, II, 212; Varianten dazu gibt Hertel, *Ein altindisches Narrenbuch*, 1922, 46.

Die zweite Probe könnte man ob ihrer Bizarrerie für eine Erfindung des ursprünglichen Erzählers halten, dem ist aber nicht so, sondern sie scheint auf einer Art Gesellschaftsspiel zu beruhen, das nach Athenaios (l. IV, c. 42) bei den Thrakern im Schwange war:

> Bei ihren Festgelagen pflegten sie untereinander zu losen: der, den das Los traf, mußte mit einem gekrümmten Messer in der Hand auf einen Stein steigen und den Kopf in eine darüber angebrachte Schlinge stecken, dann wurde der Stein weggeschoben, und er hatte nun den Strick mit dem Messer zu durchschneiden. Gelang es ihm, so war er gerettet; gelang es ihm nicht, so mußte er in der Schlinge sterben, und seine Todeszuckungen wurden von den andern fröhlich belacht.

Dazu vgl. man J. Grimm, *Kleinere Schriften*, 1864f., VII, 259f., weiter Rochholz, *Schweizersagen*, II, 46.

Andere Faulheitsproben geben das 276. und das 277. Epigramm der *Anthologia Graeca*.

22. Jesus als Ehestifter. Nach dem *Toldoth Jeschu* in der nicht vor dem 13. Jahrhundert abgefaßten Version der *Historia Jeschuae Nazareni*, ed. a. Joh. Jac. Huldrico, Leyden, 1705, 48ff., deutsch bei R. Clemens, *De geheimgehaltenen oder sogenannten apokryphischen Evangelien*, 1850, V, 90f.

Diese Legende oder, wenn man will, dieses Schwankmärchen hat durch die Bearbeitung Hans Sachsens (als Meistergesang 1547, als Spruchgedicht zehn Jahre später; s. Goetze-Drescher, IV, 241 und I, 485, vgl. auch II, XVII und IV, VIII), auf der die Nr. 43 in Val. Schumanns *Nachtbüchlein* (1559) beruht, Eingang in die deutsche Volksliteratur gefunden; einflußlos ist hingegen die Parallelerzählung in dem 354. der *750 Teutschen Sprichwörter* Joh. Agricolas geblieben — hier ist die Magd faul und der Knecht fleißig —, auf deren Verwandtschaft mit dem Gedichte Hans Sachsens schon Jacob Grimm in der Einleitung zu der *Deutschen Mythologie* (4. Ausg. I, XXXII) hingewiesen hat. Der Nürnberger hat, wie die Vergleichung mit der Version des *Toldoth* zeigt, die Überlieferung treuer bewahrt.

Seine stoffgeschichtlichen Nachweisungen zu Schumann hat J. Bolte in seiner Ausgabe von Jakob Freys *Gartengesellschaft*, 1896, 285 und an den oben genannten Stellen bei Goetze-Drescher ergänzt; zu erwähnen wären noch Euch. Eyering, *Proverbiorum Copia*, Eisleben, 1601, II, 574, A. F. E. Langbeins Gedicht *Die Wegweiser* (*Sämmtliche Gedichte*, 1854, III, 243), L. Aurbacher, *Ein Volksbüchlein*, Reclam-Ausg., I, 65, H. Merkens, I, 67, die in der *ZVV*, XIX, 325 und XXV, 413 erwähnten Fassungen aus Norwegen und Serbien und die finnischen in *FFComm.*, XXV, 49. Interessant ist, daß noch 1671 der Jesuitenpater Carlo Casalicchio (*L'utile col dolce*, Ausg. Venezia, 1708, 105) in dem »bellissimo apologo« Jesus durch Jupiter, den hl. Petrus durch Merkur ersetzen zu müssen geglaubt hat.

23. Das Paar auf dem Birnbaum. Nach einer Erzählung der zu Nr. 12 genannten Florentiner Handschrift, zum ersten Male gedruckt in den von P. Ferrato herausgegebenen *Due*

Digitized by Google

novelle antichissime inedite, Venezia, 1868, 11f., dann abgedruckt bei Papanti, I, XLIIIf. und bei Biagi, 190f.; vgl. D'Ancona, II, 159f.

Zu diesem Stücke, das durch den Zug des Ehebruchs auf dem Baume einigermaßen verwandt ist mit der 69. Novelle Boccaccios, habe ich in den *Schwänken und Schnurren des Pfarrers Arlotto,* 1910, II, 333, eine Parallele aus einer 1479 niedergeschriebenen italienischen Schwanksammlung mitgeteilt und auch auf Chauvin, IX, 39 verwiesen; verabsäumt wurden die Hinweise auf Bolte zu Montanus, 651, Köhler, II, 568f. und A. L. Jellinek im *Euphorion,* IX, 162f.

*

In unserer Fassung ist die Ausrede der Frau, sie habe so nur gehandelt, damit ihr Gatte das Augenlicht wiederbekomme, nicht so deutlich wie in dem lateinischen Gedichte des Adolfus (Th. Wright, *A Selection of Latin Stories,* 174), in der fälschlich Petrus Alfonsi zugeschriebenen lateinischen Prosaerzählung (Steinhöwels *Äsop,* hg. v. H. Österley, 1873, 326f., Wright, 78f.), in der Geschichte des Kaufmanns der *Canterbury Tales* und in dem deutschen Gedichte bei A. v. Keller, *Erzählungen aus altdeutschen Handschriften,* 298f. Ähnliche immer erfolgreiche Entschuldigungen der verbuhlten Gattin spielen eine Hauptrolle in der Schwankliteratur: um eine einfache Absenz, die dem Gatten das Leben gerettet haben soll, handelt es sich in der *Śukasaptati,* Text. simpl. Nr. 20, orn. 29, ein angeblich nicht vollständig vollzogener Beischlaf ist es bei Pūrṇabhadra, III, c. 12 (Hertel, *Tantrākhyāyika,* I, 138) und in andern, spätern *Pañtschatantra*-Texten (R. Schmidt, *Das Pañcatantram,* 1901, 229f., Benfey, II, 258f., I, 370f.), in der *Śukasaptati,* Text. orn. Nr. 41, in dem türkischen *Tuti-Nameh,* II, 202f., bei Nechschebi (*ZDMG,* XXI, 533f.), in der Nr. 181 des *Kathāratnākara,* II, 180f. und in einer rumänischen und einer slowakischen Volkserzählung, die H. v. Wlislocki in der *ZDMG,* XLII, 125f. veröffentlicht hat. So wie Isolde den lauschenden König Marke, betrügt die Frau den Gatten in einer Geschichte, die E. J. W. Gibb in der *History of the Forty Vezirs,* London, 1886, 394 aus einem Manuskript des India Office mitgeteilt hat. Ähnliche Züge bieten weiter *Śukasaptati,* simpl. Nr. 24 und 37, orn. Nr. 38 und 47, *Kathāratnākara,* Nr. 62 und das Fabliau Rutebeufs *De la Damme qui fist les trois tours entour le Moustier* (*Oeuvres complètes,* rec. par A. Jubinal, Paris, 1839, I, 295f. = A. de Montaiglon et G. Raynaud, *Recueil général des Fabliaux,* Paris, 1872f., III, 192f.).

Schließlich sei noch ein Märlein aus der *Compilatio singularis exemplorum,* 80a mitgeteilt:

> Ein Geistlicher lag bei einer Frau, und als er, weil der Gatte kam, eiligst wegging, ließ er seine Hosen samt dem Schreibzeug in dem Bette liegen. Am Morgen zog der Gatte, der auf den Markt gehen wollte, diese Hosen an. Als er dann mit seinen Gesellen beim Frühmahl saß, schalt ihn einer von ihnen, daß er ihm so lange verheimlicht habe, daß er sich auf das Schreiben verstehe, woraus ihm denn viel Schade erwachsen sei. Da er leugnete, antwortete ihm der andere: »Ihr könnt es nicht leugnen, ich sehe ja Euer Schreibzeug.« Darob ganz verstört, ging er wütend weg. Die Frau aber, die gehört hatte, was dem Geistlichen widerfahren war, war unterdessen zu einem Mönche gegangen und hatte ihn gebeten, er solle sagen, dies seien seine Hosen und sie sei belehrt worden, daß ihr Gatte, wenn er, ohne es zu bemerken, die Hosen eines Geistlichen anziehen könnte, einen Knaben zeugen würde. Und so geschah es, und er glaubte der Gattin und war betrogen.

Zu der großen Gruppe, von der dieses Exempel eines der ältesten Glieder darstellt, vgl. J. Boltes Noten zu der Nr. 87 von Jak. Freys *Gartengesellschaft.* Merkwürdig übrigens und für die vergleichende Literaturgeschichte wichtig ist, wie Jakob Frey, der nach der 232. Fazetie Poggios erzählt, die alte Überlieferung wiederherstellt, die es verlangt, daß der Gatte getäuscht wird, anstatt daß er sich, wie bei Poggio, mit dem Geschehenen abfindet und nur seine Ehre und die des Ordens retten will.

Digitized by Google

24. Der Widerſpenſtigen Zähmung. Nach dem 35. Exempel Juan Manuels, Knuſt, 155f., Eichendorff, 156f., vgl. Chauvin, II, 157.

Dieſes und das 27. Exempel Juan Manuels werden ſtets zu Shakeſpeares *Taming of the Shrew* zitiert: ausführlich hat darüber gehandelt Karl Simrock, *Die Quellen des Shakeſpeare,* 2. Aufl. 1872, I, 327–354, weiter Köhler, III, 40f. und G. Rua im *Giornale storico della lett. ital.*, XVI, 258 zu der 2. Geſchichte der 8. Nacht Straparolas, zu der noch das 23. Kapitel des *German Rogue,* London, 1720, *How Eulespiegle wore the Breeches* ⟨Fr. W. D. Brie, *Eulenſpiegel in England,* 1903, 120⟩ zu nennen wäre.

25. Der Rätſelkampf. Nach der *Compilatio singularis exemplorum,* Hilka, 8.

Zu dem Märchen in ſeiner Geſamtheit ſ. Bolte-Polívka, I, 188–202, zu dem Schluſſe aber beſonders die dort, 199 erwähnte perſiſche Erzählung und M. Lidzbarski, *Geſchichten und Lieder,* 1896, 277f. Das erſte Rätſel des Jünglings kehrt als mißverſtandene Aufforderung in unſerm 7. Märchen wieder, ſ. die dort angegebene Literatur.

26. Die Angſt vor dem Kater. Nach der Handſchrift Tours der *Compilatio singularis exemplorum,* 166b.

Das Märlein rundet das Gedicht des Trobadors Graf Wilhelm von Poitiers ab, wo die Katze dieſelbe Rolle ſpielt, und bildet ſomit ein Mittelglied zwiſchen dieſem und der *Halben Bir* Konrads von Würzburg, aber auch der 64. Novelle in den *Nouvelles Récréations* von Bonav. des Periers, die, gekürzt, im *Roger Bontemps en belle humeur,* Cologne, 1670, 311f. wiederkehrt, ſ. darüber F. Liebrecht, *Zur Volkskunde,* 146f. und Bolte-Polívka, I, 446, n. 1. Nichts Neues bietet in dieſer Hinſicht E. Philippſon, *Der Märchentypus von König Droſſelbart,* 1923 ⟨= *FFComm.*, Nr. 50⟩.

27. Wahrgeſagt und Glück erjagt. Nach der 11. Novelle Sercambis in der Ausgabe R. Reniers, 50f.

Das Märchen iſt eine Verquickung zweier ſonſt nur einzeln auftretender Geſchichten, zu der erſten vergleiche man W. Hertz, *Spielmannsbuch,* 1886, 353f., 2. Aufl. 1900, 423f., Bolte zu Montanus, 626f. und Bolte-Polívka, II, 7f., 18, und zu der zweiten ebendort, II, 79–96.

Eine weitere Parallele zu dem erſten Märchen, die ſich ziemlich nahe an das Märlein der *Scala celi,* 37a f. ſchließt, ſteht in der *Compilatio singularis exemplorum,* Tours, 81a f., ſie könnte zum Teile zu deſſen Ergänzung dienen:

Ein armer Student, der von der Schule kam, wurde von einem edeln Ritter gaſtfreundlich aufgenommen. Die Herrin aber, der die Anweſenheit des Herrn und des Studenten zuwider war, machte durch einen Mittelsmann dem Gatten weis, er könne einen ſeiner Feinde auf deſſen Schloſſe allein greifen. Der Gatte packte ſeine Waffen und ſprang aufs Pferd und ritt eilends hin, da er dann fand, daß er getäuſcht worden war, kehrte er zurück. Unterdeſſen hatte die Herrin dem Studenten ſchlechten Wein und grobes Brot vorgeſetzt und ihn zu Bette geſchickt. Da er nicht ſchlafen konnte, ſo guckte er durch ein Loch in der Wand in die Stube nebenan, und da ſah er einen gedeckten Tiſch und ein luſtiges Feuer, und die Herrin und ein Mönch ließen vielerlei Fleiſchgerichte und vielerlei Wein bringen. Auf einmal pochte der Herr an das Tor. Sofort legte ſich der Mönch unter eine Bank, die Herrin ging in das Gemach, und die Magd verlöſchte das Feuer. Angekommen, verlangte der Herr Wein und zu eſſen. Die Herrin ſchwor, ſie habe nichts zur Hand, nicht einmal weißes Brot, er aber verlangte Weizenbrot und guten Wein und beſchied ſich den Studenten

Digitized by Google

und ſagte zu ihm: »Liebſter, dieſe Studenten, die von der Schule kommen, bewirken durch ihre Künſte wunderbare Dinge, könnteſt du es beſorgen, ſo würde ich gern etwas Gutes eſſen.« Der Student verſprach es, und er nahm des Ritters Schwert und tat, als vollzöge er Beſchwörungen, und ließ alle Speiſen, die der Mönch gebracht (im Text wohl fälſchlich detulerat) und die er hatte verbergen ſehen, herbeibringen (durch wen?). Und da ſich alle bekreuzigten, ſagte er: »Werft euch alleſamt zu Boden und ſeht weder nach rechts, noch nach links.« Dann zog er den Mönch unter der Bank hervor und hieß ihn auf ſeinen ſchwarzen Zelter ſteigen und befahl ihm, keinen Fuß von der Tür zu rücken, ehe er es ihm ſagen werde. Nun ließ er den Herrn wieder aufſtehen und ſagte zu ihm: »Fürwahr, Herr, bevor Ihr eßt, will ich Euch den zeigen, der alles gebracht hat.« Und er gab dem Geiſtlichen Urlaub, und der entwich ohne Verzug. Und nun ſagte die Herrin: »Wahrhaftig, wenn der Student von dieſen Dingen ißt, ſo eſſe auch ich«, und ebenſo ſagte die Magd und das ganze Geſinde. Und ſo hatte der Ritter in dem Studenten, den er als Gaſt aufgenommen hatte, einen Wirt gefunden, der ihn trefflich erquickte.

In den vielen Faſſungen des zweiten Märchens, wo der eigentlich etwas traurige Held den Sieg im Wettlauf durch einen ſeiner Gefährten erringt, iſt der ganz überflüſſige, nur retardierende Zug bemerkenswert, daß der Läufer einſchläft und ſozuſagen wach geſchoſſen wird, dies erfordert noch Einen, manchmal ſogar zwei ſonſt unnütze Helfer. Dieſes Motiv nun ſcheint ſich ſchon in dem ſogenannten Hymnus an die Seele der Thomas-Akten zu finden (Lipſius, I, 292f., Hennecke, 277f., M. Rh. James, 411f.): Der um die Perle ausgeſandte Jüngling iſt in Schlaf verfallen, dies ſehen ſeine Eltern, und ſie wecken ihn durch einen Brief, der wie ein Adler hinfliegt und »ganz Rede« wird. R. Reitzenſtein (*Helleniſtiſche Wundererzählungen*, 1906, 103f.) findet, daß der Märchenton des Hymnus an *1001 Nacht* erinnere, und ſieht in ihm den Niederſchlag eines ägyptiſchen Mythus, nach H. Lucas (*ZVV*, XVII, 125) handelt es ſich um »eine jener zahlreichen Volkserzählungen, die, in verſchiedenen Geſtalten als Märchen oder Sagen auftretend, urſprünglich gewiß mythiſche Bedeutung haben.«

28. Der Quell des Lebens. Nach der *Scala celi*, 99b f.
Vgl. Bolte-Polívka, I, 503-515, überſetzt iſt dieſes Stück der *Scala celi* bei Tegethoff, I, 207.

29. Der Räuber und ſeine Söhne. Nach der Erzählung des ſechſten Weiſen in dem um 1185 geſchriebenen *Doſopathos* von Johannes de Alta Silva, hg. v. A. Hilka, 1913 (*Hiſtoria ſeptem sapientum*, II), 71-78, ſ. Clouſton, *Book of Sindibād*, 370f. und Chauvin, VIII, 204f.

Mit einer ganzen Reihe anderer Märchen aus dem *Doſopathos* iſt auch dieſes in einer Leipziger Handſchrift des 15. Jahrhunderts ins Deutſche überſetzt, daraus hat es M. Haupt in den *Altd. Bl.*, I, 119ff. abgedruckt. Dieſen Text haben dann nach leichter Überarbeitung die Brüder Grimm als Nr. 191 in die *Kinder- und Hausmärchen* aufgenommen, ihn aber in der Ausgabe von 1857, als ſie ſeinen Urſprung erkannt hatten, durch das *Meerhäschen* erſetzt. Wieder abgedruckt iſt die Faſſung der Brüder Grimm, mit den gewohnten reichen Nachweiſen, bei Bolte-Polívka, III, 369f. Bei einem Vergleiche dieſes Textes mit dem hier gegebenen wird der Leſer viele Abweichungen feſtſtellen können, ſie gehen auf die Rechnung des alten Bearbeiters, der z. B. aus den Striges und Lamiae[1]) ſeiner Vorlage männliche Unholde gemacht hat.

Zu dem Polyphem-Märchen im Allgemeinen wären außer der bei Bolte-Polívka, III,

[1]) Über die Kinder freſſende Lamia ſ. J. Bolte in *FFComm.*, Nr. 39, 5, über die Striges W. H. Roſcher, *Lexikon der griech. u. röm. Mythologie*, IV, 1552-1557.

Digitized by Google

375 gegebenen Literatur noch zu erwähnen Chauvin, IX, 93, das Buch von F. Settegaſt, *Das Polyphemmärchen in altfranz. Gedichten,* 1917, P. Herrmann, *Heldenſagen d. Saxo Gramm.,* 591, und Lambertz, 83-85. Von neuern Aufzeichnungen kenne ich nur ein kabyliſches Märchen bei Frobenius, II, 26f., eine perſiſche Parallele zu einem Teile der A-Verſion des Märchens von Abū'l Fawari (Chauvin, VII, 60f.) ſteht jetzt nach einem Manuſkript der Bodleiana bei R. Levy, 80f., ebendort, 32f. aus demſelben Manuſkript und bei A. Bricteux, 237f. nach einer Berliner Handſchrift eine eingeſchachtelte Variante zu dem Märchen von Seif al Muluk (Chauvin, VII, 64f.): überall iſt die Polyphem-Geſchichte eingeſchaltet (Levy, 86f., 53, Bricteux, 285f.)

*

Der Zug, daß ſich der Held unter die Gehängten hängt, erinnert an die Liſt des verfolgten Fuchſes im *Roman de Renart,* ſich zwiſchen die Fuchsbälge zu hängen, ſ. Jac. Grimm, *Reinhart Fuchs,* 1834, CXXXIII, A. C. M. Robert, *Fables inédites,* Paris, 1825, II, 383 zu La Fontaine, l. XII, f. 23, Al. Neckam, *De naturis rerum,* ed. by Th. Wright, London, 1863, 204 uſw.

30. Wer hat die Nieren gegeſſen? Nach der 75. der *Noveſſe antiche* in Gualteruzzis Text (Biagi, 108, Nr. 113), D'Ancona, II, 132f. und A. Weſſelski, *Italiänniſcher Volks- und Herrenwitz,* 1912, 3f. und 223f.

Vgl. Bolte-Polívka, II, 149-157 und III, 195, n. 1, ferner bin Gorion, *Born,* III, 17f. und 288 und T. J. Bezemer, *Volksdichtung aus Indoneſien,* 24f.

*

Bolte-Polívka, II, 162 vergleichen zu dem Zuge der mißglückten Nachahmung des Wunders außer der von Medea vorgenommenen Verjüngungskur, die die Töchter des Pelias vergeblich nachzumachen verſuchen, jene Geſchichte bei Aelian, *De nat. anim.,* IX, 33, wo die Prieſter des Asklepios einer Patientin den ihr zu dem Zwecke der Heilung abgeſchnittenen Kopf nicht wieder aufzuſetzen vermögen, ſo daß der Gott ſelbſt eingreifen muß. Otto Weinreich, der dazu noch ein epidauriſches Iama heranzieht (*Antike Heilungswunder,* 81f.), verweiſt auch mit Recht auf mehrere Legenden von dem hl. Eligius, und dieſe ſtellt O. Dähnhardt, *Naturſagen,* 1907f., II, 155-170, ſpäter Alf. De Cock, *Volksſage, Volksgeloof en Volksgebruik,* Antwerpen, 1918, 131f. mit andern mißglückten Nachahmungsverſuchen, wie bei dem Umſchmieden und dem Umſchmelzen des zu Verjüngenden, zuſammen, vergl. auch Bolte-Polívka, III, 196f. In dieſe Gruppierung gehört aber auch das in dem Goetheſchen *Zauberlehrling* bearbeitete Märchen aus Lukians *Philopſeudes,* das eine ganze Reihe von Gegenſtücken hat: in den *Isl. Aeventyri,* II, 71 iſt es der Biſchof Jón Halldórsſon, der mutmaßliche Erzähler unſers 17. Märchens, deſſen Vorwitz ihn ähnliche Erfahrungen machen läßt wie Arignotos, dann wieder iſt ein Lehrling über das Zauberbuch des Parazelsus oder des Agrippa gekommen, und der Zauberer muß den Spuk bannen, vgl. den Aufſatz *Das Rückwärtszaubern im Volksglauben* von P. Drechsler in den *Mitt. d. Schleſ. Geſ. f. Volksk.,* IV, 7. Heft, 45f., ferner J. Endt, *Sagen und Schwänke aus dem Erzgebirge,* 1909, 98 und Alf. De Cock, *Studien en Essays over oude volksvertelsels,* Antwerpen, 1919, 224f.

31. Ratſchläge am Sterbebett. Nach dem 18. Stück des aus der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts ſtammenden Geſchichtenbuchs des Magiſters Konrad Derrer von Augsburg in der *Zeitſchr. d. Hiſt. Ver. für Schwaben und Neuburg,* XXXI, 108.

Digitized by Google

32. Salomos drei Lehren. Nach einem Märlein der *Compilatio singularis exemplorum,* abgedruckt bei Hilka, 9f

Eine Geſchichte der Märchennovelle von den drei oder zwei oder mehr Ratſchlägen müßte auch bei oberflächlicher Bearbeitung einen ſtarken Band füllen, hätte ſie doch u. a. einerſeits Formen zu berückſichtigen wie die in dem *Lai de l'oiselet* erhaltene oder wie die des *Dialogus creaturarum* von dem Löwen, der ſeinen drei Söhnen Anweiſungen gibt, andererſeits aber auch die große Zahl von Parodien, für die als Beiſpiele nur genannt ſeien der 485. Schwank des Bar-Hebraeus ⟨*The Laughable Stories,* ed. by E. A. Wallis Budge, London, 1897, 126, vgl. Weſſelski, *Der Hodscha Nasreddin,* 1911, I, 116f. und 260⟩, das 43. Stück des *Wegkürzers* von Montanus ⟨Ausg. v. J. Bolte, 581⟩ und die 175. Fazetie Poggios, für die man, wenn man will, eine Parallele ſchon in dem 376. Dschātaka finden kann. Außer acht laſſen dürfte ſie vielleicht die Feſtſtellungen des älteren Cato bei Plutarch, daß er nur dreimal Reue empfunden habe: 1. daß er einer Frau ein Geheimnis anvertraut habe, 2. daß er zu Schiffe gefahren ſei, obwohl er ſein Ziel auch zu Fuß hätte erreichen können, und 3. daß er einen Tag ohne Teſtament geblieben ſei, oder die drei Dinge, die der hl. Auguſtinus nach ſeinem Biographen Poſſidius von dem Biſchof Ambroſius gelernt hat, oder die drei Lehren Jacopo Sforzas für ſeinen Sohn Francesco.

Am ausführlichſten, freilich in ſehr enger Begrenzung, hat über dieſe Märchenreihen Fr. Seiler in ſeiner Ausgabe des *Ruodlieb,* 1882, 45-74 gehandelt, leider ohne Benützung der von F. Liebrecht, *Zur Volkskunde,* 36f. gegebenen Nachweiſe, ſo daß er weder die 16. Novelle Sacchettis noch die 52. der *Cent Nouvelles nouvelles* erwähnt, die mit unſerm 31. Märchen eine eigene Gruppe innerhalb des großen Gebietes bilden. Bei Sacchetti rät der ſterbende Vater dem Sohne, mit einem Freunde nicht ſo viel zu verkehren, daß er ihm überdrüſſig wird, ſich bei einem Verkaufe mit einem mäßigen Gewinne zu beſcheiden und auch andere etwas verdienen zu laſſen und möglichſt in der Heimat zu freien, in den *Cent Nouvelles nouvelles* ⟨natürlich ebenſo auch in dem *Recueil des plaisantes et facetieuses nouvelles,* 1555, in dem *Joyeuses Aventures,* 1556 uſw. und in C. Malespinis *Ducento Novelle,* 1609⟩ lauten die Gebote: bei einem Nachbar nicht ſo lang zu verkehren, bis dieſer nur noch Schwarzbrot auftiſcht, nie im Galopp zu reiten und keine Frau aus der Fremde zu nehmen. Wie man ſieht, ſind die erſten und die dritten Ratſchläge in beiden Erzählungen identiſch und ſtimmen zu dem zweiten und dem dritten in der unſern, während in dieſer der erſte eine Ähnlichkeit mit dem zweiten bei Sacchetti zeigt, überdies iſt der traurige Ausgang der Nichtbefolgung des zweiten Gebotes in allen drei Faſſungen an das Verſagen eines Roſſes geknüpft. Wir haben alſo in unſerm Märchen ein Mittelglied der andern zwei, denen ſie auch noch außer durch Nebenzüge, wie durch das Aufhängen der Belegſtücke für die Richtigkeit der drei Lehren, naheſteht.

Seiler kennt drei Verſionen, in denen die drei Lehren von Salomo ſtammen: zwei ſtammen aus Spanien, und die dritte teilt er nach den Angaben Köhlers, II, 404 aus *Fellmeiers Abenden* von Abr. M. Tendlau, 1856 mit, dieſe aber iſt von R. Wünſche zweimal aus alten Texten überſetzt ⟨*Midrasch Ruth rabba,* 1883, 73f. und *Aus Israels Lehrhallen,* 1907f., II, 19f. nach Jellinek, *Bet ha-Midrasch*⟩, kehrt übrigens auch bei bin Gorion, *Born,* III, 100f. wieder. Mit dieſen drei Verſionen hängt unſer Märchen 32 nur durch den Namen Salomo zuſammen, anſonſten erinnert es durch ſeinen Hauptzug, wie nämlich die verwettete Frau zurückgenommen wird, lebhaft an die 40. Erzählung der *Śukasaptati,* Text. simpl., 59 ⟨nicht im orn., wohl aber in der Marāṭhi-Überſetzung, 124f.⟩, wo die Vereinbarung lautet, der Gewinner der Wette dürfe in dem Hauſe des Verlierers nehmen, was er mit beiden Händen faſſen könne:

Digitized by Google

auch hier muß er sich mit der Leiter begnügen. Gleichförmig erzählt das 120. Stück des *Kathāratnākara* (II, 37 f.), das wieder zu dem 69. der *Suvāhahuttarīkathā* stimmt (J. Hertel, *Festschrift für E. Windisch,* 145 f.), hier begegnet auch noch das Motiv der gekauften Klugheitsregeln, woraus wohl geschlossen werden kann, daß dieses auch in der entsprechenden Erzählung der Urform der *Śukasaptati* enthalten gewesen ist.

Im übrigen vergleiche man zu dem Stoffgeschichtlichen außer den genannten Stellen noch Köhler, I, 402 f., 167 f., 284 f., G. Rua im *Giornale storico,* XVI, 218 f., denselben, *Le „Piacevoli Notti" di Messer Gian Francesco Straparola,* Roma, 1898, 65 f. (deutsche Bearbeitungen von Straparolas Märchen bei C. A. M. v. W., *Zeitvertreiber,* 1685, 342 f. und G. P. Harsdörfer, *Der große Schau-Platz,* 1683, II, 106 f.), Lett. Di Francia, *Franco Sacchetti Novelliere,* Pisa, 1902, 158 f. und Chauvin VIII, 136 f., 138 f. Ohne Rücksicht auf ihre Gruppenangehörigkeit seien noch folgende an diesen Orten nicht verzeichnete Bearbeitungen erwähnt: *Pārśvanāthacaritra* bei Bloomfield, 86 f., Knowles, 32 f., Bompas, 179 f., *ZVV,* XIX, 195 (südarabisch), Lorimer, 269 f., M. Hartmann, *Märchen und Geschichten aus Osten und Westen* in *Gesamm. Werke,* 1873, V, 271 f., bin Gorion, *Born,* IV, 22 f., 25 f., J. Jegerlehner, *Sagen und Märchen aus dem Oberwallis,* 1913, 52 f. und 312, Tegethoff, II, 182 f., Nr. 36 und v. Löwis, 284 f., Nr. 86 (livisch).

*

Der Schluß unsers 32. Märchens und seiner indischen Parallelen, wie der schon seines Gewinnes Sichere durch wörtliche Auslegung des Vertrages darum gebracht wird, erinnert an die vielen Sagen, wo sich der Teufel die erste Seele ausbedingt, die über seine Brücke oder in seine Kirche gehen wird, aber auch an die bekannte Anekdote von König Alexander und dem Müller bei Valerius Maximus, l. VII, c. 3, ext. Nr. 1.

33. Der Greis von Damaskus. Nach einem Predigtmärlein Jakobs von Vitry bei J. Greven, 49, Nr. 79, bei G. Frenken, 135, Nr. 75.

Aus unbekannter, anscheinend mündlicher Quelle erzählt die Geschichte Petrarca in *De remediis utriusque fortunae,* l. II, dial. 68 (*Opera,* Basel, 1581, 160). Auf dieser Fassung beruht Pauli, Nr. 319, vgl. dazu J. Boltes Nachweise, die von G. Frenken zitierte Erzählung *Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf* (1819) in J. P. Hebels *Schatzkästlein,* (*Sämtl. poet. Werke,* IV, 274 f.) und das 8. der von A. Cappelli herausgegebenen *Ghiribizzi di Mess. Bernabò Visconti* von Girolamo Rosia, Modena, 1868, 28 f.

34. Wissen bringt Not. Nach einer Erzählung der schon mehrfach genannten Florentiner Handschrift, abgedruckt bei Papanti, I, XXVI f. und Biagi, 168 f. (zum Schlusse des Verständnisses halber zwei Sätze eingeschoben), vgl. D'Ancona, II, 155 f.

Während es das primitive Märchen natürlich findet, daß sich seine handelnden Menschen mit allen ihnen gleichartigen Wesen, zu denen außer den Tieren auch noch die Bäume, die Flüsse, ja die Gestirne gehören, ohne weiteres verständigen können, ist auf einer spätern Kulturstufe die Kenntnis der Tier- und vor allem der Vogelsprache eine besondere Fähigkeit, über deren Gewinnung meist eingehend berichtet wird, vgl. darüber Chauvin, VIII, 49 und V, 180, J. G. Frazer, *The Golden Bough,* VIII, 146 f. und 270, hauptsächlich aber Bolte-Polívka, I, 131-134.

Nur durch den Hauptzug steht unserm Märchen nahe das bei Chauvin, VIII, 129 f. besprochene, wo ein angeblich belauschtes Vogelgespräch den König belehrt, hierzu wäre noch

Digitized by Google

einerſeits auf Bar-Hebraeus, Nr. 378 (ed. Budge, 92) und auf das 21. Exemplo des *Conde Lucanor* (Knuſt, 352, Chauvin, II, 153), andererſeits auf Langbein, *Das Heiratsgut* (IV, 119f.) zu verweiſen. Heranziehen mag man auch noch eine Erzählung bei Philoſtratus, IV, 3, wonach Apollonius von Tyana das Zwitſchern eines Sperlings ſeinen Genoſſen dahin erklärt hat, er melde den andern Spatzen, daß ein Knabe mit einem Maß Weizen geſtürzt ſei, weshalb ſie ſich zu dem Schmauſe des verſtreuten Weizens einfinden ſollten.

Dieſelbe Kunſtprobe legt nach Kardinal Bennos Buche *De vita et gestis Hildebrandi* (Ende des 11. Jahrh.) der Erzbiſchof Laurentius ab, der angeblich in der Magie der Schüler des Papſtes Sylveſter II. und der Lehrer des Papſtes Gregor VII. (Hildebrand) geweſen iſt, Gabriel Naudé gibt in der *Apologie pour tous les grands personnages qui ont esté faussement soupçonnez de Magie* (1. Ausg. 1625), A la Haye, 1653, 574 die Geſchichte, die er übrigens als eine Nachahmung der von Apollonius berichteten erkennt, ſo wieder:

> . . . il estoit fort expert & bien entendu à expliquer le chant des oyseaux, comme il en fit un jour l'experience estant à Rome devant quelques Prelats sur la rencontre fortuite d'un petit moineau, lequel advertissoit les autres par son chant qu'il y avoit un chariot de bled qui estoit versé à la porte Majeure, & qu'ils avojent moyen de bien faire leur profit.

Mit dieſer Geſchichte ſind wir zeitlich ganz nahe an unſer Märchen gerückt, das damals ſicherlich nicht als ſolches empfunden worden iſt.

Bolte und Polívka geben reichliche Nachweiſe nicht nur zu den verſchiedenen Arten, wie die Kenntnis der Vogel- oder Tierſprache erworben, ſondern auch wie ſie verloren wird; es ſei geſtattet, hierzu noch eine merkwürdige Erzählung aus dem Buche *De abstinentia* des Neuplatonikers Porphyrios (l. III, c. 3) anzuführen, die unmittelbar auf die eben erwähnte Geſchichte von Apollonius folgt (Der Spatz iſt durch eine Schwalbe erſetzt):

> Ein Freund von uns pflegte uns zu erzählen, er habe einen jungen Sklaven gehabt, der habe trefflich verſtanden, was die Vögel redeten, die alleſamt Wahrſager ſeien und bald bevorſtehende Ereigniſſe ankündigten, ſeine Mutter aber habe ihn aus Furcht, er könnte dem Könige als Geſchenk geſchickt werden, dieſer Fähigkeit beraubt, indem ſie ihm während ſeines Schlafes in die Ohren gepißt habe.
>
> Auch die Beziehung dieſer Geſchichte zu der unſeren iſt nicht ſchwer herzuſtellen.

35. Die erfüllte Weisſagung. Nach der letzten Erzählung der in die *Scala celi* aufgenommenen Faſſung der *Sieben weiſen Meiſter: Scala celi*, 95b f. und *Feſtſchr. f. Alfr. Hilſebrandt*, 79f.; vgl. Clouſton, *Book of Sindibâd*, 348f., Chauvin VIII, 193f. und Campbell, *Seven Sages*, CXII f.

Bolte und Polívka behandeln dieſes Märchen ſamt ſeiner Nebenform, wo die Stelle der Weisſagung durch die Vögel ein Traum vertritt, zu dem 33. der Brüder Grimm (I, 322-325) und erinnern dabei an die bibliſche Geſchichte von Joſephs bedeutungsvollen Träumen. Denſelben Zuſammenhang ſtellt auch H. Gunkel her (*Geneſis*, 4. Aufl., 1917, 400 und *Das Märchen im Alt. Teſt.*, 111, 123), und er könnte noch unterſtrichen werden durch den Hinweis, daß Joſeph im Gegenſatze zu der bibliſchen Geſchichte, wo er die Träume nur ſeinen Brüdern erzählt (ſ. Gunkel, *Geneſis*, 405), im Koran (12. Sure) und in den auf ſolchen Traditionen beruhenden Darſtellungen bis zu Śrivaras *Kathâkautukam* ſeinen einzigen Traum nur dem Vater berichtet. Beſtünde aber dieſer Zuſammenhang wirklich — gegen ihn ſpricht vor allem die gänzlich verſchiedene Rolle des Vaters —, ſo müßte der Traumtypus des Märchens älter

Digitized by Google

ſein als der Weisſagungstypus, nun ſind aber alle Faſſungen, die den Traum einführen, erſt in der jüngſten Zeit aufgezeichnet, wogegen für die Priorität unſers Typus das hohe Alter ſchon der literariſch fixierten Verſionen ſpricht. Zudem wird in den Faſſungen des Traumtypus der Held nicht ſo ſehr wegen ſeines Traumes verfolgt, wie wegen der Weigerung, ihn zu erzählen, die allerdings in der vermutlichen Heimat dieſes Typus — man vergleiche die Variantenliſte bei Bolte-Polívka — die Mißachtung eines ſelbſtverſtändlichen Gebotes darſtellt.

Ein gemeinſamer Urſprung dieſer beiden Typen oder auch nur die Abhängigkeit des Traumtypus von dem Weisſagungstypus wird ſich daher wohl ſchwer nachweiſen laſſen, ebenſowenig dürfte angeſichts des Unterſchieds in der Benutzung des Hauptmotivs als Urſprung des Traumtypus die Joſephgeſchichte in Betracht kommen.

Zu dem Weisſagungstypus wären außer den bei Bolte-Polívka gegebenen Nachweiſungen noch zu nennen das 13. der *Hundert neuen Märchen* von Fr. v. Arnim, 1844, 83 f. und die Sage von Papſt Leo X. bei L. Stöber, *Die Sagen des Elſaſſes*, 1852, 71 f., zu dem Traumtypus J. G. v. Hahn, *Griech. und albaneſ. Märchen*, 1864, Nr. 45, Neudruck 1918, I, 232 f. ⟨Miſchform⟩, Bergſträßer, 49 f., Nr. 15 und Frobenius, *Atlantis*, III, 202 f., 247 f. Den Zug, daß der Sohn verkündet, der Vater werde ihm noch einmal das Waſchbecken halten, hat Ludw. Tieck in dem *Fortunat* ⟨*Phantasus*, V⟩ verarbeitet.

36. Überliſtet. Nach Konrad Derrers Geſchichtenbuch, Nr. 37, a. a. O. 116.

Vgl. Bolte-Polívka, I, 546 f., III, 454 f., weiter noch *Scala celi*, 100 b ⟨»Refert Jacobus de Vitriaco . . .«, aber weder bei Crane, noch bei Greven oder Frenken findet ſich ein ähnliches Märlein⟩, M. Béroalde de Verville, *Le Moyen de parvenir*, LI, Ausg. Paris, 1841, 171 = *Le Tombeau de la melancolie* ⟨1625⟩, Paris, 1639, 57 f. = D'Ouville, I, 196 f. und Peuckert, *Schleſiſche Sagen*, 40, 293.

37. Scharfſinnsproben. Nach der 1. Novelle Sercambis in der Ausgabe Reniers, 9 f.

Dieſes Märchen iſt eine merkwürdige Verquickung zweier Motivgruppen, die aber in der arabiſchen Märchenliteratur und den von ihr abhängigen Volksüberlieferungen eine große Zahl von freilich oft ſtark abweichenden Parallelen hat: meiſtens handelt es ſich um drei Brüder, die ſich, weil ſie ſich über die Erbſchaft nach ihrem Vater nicht einigen können oder weil ſie den, der das Erbe beiſeite geſchafft hat, entdecken wollen, zu einem Schiedsrichter begeben und auf dem Wege zu ihm und ſchließlich vor ihm Proben ihres Scharfſinns ablegen, erheblichere Abweichungen bietet dann, ſoweit die einzelnen Faſſungen auch dieſen Zug enthalten, die Art, wie ſich der gewählte Richter jene Klarheit über den Charakter der Streitenden verſchafft, die ihm das Urteil ermöglicht. Die reiche Literatur darüber verzeichnet Chauvin, VII, 158, zu nennen wären dort nach Dracott, *Simla Village Tales*, 115 f., Erzherzog Ludwig Salvator, *Märchen aus Mallorca*, 1896, 95 f. und Frobenius, *Atlantis*, VIII, 98 f.

Natürlich befaßt ſich Chauvin ausführlich auch ⟨160–163⟩ mit den Scharfſinnsproben an ſich und in andern Verbindungen, leider iſt ihm Fr. v. d. Leyens Exkurs in den *Märchen in den Götterſagen der Edda*, 1899, 71–79 unbekannt geblieben, der wieder keine Rückſicht auf Boltes Noten zu der *Reiſe der Söhne Giaffers*, 198–202 nimmt. Seither iſt als Gegenſtück zu der Beſchreibung des Kamels eine mindeſtens aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung ſtammende indiſche Erzählung durch ihre chineſiſche Überſetzung bekannt geworden,

Digitized by Google

ſie ſteht in dem ſchon zu unſerer Nr. 1 erwähnten *Kieu tsa pi jü king* ⟨Chavannes, *Actes du XIV^e congr. intern. des orient.*, I, ſ. 5., 136f. und *Cinq cents contes*, I, 379f.⟩ und enthält dieſelbe Beſchreibung eines Elefanten, die nach Schiefner-Ralſton, 96 der tibetaniſche *Kandſchur* von dem Ärztekönig Dschīvaka berichtet. Als ſelbſtändige Parallelen wären hier noch zu nennen Kingscote and Naṭēsā Sāstri, *Tales of the Sun*, London, 1890, 140f. ⟨mit einer Rahmenerzählung als Fortſetzung⟩ und Meherjibhai Nosherwanji Kuka, *The Wit and Humour of the Persians*, Bombay, 1894, 198f., Nr. 123 ⟨die Nr. 124, 200f. erinnert ſchon mehr an Sherlock Holmes⟩.

Ebenſo haben die richtigen Urteile über Dinge wie die Herkunft der Speiſe, des Weins und des Gaſtgebers eine Parallele ſchon in dem 463. Dschātaka ⟨Dutoit, IV, 160f.; Lüders, *Buddh. Märchen*, 39f., Nr. 7⟩, weiter in Erzählungen der *Vetālapañcaviṃśatikā* ⟨H. Uhle, 124f. und 148f.; Somadeva, II, 271f.; Fr. v. d. Leyen, *Indiſche Märchen*, 1898, 65f. und 149f.⟩ und des *Kathāratnākara*, II, 264f., Nr. 205–208. Nur um die Abſtammung des Königs handelt es ſich in zwei ſpäten Dschaina-Werken, in Jnānasāgaras *Ratnacūda* ⟨Hertel, *Ind. Erzähler*, VII, 138f.⟩ und in Ratnasundaras *Kathākallōla* ⟨Hertel, *Pañcatantra*, 196f.⟩, um die von vier Veziren in der bei Chauvin, VIII, 117 beſprochenen Erzählung der *Vierzig Vezire* und in der bachtijariſchen bei Lorimer, 325f., um die von drei Königsſöhnen bei Lambertz, *Alban. Märchen*, 80.

Eine ganz merkwürdige Geſchichte, in der Sultan Machmūd von Perſien und der Dichter des Schāhnāmeh Firdausi eine Rolle ſpielen, berichtet Adam Olearius, *Offt begehrte Beſchreibung der Newen Orientaliſchen Reiſe*, 1647, 422f. in dem von dem Kaffee handelnden Abſchnitt:

> Wenn man aber ſolches Cahwae ⟨Kaffee-⟩ Waſſer zu viel gebrauchet, ſol es die Fleiſchlichen Begierde gantz außleſchen. Sie ſchreiben von einem Könige Sulthan Mahmud Kasnin, welcher vor dem Tamerlano in Perſien Regieret hat, daß derſelbe an das Cahwae Waſſer ſich ſo ſehr gewehnet, daß er auch ſeines Gemahles darbey vergeſſen, und vor dem Beyſchlaff einen Eckel bekommen gehabt, welches die Königinne übel empfunden. Dann als ſie eins mals im Fenſter gelegen, und geſehen, daß man einen Hengſt zu wallachen nieder geworffen, habe ſie gefraget, was das bedeuten ſolte? und da man jhr mit verblümten Worten vorbracht, wie man dem Pferde die Wolluſt und den Muthwillen benehmen wolte, daß er nicht auff andre ſpringen oder ſich an die Stutten kehren ſolte, habe ſie vermeinet, es were diß alles nicht nötig, man ſolte jhm nur das ſchändliche Cahwae Waſſer zutrincken geben, er würde dem Könige bald gleich werden.
>
> Sie melden auch von dieſes Königes Sohn Mahumed, als derſelbige nach ſeines Vatern Tode zur Regierung kommen, habe er ſehr viel auff die Poeterey gehalten, und einem damals berümbten Poeten Namens Hakim Firdausi anbefohlen, er ſolte ein Poetiſch Werck von luſtigen Inventionen ſchreiben, für jeglichem Vers wolte er jhm einen Ducaten geben. Firdausi ſetzet ſich und ſchreibet 60 tauſend Verſe, welche noch heutiges Tages in Perſien geleſen und hochgehalten werden. Als das Werck übergeben, und der junge König zwar ſeiner Zuſage nach den Poeten lohnen wil, widerrahten die Rähte ſo viel an einem Poeten zuſpendieren. Er nehme wol mit einer geringer Verehrung vorlieb. Dem Poeten werden nur etliche Ducaten geſchickt, welches jhm ſehr verdroſſen, alsbald andere Verſe an dem Könige ſchreibt, worinnen er die geſchickte Gabe durchzeugt, wie es nemblich kein Königlich Geſchenck: Handwercks Leute, als Becker und Schuſter pflegten ſolches zuverehren, ob er denn nicht eines Königes Sohn, ſondern Beckersart und Geblüte were. Der König verſtehets, als wenn er jhn einen Becker Sohn geſcholten, klagets auß Ungeduldt ſeiner Mutter, und fraget, ob nich Sultan Mahmud ſein Vater geweſen? Die Mutter vermutet, daß der Poete, weil er diß geſchrieben, mehr Wiſſenſchafft darvon haben möchte, bekennets dem

Digitized by Google

Sohn in geheim, daß, weil der König das Cahwae Waſſers offt und allzuviel getrunckeu, dadurch auch alle Hoffnung zu einem Erben verloſchen were, ſie umb Erben des Reichs zuhaben, den Hoffbecker, der feine weiße Arme gehabt, zugelaſſen hätte. Were derwegen der Becker nicht geweſen, ſo were er, jhr Sohn, auch nicht, rieht alſo, daß er den Poeten befriedigte, damit es nicht ferner außkehme, welches auch geſchehen.

Einen Auszug dieſer Schnurre bringt das *Al-Koranum Mahumedanum,* Nürnberg, 1659, 708, beginnt aber ſo: »Daß nun die Perſianer viel auf die Poeterey halten, mag unter andern hieraus erhellen, daß ein guter Poet dem Monarchen ein ſchön Gedicht gebracht, und kein andere Recompens davon getragen als beſſere Portion an der Taffel, ſonderlich an Brod.« Woher dieſe Änderung ſtammt, ergibt ſich aus dem Schlußſatze: »Es ſteht vom Keyſer Auguſto ein nicht viel ungleiche Geſchicht, berührt aber ſeiner Mutter Keuſchheit keines Wegs.« Eine der Ehre der Frau Attia nicht nahe tretende Verſion dieſer Überlieferung habe ich nun nur in dem von einem Anonymus ſtammenden *Democritus ridens,* Amſterdam, 1649, 16 gefunden, die denn auch dem Verfaſſer des *Al-Koranum* vorgeſchwebt haben mag, alle andern, die, wie jedenfalls auch die gemilderte des *Democritus ridens,* auf das 10. Kapitel der *Vita Virgilii* des Donatus zurückgehen, muten ihr den Ehebruch mit einem Bäcker zu. Nach Dom. Comparetti, *Virgilio nel medio evo,* 2ª ed., Florenz, 1896, II, 152f. wäre dieſe Erzählung erſt im 15. Jahrhundert auf Virgil übertragen und in ſeine ſogenannte Biographie eingeſchoben worden, zurück geht ſie jedenfalls auf eine Parallele in einer der *Novelle antiche,* die in verſchiedenen Faſſungen vorliegt ⟨Gualteruzzi, Nr. 3, Borghini, Nr. 2, Papanti, Nr. 10 = Biagi, Nr. 143, vgl. D'Ancona, *Studj,* II, 88f.⟩ und deren Held noch bei dem hl. Bernhardin von Siena, *Seraphin quadragesimale,* sermo 15 ⟨*Opera omnia,* Lyon, 1650, III, 210⟩ ein ungenannter Weiſer iſt. In all dieſen Verſionen, die ſämtlich mit der Feſtſtellung ſchließen, daß der Fürſt ein Bäckersſohn iſt ⟨vgl. auch noch Noël du Fail, *Contes et discours,* chap. 21 in *Oeuvres facé treuses,* Paris, 1874, II, 158f.⟩, gibt der Weiſe vorher zwei andere Scharfſinnsproben: er erkennt, daß ein Pferd mit Eſelsmilch aufgezogen iſt ⟨bei dem hl. Bernhardin iſt es verdorbenerweiſe der Sohn eines Eſels⟩ und daß in einem Edelſtein ein Wurm ſteckt. Dieſe zwei Züge finden ſich, aber jeder für ſich und in anderm Zuſammenhange, auch in indiſchen, dſchainiſtiſchen Werken, die freilich jüngern Datums ſind: der eine in dem *Uttamacaritra-kathānaka* ⟨ſ. A. Webers Überſetzung in den *Sitzungsber. d. Akad. d. Wiſſ. in Berlin,* XVII, 1884, 288, ſ. auch 308⟩, der zweite — allerdings handelt es ſich hier um eine Perle, in der ein winziger Froſch ſitzt — in Cāritrasundaras *Mahīpālaçaritra* ⟨ſ. Hertel, *Pāla und Gōpāla,* 74⟩. In dem 247. des *Libro de los enxemplos* ⟨*Escritores ant. al siglo XV* 508f.⟩ wird zwar der Fürſt — hier iſt es el soldan di Babilonia —, als er ſich über das Inſekt in dem Edelſtein wundert, belehrt, daß man bei Piſa in einem großen Steine einen Froſch gefunden habe, trotzdem aber ſcheint der Urſprung dieſer ebenſo wie der italieniſchen Schweſtererzählungen arabiſch zu ſein. Übrigens könnten die Nrn. 10, 104 und 118 des ſpaniſchen Exempelbuches zu der dritten Scharfſinnsprobe des Weiſen herangezogen werden.

Zu den Hamlet-Erzählungen vgl. außer Chauvin, VII, 161, Bolte a. a. O., 202 und v. d. Leyen, *D. M. i. d. Götterſ.,* 78f. jetzt noch P. Herrmann, *Die Heldenſ. des Saxo Gr.,* 265f.

Kehren wir zu unſerm Märchen zurück, wo ſich, wie in ſo vielen andern, nach den Scharfſinnsproben in der Gegenwart des Schiedsrichters der Schlechte verrät, indem er unbedachterweiſe ſeinen Charakter enthüllt. Während ſich in der Faſſung Sercambis die drei Brüder erklären ſollen, wie ſie ſich in einem konſtruierten Falle verhalten würden, verkündet

Digitized by Google

in der 18. der von Bruno Meißner herausgegebenen *Neuarabiſchen Geſchichten aus dem Iraq,* 1903, 32f. ⟨hier ebenfalls die Beſchreibung des Kamels⟩ der Sachverſtändige jedem Bruder einzeln, er ſei der, der nicht erben werde, könne ſich aber einen Anſpruch auf das Erbe ſichern, wenn er ſich dazu verſtehe, ſeine Schweſter zu heiraten, und der Einwilligende gibt ſich dadurch als Baſtard zu erkennen. In einer ganzen Reihe von Verſionen aber iſt es die im *Dekameron* und in den *Canterbury Tales* wiederkehrende Erzählung von den drei Großmütigen[1]⟩, nach deren Vortrag der Miſſetäter eine Probe ſeines Sittlichkeitsempfindens gibt und ſolchermaßen ſeine Entdeckung herbeiführt. Hierher gehören vor allen — als eine Verfeinerung von *Śukasaptati,* ſimpl. Nr. 52, orn. Nr. 60 — die Erzählungen in dem türkiſchen und dem perſiſchen *Tutinameh* ⟨Roſen, I, 243f., *ZDMG,* XXI, 523f.⟩ bei Hammer, *Roſenöl,* 1813, II, 277f., in John Malcolm's *Sketches of Persia,* Neudruck London, 1894, II, 164f. und bei F. J. Furnivall, Edm. Brock, and W. A. Clouſton, *Originals and Analogues of some of Chaucer's Canterbury Tales,* London, 1888, 297f. ⟨aus Birma⟩, weiter die Nr. 82 des *Kathāratnākara,* I, 233f., die Geſchichte der *Vierzig Vezire* bei Chauvin, VIII, 123f., eine Anzahl jüdiſcher Märchen mit Salomo als Richter ⟨vgl. J. Levi in der *Meluſine,* II, 542f., Clouſton in den eben zitierten *Originals,* 315f. und bin Gorion, *Born,* III, 97f., 295⟩, W. Radloff, *Proben der Volkslitteratur der türkiſchen Stämme Südſibiriens,* Petersburg, 1866f., III. 389f. und VI, 11f. ⟨ſamt der Beſchreibung des Kamels und den andern Scharfſinnsproben⟩, G. Jungbauer, *Märchen aus Turkeſtan,* 19f. ⟨iſt zu dem oben zitierten Märchen aus den *Tales of the Sun* von Kingscote und Naṭēsā Sāstrī zu ſtellen⟩ und ſchließlich J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands,* new. ed., London, 1890, II, 24f. ⟨dazu Köhler, I, 244f.⟩.

Erwin Rohde will ⟨*Kleine Schriften,* 1901, II, 147f.⟩ nach Köhlers Abhandlung eine Verbindung zwiſchen unſerm Märchen und einem Apophthegma in der *Vita Pythagorica* von Jamblichos herſtellen, das nach ihm von einem Richter, zwei Verdächtigen und einem Übeltäter handeln würde; dort aber ⟨§ 124⟩ wird nur erzählt:

> Ein Pythagoräer, der in einer zeugenloſen Sache den Schiedsrichter machen ſoll, kommt mit den zwei Streitenden an einem Grabmal vorüber, und er ſagt, der Mann, der da liege, ſei von höchſter Rechtlichkeit geweſen. Der eine der Streitenden ſpendet dem Toten ob ſeiner guten Handlungen Lobſprüche, der andere hingegen fragt: »Nun, iſt er dadurch reicher geworden?« Daraufhin gibt der Pythagoräer ſeinen Spruch gegen dieſen ab.

Man ſieht, der Grundgedanke iſt da, freilich notdürftiger, als ihn Rohde konſtruieren will. Aber auch für den Zug der Feinſchmeckerei gibt es eine altgriechiſche Parallele: in den *Vitae sophistarum* von Philoſtratos ⟨II, 1, 7⟩ wird von einem ſtarken Hans erzählt, der es ſofort erkennt, daß die ihm vorgeſetzte Milch von einem Weibe gemolken worden iſt ⟨R. Reitzenſtein, *Heſſeniſt. Wundererz.,* 71; Nachweiſe gibt wieder H. Lucas, *ZVV,* XVII, 125⟩.

*

Bei Sercambi iſt der Schiedsrichter »il Calì signore del Mangi«. Daß Calì Chalif bedeuten ſoll, ſcheint wohl ſicher; Mangi muß China ſein, wie aus den zahlreichen Belegen bei Joſeph Simonius Assemanus, *Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana,* t. III., p. II., Rom, 1728, 509–512 hervorgeht.

[1]⟩ Bis vor kurzem galt als ihre älteſte Verſion die der *Vetalapañcaviṃśatikā* ⟨Uhle, 56f., 157f., Somadeva, II, 277f., Fr. v. d. Leyen, 70f., 151f., Landau, *Quellen,* 93f., 100f., Lee, *Decameron,* 322f.⟩; eine weit ältere aber findet ſich ſchon in dem mehrfach zitierten chineſiſch-indiſchen Traktat *Kieu tsa pi jü king* bei Chavannes, *Actes,* V, 130f., Nr. 21 und *500 Contes* I, 388f., Nr. 117 ⟨vgl. Winternitz, III, 334, n. 1.⟩

Digitized by Google

38. Der Meiſterſchuß. Nach einem Predigtmärlein Jakobs von Vitry ⟨Greven, 50 in Nr. 83, Frenken, 137, Nr. 79 a⟩.

Die entſprechenden Erzählungen bei Firdausi und Nisāmi, wo der Kunſtſchütze König Bahrām Gūr iſt ⟨die Erzählung Nisāmis jetzt in Wilſons Überſetzung der *Heft paiker,* 82 f.⟩, beſpricht Bolte zu der *Reiſe der Söhne Giaffers,* 203 f. und erwähnt auch, daß die Geſchichte heute noch in Perſien fortlebt, das gleiche iſt im Pendſchab der Fall ⟨Swynnerton, 277 f.⟩. Eine ähnliche Geſchicklichkeitsprobe, allerdings im Werfen, wird in den Gegenwartserzählungen des 107. und des 276. Dschātaka geſchildert ⟨Dutoit, I, 430, II, 413; Lüders, 259⟩, von Bahrām Gūr erzählt ſie, ſo wie Firdausi, auch al Abschīhī, I, 605.

Hammer, *Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens,* 1818, 114 fügt der Inhaltsangabe von Nisāmis Faſſung bei, die Anekdote ſei hiſtoriſch und Bahrām Gūr habe die in Gold gefaßte Klaue des ſo erlegten Wildeſels oder Gūr als Ohrgehänge und »Ehrenorden ſeines Jägertalentes« getragen. Dazu iſt ſicher nicht unintereſſant, was O. v. Hovorka und A. Kronfeld, *Vergleichende Volksmedizin,* 1908 f., I, 116 über die Klauen des Elentieres berichten, die einſt in der Heilkunde ſtatt der Knochen des Einhorns gebraucht wurden: »Gegen die ‚fallende Sucht' war ſolch ein Mittel unfehlbar, und der Grund war leicht zu faſſen, da das Elentier ſelbſt zu dieſer Krankheit neigte. Als ein Franzoſe, de la Martinière, im 17. Jahrhundert in Norwegen an einer Elentierjagd teilnahm, ſtürzte wirklich ein Tier, von dieſer Krankheit getroffen, und der zuvorkommende Wirt ſchenkte dem Fremden ſofort die Klaue des linken Hinterbeines als Mittel gegen Fallſucht. Der übermütige Empfänger antwortete: ‚Wenn das Mittel wirklich gut iſt, ſo iſt es wunderbar genug, daß das Bieſt ſich nicht hat ſelbſt helfen können.'« So weit erzählen Hovorka und Kronfeld nach De la Martinière, *Voyage de pays septentrionaux,* 1672, dann ſtellen ſie nach Troels-Lund, *Geſundheit und Krankheit,* 1901 feſt: »Der ſpöttiſche Franzoſe wußte eben nicht, daß das Elentier ſich ſelbſt kuriert, indem es ſich die Klaue des Hinterbeines in das Ohr ſteckt.« Siehe weiter ebendort, I, 121 und II, 220.

Die älteſte europäiſche Verſion der perſiſchen Erzählung iſt wohl die unſere, die älteſte im deutſchen Sprachgebiet die des nach 1481 geſtorbenen Auguſtiners Gottſchalk Hollen in den *Sermones dominicales super epistolas Pauli,* p. eſt., sermo 98, Hagenau, 1520, Dd a:

> Es wird von einem Könige erzählt, der ſagte zu ſeinem Spaßmacher ⟨ioculatori⟩: »Erfinde mir eine große Lüge.« Der antwortete: »Ich habe geſehen, wie ein Schütz einen Hirſchen tüchtig traf, und hinein ging der Pfeil durch den rechten Fuß, und heraus kam er bei dem rechten Ohr.« Und der König ſagte: »Das iſt eine große Lüge, wie wäre das möglich, daß der Pfeil durch den rechten Fuß hinein und durch das rechte Ohr heraus geht?« Antwortete ein anderer: »Jawohl, das iſt keine Lüge, ſondern Wahrheit: als ſich nämlich der Hirſch mit dem rechten Fuße am rechten Ohre kratzte, hat der Pfeil den an das Ohr gelegten Fuß durchbohrt und iſt in das Ohr eingedrungen.«

Der Zeit nach folgt die von Bolte zitierte kurze Anſpielung auf die Geſchichte in den *Sprichwörtern* von Seb. Franck, 1541, dann eine ebenſo kurze Erwähnung aus dem Munde Luthers in Kaſpar Heydenreichs *Nachſchriften* von 1542 ⟨*Tiſchreden,* Weimarer Ausg., V, 129⟩ und weiter 1548 ein Meiſtergeſang Hans Sachſens ⟨Goetze-Dreſcher, IV, 443 f., wo die Verſionen bei Chriſt. Weiſe und in Fr. Reuters *Läuſchen* zitiert werden⟩, deſſen Quelle noch nicht gefunden iſt. Die Schnurre iſt noch immer lebendig und die Kenntnis von Reuters Büchern noch immer nicht groß, wie das 12. Heft der *Jugend* von 1919 zeigt.

*

Zu der Beſtätigung und Weiterausführung der Lüge durch einen Geſellen oder Knecht des Erzählers vgl. C. Müller-Fraureuth, *Die deutſchen Lügendichtungen,* 1881, 78 f. und

Digitized by Google

139f. Quelle der dort angezogenen Geſchichte von dem mit dem Wind ſchießenden Jäger, ſowie ihrer unmittelbaren Vorgängerin iſt eine der wenigen aus der Zeit ſtammenden Anekdoten in dem *Apophthegmatum opus* von Erasmus, Ausg. Leyden, 1554, 289, die auch Ger. Tuningius in ſeine *Apophthegmata,* Ex Offic. Plant. Raphelengii, 1609, Lat., 67 aufgenommen hat, hier weigert ſich der Diener, die Lügen ſeines Herrn zu bewähren. Hieher gehören noch A. Fr. Doni, *I Marmi,* Vinegia, 1552, 13f. = G. Chappuys, *Les facétieuses Iournées,* i. 5, n. 4, Paris, 1584, 146a f., Ortensio Lando, *Novelle,* Lucca, 1851, 49 f., nov. 7 ⟨aus den *Varii componimenti,* 1552⟩, Juan de Timoneda, *El Sobremesa,* 1569, II, Nr. 47 in den *Novelistas ant. á Cervantes,* Madrid, 1850, 180, Noël du Fail, *Contes et Discours,* ch. 35 in den *Oeuvres facétieuses,* II, 353 f. und Tom. Costo, *Il Fuggilozio* ⟨1596⟩, Venetia, 1604, 216.

39. Die vier Groſchen des Schmieds. Nach der 6. der *Novelle antiche* in Borghinis Redaktion ⟨*Libro di Novelle,* ed. G. Ferrario, Mailand, 1804, 22f.⟩, ſ. D'Ancona, *Studj,* II, 143f.

Als ſozuſagen vollſtändige Parallelen wären zu nennen D'Ouville, II, 151f. = *Récréations françoises,* II, 111f = *Roger Bontemps,* 257f., Gonzenbach, I, 327f., Nr. 50 ⟨dazu Köhlers Noten II, 234 und *ZVV,* VI, 161f.⟩ und Pitrè, IV, 269f., Nr. 297. Das 13. in H. Stummes *Märchen der Schluh von Tazerwalt,* 1895, 109f. und die Nr. 24 in B. Ilgs *Maltesiſchen Märchen und Schwänken,* 1906, 82f. bilden Mittelglieder zu den in den *FFComm.* Nr. 42, 356 und 342 verzeichneten Märchen ⟨das von Alfanaßjev iſt überſetzt bei Anna Meyer, *Ruſſiſche Volksmärchen,* N. F., 1910, 149f.⟩.

Nur zu dem erſten Teile, der verbotenen Feiertagsarbeit und der Einteilung des Tagesverdienſtes, gehört eine Erzählung der *Geſta* ⟨Oeſterley, Nr. 57, Dick, Nr. 143, *Catof Rom,* III, 192f. uſw.⟩ mit ihren Ableitungen *Deutſche Texte des Mittelalters,* XIV, 1908, 102f., Pelbart ⟨Katona, 64, Nr. 145⟩, Gabriel Barletta, *Quadrageſimale* ⟨1498⟩, fer. 5. in passione ⟨*Fructuoſiſſimi Sermones,* Paris, 1527, 130b⟩, Nicolas de Troyes, *Grand Parangon des Nouvelles nouvelles* ⟨publ. par E. Mabille, Paris, 1869, XXII⟩ und H. Sachs, II, 449, Nr. 329, IV, 186, No 356[1]⟩.

Nur von der Verteilung des Tagesverdienſtes erzählen *Catof Rom,* III, 649, Nr. 23 die *Floresta española,* 265b f., Carlo Casalicchio, *L'utile col dolce* ⟨1671⟩, c. I, d. 5, a. 2 ⟨Venezia, 1708, 88⟩ = *Gratiosissime Argutie d'huomini accorti,* Venezia, 1709, 215f., die 21. der *Hikajat-i latif* in F. Gladwin's *Persian Moonshee,* 2nd ed., Calcutta, 1799, 12 ⟨übers. v. A. Heyne, *Geſchichten und Schwänke,* 1914, 41, Nr. 42, G. L. Leszczynski, *„Hikayat",* 1918, 32f., Nr. 14 und J. Hertel, *Indiſche Erzähler,* IX, 35, Nr. 17⟩, J. P. Hebel, *Schatzkäſtlein,* Nr. 6 ⟨1804⟩ in den *Sämtl. poet. Werken,* II, 62f. und F. Spirago, *Beiſpiel-Sammlung,* 1909, 235f., Nr. 553 ⟨von König Auguſt II. von Sachſen⟩.

Zu der Metapher des Schmieds ⟨zurückgeben, verſchenken uſw.⟩ iſt nun an das 484. Dschātaka zu erinnern, wo ⟨Dutoit, IV, 338f.⟩ der beim Reisſammeln gefangene Papageienkönig, der Bodhisattva, dem Feldhüter ſagt, er löſe Schulden, lade Schulden auf und ſammle Schätze, und dazu die Erklärung gibt, er ernähre ſeine Eltern, ſorge für ſeine Kinder und

[1]⟩ Über die Einleitung der *Geſta* uſw. von der Drohung an die verräteriſche Bildſäule vgl. Boltes Noten zu Pauli, Nr. 8, ferner das 51. Kapitel des *Tractatus de diversis historiis Romanorum* mit Herzſteins Noten 23f., 57f.

Digitized by Google

ſpende flugſchwach gewordenen Vögeln (in der chineſiſchen Bearbeitung bei Stan. Julien, *Les Avadānas,* Paris, 1859, I, 68f. und Chavannes, III, 3 iſt alles verwiſcht).

Um eine Einkommenteilung handelt es ſich in zwei Geſchichten der *Vetālapañcaviṃśatikā:* in der einen (Uhle, 51 f. u. 156, Somadeva, II, 275f., I, 498f.) erzählt der ſich um die Hand der Königstochter bewerbende Śūdra, er verfertige täglich fünf Paar Kleider: eines gebe er ſeinem Gotte, das zweite einem Brahmanen, das dritte trage er ſelber, das vierte werde er ſeinem Weibe geben, und das fünfte verkaufe er, um ſeinen Unterhalt zu beſtreiten, in der andern (Uhle, 146, Somadeva, II, 251f., I, 519f., v. d. Leyen, 40f. und 139) verwendet der getreue Viravara ein Fünftel ſeines Tagesverdienſts für den Unterhalt ſeiner Familie, das zweite für Kleidung, das dritte zu Ehren der Götter und die letzten zwei für arme Brahmanen. In Nārāyaṇas *Hitopadeśa* (Hertels Überſetzung bei Reclam, 1894, 130f.) und noch mehr bei Śivadāsa (A. Luber, *Der Vetālapāncavinçati erſter Teil,* 1875, 35, Uhle, 38) iſt dieſe Stelle verflacht, in den *Tutinameh*-Bearbeitungen (Roſen, I, 50, Iken, 27) fehlt ſie überhaupt, aber in den Hindi-Verſionen (W. Hollings, *The Bytal Pucheesee,* Calcutta, 1860, 18 und Oeſterley, *Baitāl Pachīsī,* 1873, 45) kommt ſie gut heraus: Der Held macht aus ſeinem Taglohn zwei Hälften: die eine verteilt er an Brahmanen, die andere halbiert er wieder und gibt einen Teil an Pilger uſw., und für den andern bereitet er Eſſen, um die Armen zu ſpeiſen und erſt die Überbleibſel für ſich ſelbſt zu verwenden.

Nun ſcheint in Indien eine ſolche Einkommenverteilung zumindeſt für die, die als Fromme anerkannt ſein wollten, nichts Außergewöhnliches geweſen zu ſein, wie ſich aus dem 67. Kapitel des großen kulturhiſtoriſchen Werkes ergibt, daß der Araber Albērūnī um 1030 als Frucht einer Bereiſung des Landes veröffentlicht hat. Das Kapitel, das »von den Almoſen und wie der Menſch ſeinen Verdienſt ausgeben ſoll« handelt, ſagt, daß man dem Landesherrſcher aus dem landwirtſchaftlichen Einkommen vor allem die Bodenſteuer und dann ein Sechſtel als Anerkennung für den von ihm gewährten Schutz zu bezahlen hat, dasſelbe gilt auch für Kaufleute, und nur die Brahmanen ſind von all dieſen Taxen frei. Sodann fährt Albērūnī fort (*Alberuni's India,* Engl. Ed. by E. C. Sachau, London, 1910, II, 149f.):

> As to the way in which the remainder of the income, after the taxes have been deducted, is to be imployed, there are different opinions. Some destine one-ninth of it for alms. For they divide it into three parts. One of them is kept in reserve to guarantee the heart against anxiety. The second is spent on trade to bring profit, an one-third of the third portion (*i. e.* one-ninth of the whole) is spent on alms, whilst the two other thirds are spent according to the same rule.
>
> Others divide this income into four portions. One-fourth is destined for common expenses, the second for liberal works of a noble mind, the third for alms, and the fourth for being kept in reserve, *i. e.* not more of it than the common expenses for three years. If the quarter which is to be reserved exceeds this amount, only this amount is reserved, whilst the remainder is spent at alms.

Die Handlungsweiſe des Papageienkönigs und des treuen Viravara iſt aber auch dem Chriſtengotte wohlgefällig: in den *Apophthegmata patrum* bei J. B. Cotelier, *Monumenta ecclesiae graecae,* Paris, 1677f., I, 432 und in den *Vitae patrum* bei Migne, LXXIII, 1006 wird zwei Mönchen, die Gott fragen, welches Maß ſie erreicht hätten, die Antwort, ſo weit wie der Hirt Eucharist(i)us und ſeine Gattin Maria ſeien ſie noch nicht. Durch einen Beſuch bei den Eheleuten erfahren ſie nicht nur, daß dieſe beide ihre Jungfräulichkeit bewahrt haben, ſondern auch, daß ſie aus den Schafen, um die Gott ihre Herde vermehrt, drei Teile machen: einen verwenden ſie für die Armen, den andern für Fremde, den dritten für ſich (ſ. R. Reitzenſtein, *Historia Monachorum,* 1916, 41; nach den *Vitae patrum* erzählen die *Scala ceſi,*

Digitized by Google

164a u. a. mehr). Auch in die Legende des hl. Anianus ist, in der Version, die ihr Pietro de' Natali gegeben hat (*Catalogus Sanctorum,* Ausg. Vicenza, 1493, F 7a), dieser Verteilungsmodus eingedrungen: ein Drittel seines Verdienstes gibt der fromme Schuhflicker dem Sohne seines verstorbenen Meisters, das zweite spendet er den Armen, und das dritte verwendet er für sich; ebenso steht dies in Geilers *Evangelibuch* und in Paulis *Schimpf und Ernst* (s. d. Noten zu unserer letzten Nummer). Merkwürdig ist Melanthons *„Regula oeconomica"* in Ulrich Vendenhaimers Niederschrift (*Opera,* XX, 549):

> Ego saepe audivi a matre mea puer: Es muß ein Ackermann die frücht, die im jherlich wachsen, in 3 theil theilen, den ersten theil muß er haben, den Acker widerum anzubauen, den Andern theil muß er der Oberkeit und armen Leuten geben, der 3. theil kompt aller erst im zu nutz.

40. Gerechtigkeit in Rom. Nach der *Compilatio singularis exemplorum,* Tours, 82a.

I. Die Stadt der Gauner. Vgl. Chauvin, VIII, 60f., weiter die Erzählung des Traktats *Sanhedrin* über die Leute von Sodom bei Wünsche, II, 3, 275-279 (s. auch bin Gorion' *Erzväter,* 213-223, 235-237, 440), in der man nicht nur den Prototyp der unter dem Namen »Das Urteil des Schemjaka« umlaufenden Märchen, sondern auch Vorbilder für eine Reihe der Qaraqūsch-Geschichten finden wird; über spätere indische Parallelen zu der Erzählung der *Sieben Vezire* s. J. Hertel, *ZDMG,* LXXIV, 458f. und *Ind. Erz.,* VII, 9f. Weiter wäre zu verweisen auf die Zusammenstellung bei Erasmus, *Adagia,* vo. *Servorum civitas* (1643, 135).

Unsere Geschichte nähert sich dem Anfange der *Histoire du Chevalier Berinus,* auf der auch die *Tale of Beryn* beruht, die in einem einzigen Manuskript der *Canterbury Tales* eingeschoben und in der Ausgabe der Werke Chaucers von 1721 als zweite Erzählung des Kaufmanns abgedruckt worden ist (neuerdings bei E. J. Furnivall and W. G. Stone, *Supplementary Canterbury Tales,* London, 1876 und in Thomas Wrigths Ausgabe der *C. T.*), den zwei Abenteuern des Scholaren entsprechen in der Geschichte von Beryn dessen fünftes und viertes (s. Clouston, *Popular Tales,* II, 99f.).

II. Die merkwürdige Verteilung. Zunächst sei noch ein Märlein derselben Handschrift, 80b wiedergegeben:

> Ein von der Schule kommender Scholar, der nicht einen Heller in der Tasche hatte heischte von einem Bauern Gastfreundschaft. Der Bauer gewährte sie ihm, wenn auch unwillig, und fragte ihn, was er auf der Schule gelernt habe. Der Schüler antwortete, er habe über die Gottheit und die Gottesgelehrsamkeit gehört. Sagte der Bauer: »Habt Ihr auch von der Dreieinigkeit gelernt?« — »Freilich, Herr,« sagte der Schüler, »die Gottheit ist ja von der Dreieinigkeit.« Und als sie bei Tische saßen und fünf Rebhühner aufgetragen wurden, gab sie der Bauer dem Schüler und sagte ihm, er solle sie nach der Dreieinigkeit verteilen. Der Schüler wollte nicht, aber der Bauer zwang ihn, und nun gab er eines dem Hausherrn und der Hausfrau, eines dem Sohne und der Tochter, die dabeisaßen, eines den zwei Ochsenknechten, und sich behielt er die letzten zwei. Ärgerlich sagte der Bauer: »Ist das die wahre Dreieinigkeit?« Sagte der Schüler: »Es gibt keine wahrere: Ihr und Euere Frau und das Rebhuhn seid drei, der Sohn und die Tochter und ihr Rebhuhn sind drei, die Knechte und ihr Rebhuhn sind drei, und ich und meine zwei Rebhühner sind drei.« Und so hatte der Bauer des Nachsehen.

Zu diesem Schwank stimmt der in der *Scala celi,* 37b, wo »secundum scientiam divinam« neteilt werden soll, deren »principium« die »trinitas« ist, und, der Hauptsache nach, die Geschichte in dem Midrasch *Echa rabbathi* (A. Wünsche, *Z. f. vgl. Litgesch.,* N. F., IX, 40f.), den von

Digitized by Google

mir zu Nasreddin, Nr. 399 und 467 gegebenen Nachweisen wären noch beizufügen Konr. Derrer, 103f. in Nr. 8, *Bibliothèque de cour,* Paris, 1746, I, 308f., A. W. Schleicher, *Somali-Texte,* 1900, 77f. = Meinhof, *Afrik. M.,* 206f., Nr. 76 und Meißner, *Neuarab. Gesch.,* 66, Nr. 35.

III. Der umgewendete Braten. S. Oesterley zu *Gesta,* Nr. 194, Herrtage zu *Gesta,* Nr. 28, *Cato f Rom,* III, 197, Nr. 35, 174, Nr. 97 und die ausführliche Untersuchung bei Köhler, II, 651-657. Des weitern gehört hieher eine persische Erzählung bei Nosherwanji Kuka, 193f., Nr. 114:

> Ein König von Ägypten hat in seiner Hauptstadt zwei Dome erbaut und hat verordnet, daß dort jeder Vorübergehende seine Andacht verrichte, wer diese Verordnung wissentlich oder unwissentlich übertrete, werde hingerichtet werden, vorher aber zwei Wünsche frei haben, die sich allerdings weder auf den Thron, noch auf Straflosigkeit richten dürfen. Ein Wäscher, der das Gebot übertreten hat, fordert erstens, daß seiner Familie 10000 Dinar geschickt würden, und zweitens, daß jedermann, vom König herab bis zu den Türstehern, drei Schläge mit seinem Bleuel leiden müsse, einen leichten, einen mittlern und einen schweren, und daß er mit dem Könige beginnen dürfe. Nach dem ersten Schlage stürzt der König ohnmächtig nieder. Wieder zu sich gekommen fragt er, ob das der leichte, der mittlere oder der schwere Schlag gewesen sei, erhält aber von dem Wäscher die Antwort: »Das hängt davon ab, wie Ew. Majestät den zweiten Schlag empfinden wird.« Nun schreit der König die Wächter an: »Ihr Schufte! woher wißt ihr, daß dieser Mann nicht seine Andacht verrichtet hat? Ich bin sicher, er hat es getan, und mit einer Frömmigkeit wie bisher noch niemand.« Er läßt den Wäscher in Freiheit setzen und die Dome zerstören.

41. Glück im Unglück. Nach Johannes de Bromyard († 1418), *Summa praedicantium,* Basel, Joh. de Amerbach, etwa 1479, P, I, 11.

Über den einst so ziemlich allgemeinen Gebrauch, Frauen, Freunde, Diener, Rosse usw. des Verstorbenen mit diesem zu begraben s. Gottfr. Schütze, *Der Lehrbegriff der alten Deutschen und Nordischen Völker von dem Zustande der Seien,* 1750, 153, 158-164, 260f., 268-271, E. Simon, *Geschichte des Glaubens . . . an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode,* 1803, 45-47 (beide Werke wegen ihrer Nachweise heute noch brauchbar), Edw. B. Tylor, *Primitive Cultur,* London, 1871, I, 413-422 (deutsche Ausg. von J. W. Spengel und Fr. Poske, 1873, I, 451-460), Fr. Schwenn, *Die Menschenopfer bei den Griechen und Römern,* 1915, 59-65, K. Florenz, *Die historischen Quellen der Shinto-Religion,* 1919, 261f., 348. Daß der zu einer derartigen frommen Verwendung Auserseheне mit Erfolg auf den Umstand hinweist, daß er nicht unversehrt ist, hängt mit der Tatsache zusammen, daß körperlichen Fehlern und Mängeln bei primitiven Völkern eine hohe Bedeutung beigelegt wird: sie machen nicht nur zum Priesteramte untauglich (P. Stengel, *Die griechischen Kulturaltertümer,* 2. Aufl., 1898, 35, G. Wissowa, *Religion und Kultur der Römer,* 1902, 421, F. X. Kortleitner, *Archaeologia biblica,* 1917, 181f., Wetzer-Welte, *Kirchenlexikon,* 2. Aufl., VI, 921), sondern schließen auch die Opferung ihrer Träger aus (P. Stengel, 107, Kortleitner, 306f. etc.).

Bromyard gibt die richtige Ursache des Gebrauches an: Das Leben nach dem Tode ist eine Fortsetzung des vorher geführten; Pauli, der nach Bromyard erzählt (Nr. 480), hat sich, nicht zum Vorteile seiner Geschichte, Änderungen erlaubt. Auch Giov. Sabadino degli Arienti, der den Stoff in der 59. Novelle seiner *Porretane* (1. Ausg. 1483), Venedig, 1531, 177a f. bearbeitet hat, erzählt volkskundlich richtig: . . . . per essere in quelle contrate (Arabia) uno antiquo costume, cioe quando per morte mancava il principe quella medesima hora se decapitava il più caro servitore, accio ch'ello nel altro seculo havesse compagno ch'el ser-

Digitized by Google

visse; hier iſt übrigens der Todeskandidat nicht nur einäugig, ſondern auch bucklig und krumm. Der Jeſuit Giov. Botero verlegt in den *Detti memorabili di personaggi illustri* (1. Ausg. 1608), Vicenza, 1610, 87b den Schauplatz nach Peru, wo der Brauch gilt, di ammazzare e di sepellire con esso loro (i Prencipi) i più cari servitori, che si havessino in vita; der Portugieſe, dem man dieſe Rolle zugedacht hat, rettet ſich, indem er darlegt, es zeige wenig Wertſchätzung des Toten, ihm einen einäugigen Begleiter zu geben.

Aus andern Gründen läßt ein Sultan von Byzanz einen Arzt lebendig mit ſeinem toten Sohn begraben bei Fr. Pona, *La Lucerna di Eureta Misoscolo* (1625), Paris, ſ. a., 216 f.; dieſe Erzählung gehört anſonſten zu der bei unſerm 50. Märchen beſprochenen Gruppe.

42. Das Urteil über die Elſter. Nach einem Predigtmärlein Pelbarts, abgedruckt bei Katona, 57 f., Nr. 80.

Der diebiſche Vogel iſt ein außerordentlich häufiges Motiv. Zu der von Chauvin, VIII, 53 behandelten Verwendungsform gehören noch Chavannes, I, 22, Nr. 6 (Sperber) und Benfey, I, 172 (Vogel ſchlechthin), ferner Chavannes, III, 210 in Nr. 444 (Papagei), W. Burlingame, II, 284 f. zu *Dhammapada*, ſtr. 126 (Reiher), *Kathākośa*, 122 f. (Reiher), bin Gorion, *Born*, II, 97 f. (Vogel). Eine Reihe von Verfolgungen Unſchuldiger ergibt ſich aus einem von einer Affin verübten Diebſtahl in dem 92. Dschātaka (I, 387 f.) und bei Schiefner-Ralſton, 181 f. In einer Anzahl von Varianten unſeres 56. Märchens iſt es eines der geretteten Tiere, das den Diebſtahl aus Dankbarkeit begeht: ein Rabe iſt es bei Chavannes I, 185 in Nr. 49, ein Falke in einer Erzählung des tibetiſchen *Karmaśataka* (Benfey, I, 196 und M. L. Feer, *Le Karma-Çataka*, Paris 1901, 174) und bei Schiefner-Ralſton, 310, ein Affe in einem ſüdlichen Textus amplior des *Pañtschatantra* (Hertel, *ZDMG*, LXI, 52). In einer Gruppe von Fabeln ſtiehlt der Vogel, um ſich an einer Schlange zu rächen (ſ. Hertel, *Tantrākhyāyika*, I, 130, ferner *Kathāratnākara*, I, 214 f., Nr. 74 und P. V. Ramaswami Raju, *Indian Fables*, London, 1901, 78 f.). Die Trennung eines Liebespaares wird von einem diebiſchen Vogel herbeigeführt in dem altfranzöſiſchen Gedichte *L'escoufle*, in dem altdeutſchen Gedichte *Der Buſant*, in dem Magelonenroman uſw., uſw. (Köhler, II, 155, 351 f., Bolte zu Schumann, 388, n. 1, Chauvin, V, 210 f.), und beſonders tragiſch für die Beſtohlene endet die 513. Sage der Brüder Grimm *Idda von Toggenburg* (vgl. *Zimmeriſche Chronik*, hg. v. K. A. Barack, 2. Aufl., 1881, I, 352, K. Simrock, *Die geſchichtlichen deutſchen Sagen*, 2. Aufl., 1886, 316 u. 505, A. Kaufmann, *Quellenangaben und Bemerkungen*, 1862, 176 f.). Natürlich kommt das Motiv noch in vielen andern Verbindungen vor (ſ. z. B. K. Müllenhoff, *Sagen, Märchen und Lieder*, 1845, 54, Nr. 60, 1921, 54, Nr. 62, H. Pröhle, *Deutſche Sagen*, 1879, 250 f. u. 317); ſeinerzeit war es in Jugendbüchern außerordentlich beliebt. Nach J. B. Salgues, *Des Erreurs et des Préjugés*, Paris, 1811 f., II, 427 wurde in Paris einſt die ſogenannte Elſter-Meſſe (la messe de la pie) zu dem Andenken eines armen Mädchens geleſen, das ungerechterweiſe, wegen eines von einer Elſter begangenen Diebſtahls, gehenkt worden war.

Eine Strafe für den diebiſchen Vogel kommt natürlich in all dieſen Geſchichten nicht in Betracht; wohl aber erfolgt ſie, auf eine für die Gegenwart zumindeſt ebenſo abſonderliche Weiſe wie in unſerm Märlein, in einer Legende, die J. B. Salgues, II, 393 f. nach einem Gedichte der zuerſt 1618 erſchienenen *Pia hilaria* des Jeſuiten Angelinus Gazaeus mitteilt:

Ein Rabe hat den Ring des Abts Konrad von Corvei geſtohlen, und dieſer ſchleudert gegen den unbekannten Täter die Exkommunikation; der Rabe wird krank,

Digitized by Google

man ſchöpft Verdacht, durchſucht ſein Neſt und findet den Ring, und ſofort erholt er ſich wieder.

Dieſelbe Geſchichte ſteht ohne jede Herkunftsangabe bei John Dunlop, *History of Fiction,* London, 1814, III, 53f. ⟨Liebrechts Überſetzung, 1851, 321⟩; aus ihrer Quelle, dem angeblich um 1200 verfaßten *Exordium magnum ordinis Cisterciensis* ⟨Migne, CLXXXV, 993f.⟩ und aus dem allerdings arg fehlerhaften Abdruck in dem *Magnum speculum exemplorum,* Douai, 1614, 329f. erfährt man, daß ſie ſich zu der Zeit des Kaiſers Friedrich Barbarossa zugetragen hat. Dieſe Legende führt uns, ſo wie Pelbarts Exempel zu dem Kapitel der Tierprozeſſe und der Tierſtrafen, zu dem der Tierexkommunikation, über beides iſt heute noch hauptſächlich das Hauptwerk die Abhandlung von Karl v. Amira in den *Mitt. d. Inſtit. f. öſt. Geſchichtsforſchung,* XII, 545–601, neben der noch anzuführen wären Art. Graf, *Miti,* II, 286f., A. Franz, *Die kirchl. Benediktionen im Mittelalter,* 1909, II, 140–162 und J. G. Frazer, *Folk-Lore of the Old Testament,* London, 1916f. III, 415–445. Leider fehlt bis heute eine Unterſuchung, die ſich auch, was die Beſtrafung des Tieres betrifft, auf die Dokumente der Volkskunde erſtrecken würde. Eine ſolche dürfte ergeben, daß es animiſtiſche oder, um mit H. Vordemfelde zu reden ⟨*Die germ. Rel. in d. deutſchen Volksrechten,* I, 1923, 100f.⟩, anthropopathiſche Anſchauungen ſind, die der Beſtrafung des Tieres ⟨des Baumes, eines Gegenſtandes uſw.⟩ zugrunde liegen, während der Bann und in dem beſondern Falle die Exkommunikation auf primitive Beſchwörungsriten oder magiſche Handlungen zurückgehen, wie ſie im klaſſiſchen Altertum gegen Mäuſe, Fliegen, Schlangen uſw. geübt wurden und bei den Naturvölkern noch heute im Schwange ſind ⟨Frazer, *Golden Bough,* IX, 109–223⟩. Was gemeint iſt, wird ſofort klar, wenn man den Vorgang bei der in W. H. Roſchers *Lexikon,* V, 937 erwähnten Mäuſeaustreibung mit der Art vergleicht, wie ſich nach Plinius, *Nat. hist.,* VIII, c. 18 die Nordafrikaner gegen die Löwen helfen: dort, bei den Mäuſen, beſorgt alles eine Zauberformel, hier werden einige Löwen ans Kreuz geſchlagen, damit die andern »durch dieſe Strafe und durch die Furcht, eine ähnliche zu erleiden, abgeſchrecket würden[1]«. Dieſen Gedankengang verlacht die 111. Schnurre in dem *Philogelos* ⟨ed. A. Eberhard, 1869, 28⟩, die von den Abderiten erzählt, ſie hätten, als ſie einen Eſel, der im Gymnaſium Öl verſchüttet hatte, zur Strafe geißelten, alle Eſel der Stadt zuſehen laſſen, auf daß ſie ſich ein Beiſpiel nähmen, und Diderot ſchreibt 1760 an Mademoiſelle Voland von einem Herrn von Bacqueville, der ein ſchlimmes Pferd habe im Stalle henken laſſen, damit es den andern als Exempel diene.

Ein Eingehen auf die Schwänke und die ernſten Erzählungen von derartigen Dingen iſt, ſo verlockend es wäre, wegen der Fülle des Materials an dieſer Stelle nicht möglich, trotz dem Worte des Sokrates ⟨Diogenes Laertius, II, 21⟩: »Wenn mich ein Eſel mit dem Hufe getroffen hätte, hätte ich ihn vor Gericht ziehen ſollen?« blieb der Prozeß gegen Tiere, ja Gegenſtände bis in die Neuzeit hinein etwas ganz Gewöhnliches. Auszugsweiſe ſei immerhin ein Predigtmärlein Jakobs von Vitry wiedergegeben ⟨Greven, 37, Nr. 56, Frenken, 123, Nr. 51⟩, wo es dem Kläger noch viel ſchlimmer ergeht als bei Pelbart:

> Bei einem franzöſiſchen Edelmann, der ſtrenge Gerechtigkeit übt, klagt ein Riemenhändler gegen einen Dornbuſch, daß er ihm die Kleider zerriſſen und ihn im Geſichte verletzt habe. Der Edelmann kauft ihm einen Riemen ab und läßt daran den Dornbuſch henken. Der Händler geht zurück, nimmt ſich den Riemen wieder und läßt den Dornbuſch

[1] Dieſes Hiſtörchen, auf dem das 200. Stück der *Geſta* ⟨Oeſterley⟩ beruht ⟨ſ. *Cat of Rom,* III, 195, Nr. 29, 416, Nr. 13, Bouchet, III, 80⟩, iſt von G. Flaubert im 2. Kapitel der *Salammbô* verwertet worden, vgl. auch *ZVV,* XVI, 77f. und XXXII, 145f.

Digitized by Google

auf der Erde liegen, nun wird er wegen Diebſtahls gegriffen und mit demſelben Riemen gehenkt.

43. Die Rache des Sklaven. Nach der *Compilatio singularis exemplorum,* Tours, 139a f.

Eine ältere Faſſung dieſer ſchrecklichen Geſchichte findet ſich bei Giraldus Cambrensis in dem *Itinerarium Kambriae,* l. I, c. 11 ⟨*Opera,* ed. by J. S. Brewer and F. Dimock, London, 1861 f., 84 f.⟩; ſie ſpielt auf dem Castellum Radulphi, d. i. auf Schloß Châteauroux in Berry:

Der geblendete Knecht ſtellt dem Ritter für die Rettung ſeines einzigen Sohnes die Bedingung, daß er ſich entmanne, wie man ihn entmannt habe. Auch hier verſucht der Ritter, und zwar zweimal, den Blinden zu täuſchen: er nennt ihm auf die Frage, wo er dabei den ärgſten Schmerz empfunden habe, zuerſt die Nieren ⟨in renibus⟩, dann das Herz, aber der Blinde glaubt ihm erſt, als er, nach wirklich vollzogener Entmannung, angibt, der Schmerz ſei in den Zähnen. Nun folgt das Ende wie in unſerer Erzählung, der Ritter erbaut für die Seele ſeines Knaben ein Kloſter, »quod adhuc extat et De doloribus dicitur«.

In dieſen zwei Erzählungen haben wir wichtige Belege für die Richtigkeit der Beobachtung bei Alwin Schultz, *Das höfiſche Leben zur Zeit der Minneſinger,* 2. Aufl., 1889, II, 176 über die ⟨in Weſt- und Nordeuropa⟩ übliche Verbindung der Strafen des Blendens und des Entmannens, wozu man noch auf J. Grimm, *D. Rechtsalt.,* II, 295 ⟨Harald Gilli⟩ und 299, Nr. 12 verweiſen könnte, beide Erzähler hätten es natürlich viel einfacher gehabt, wenn ſie den Entmannten hätten ſehen laſſen können, ob der Herr ſeiner Bedingung Genüge leiſtet, anſtatt daß er auf die merkwürdige Beantwortung ſeiner merkwürdigen Frage angewieſen bleibt.

So iſt es denn auch in einer arabiſchen Verſion, die R. Baſſet in der *RTP,* XVII, 50 f. der des Kambriers gegenüber ſtellt, ſie ſteht in al Abſchihis *Mostaṭraf,* II, 155 f., und Baſſet will, da ſie bedeutend jünger iſt, eine gemeinſame Quelle annehmen, nach der die Geſchichte, vielleicht von Kreuzfahrern, nach Europa gebracht worden wäre.

Dieſe ihm unbekannt gebliebene Quelle fließt nun durch die „*Goldenen Wieſen*" des 956 geſtorbenen Bagdaders al Mas'ūdī und ergibt eine Erzählung folgenden Inhalts ⟨Maçoudi, *Les prairies d'or,* Paris, 1861 f., VI, 261 f.⟩:

Dem Chalifen al Mahdī ⟨775—785⟩, dem Vater der Chalifen Mūsā al Hādī und Hārun ar Raschīd, wurde eines Tages berichtet:

In Manṣūra in Sindh hatte einer der dortigen arabiſchen Großen einen jungen Hindu auferzogen, als er dieſen eines Tages bei ſeiner Frau ertappte, ließ er ihn verſchneiden, dann aber ausheilen. Nach einiger Zeit nahm der Eunuch während einer Abweſenheit ſeines Herrn deſſen zwei Knaben, deren einer noch ganz klein war, mit ſich auf die Zinnen des Hauſes. Entſetzt rief ihm der Heimkehrende zu: »Unſeliger, du gefährdeſt ihr Leben!« Der Sklave aber antwortete: »Laſſen wir das, ich ſchwöre dir, ich werde ſie, wenn du dich nicht augenblicklich hier vor mir entmannſt, hinunter ſtürzen.« Alle Bitten des Herrn blieben erfolglos, der Sklave antwortete nur: »Ich habe auf der Welt nichts als mein Leben, und das gäbe ich für ein Glas Waſſer hin.« Schon wollte er ſeine Drohung wahr machen, als der Herr ein Meſſer nahm und ſich ſeiner Männlichkeit beraubte. Kaum aber war er damit zu Ende, ſo ſtieß der Sklave die Kinder hinab, ſo daß ſie zerſchmettert liegen blieben, und er ſagte: »Deine Verſtümmelung iſt die Sühne für die meinige, und meine Rache fügt noch den Tod deiner zwei Kinder hinzu.«

Al Mahdī ſchrieb dem Statthalter von Sindh, er ſolle den Sklaven unter den grauſamſten Martern hinrichten laſſen, überdies vertrieb er alle Hindu aus ſeinem Reiche, weshalb denn die dieſem Volke angehörenden Sklaven damals alle Märkte überſchwemmten und um geringen Preis abgingen.

Bei Abschihī, der ausführlicher erzählt, iſt der Empfänger des Berichts der Chalif al Hādī, der bei Mas'udī ungenannte Berichterſtatter iſt der mit Namen genannte Statthalter

Digitized by Google

von Sindh, und der Chalif befiehlt, alle Schwarzen aus ſeinem Reiche zu vertreiben. In asch Schirwānīs Nafḥat al jaman ⟨O. Reſcher, 259⟩ ſpielt die Geſchichte unter dem Chalifen al Mu'taṣim ⟨833–842⟩.

Augenſcheinlich durch mündliche Vermittlung, etwa eines Diplomaten, iſt eine ähnliche Geſchichte dem neapolitaniſchen Staatsmanne Joh. Jov. Pontanus ⟨† 1503⟩ zu Ohren gekommen, er hat ſie in ſeinen Traktat *De obedientia* ⟨*Opera,* Venetiis, 1518, I, 25b f.⟩ aufgenommen:

> Die Szene iſt auf Mallorca. Ein von ſeinem Herrn ſchwer gezüchtigter mauriſcher Sklave benutzt deſſen Abweſenheit, um die Herrin zu feſſeln und ſie mit den drei Kindern auf das Dach des Hauſes zu führen. Als ihm der zurückkehrende Herr droht, wirft er zwei Kinder hinunter, nun beginnt ihm der Herr aus Angſt um das dritte gute Worte zu geben und verſpricht ihm ſogar die Freiheit. Der Sklave aber ſtellt als Bedingung für das Leben des dritten Knaben, daß ſich ſein Herr die Naſe abſchneide. Kaum hat der das getan, ſo ſieht er auch ſchon den Knaben und deſſen Mutter leblos zu ſeinen Füßen liegen. Schließlich ſtürzt ſich der Sklave ſelbſt hinab.

Nach Pontanus erzählen Bandello, p. III, nov. 21, mit erheblichen Ausſchmückungen ⟨u. a. ſchändet der Sklave die gefeſſelte Herrin⟩, H. Estienne, *Apologie pour Herodote,* 1566, chap. XIX, 3, Ausg. A la Haye, 1735, I, 470 f. ⟨die dort zitierte Faſſung in Simon Goulards *Thresor d'histoires admirables,* Genf, 1620 ſtammt nicht, wie der Autor glauben machen will, aus einer Geſchichte Spaniens, ſondern aus der Novelle Bandellos, der Goulard auch den Namen des Ritters, freilich mit einem Mißverſtändnis, entnommen hat⟩, Bartolomeo Arnigio, *Diece veglie,* 1577, Luigi Contarini, *Vago e dilettevole Giardino,* 1586, Jak. Bidermann, *Acroamatum acad. libri III,* Engelgrave, *Lux evangelica,* uſw. uſw.

Auf der Novelle Bandellos oder einer ihrer Nebenformen beruht auch eine zwiſchen dem 22. Juli 1569 und dem 22. Juli 1570 in die Regiſters of the Stationers Company eingetragene Ballade, die auch ſpäterhin mehrfach gedruckt worden iſt, z. B. *The Roxburghe Ballads,* London, 1871, II, 48–55 ⟨vgl. E. Koeppel in den *Engl. Stud.,* XVI, 370 f. und in ſeinen *Studien z. Geſch. d. ital. Nov.,* 1892, 97 f., Hyder E. Rollins, *An Analytical Index to the Ballad-Entries ⟨1557–1709⟩,* North Carolina, 1924, Nr. 1234, 2542 u. 2677⟩. Älter noch iſt eine der zumeiſt von Melanthon geſprächsweiſe oder in Vorleſungen erzählten Geſchichten, die Joh. Manlius 1562 unter dem Titel *Locorum communium collectanea* herausgegeben hat, in der Ausgabe von 1565 ſteht ſie 298 f. unter dem Titel *Historia de crudelissimo facto Aethiopis recitata Philippo Comiti a Nassau per Damianum Knebel, secretarium Comitis de Hana.* Wiedergegeben ſei ſie hier in der deutſchen Faſſung von Andreas Hondorffs *Promptuarium exemplorum* ⟨1568⟩, 1592, 234a:

> Anno 1556 im Aprill iſt nicht weit von Augſpurg ein ſehr reicher Edelman geweſen, der hat von Kindheit auff einen Mohren auffgezogen. Als auff ein Zeit der Edelmann nicht einheimiſch geweſen, iſt der Mohr deß Nachts auffgeſtanden und hat deß Edelmanns Weib und das gantze Haußgeſinde ermordet, in die acht Menſchen, biß auff ein klein Töchterlein deß Edelmanns. Als nun deß andern Tages frühe der Edelmann wider heimgeritten, hat er ſeine Behauſung feſt beſchloſſen gefunden, und da er näher hinzu geritten, hat er zu oberſt in ſeiner Behauſung den Mohren erſehen, der ihm mit grimmigem geſicht erſchienen, und den Edelmann diſer geſtalt angeredt: Weiſtu, du grewlicher Tyrann, wie du mich armen unſchuldigen gehalten und geplagt haſt, das hab ich dir nun biß auff diſen Tag nachgetragen und habe ſolliche ſchmach nun an den deinen gerechent, ſihe da, ein ſtück von dem Cörper deines Weibes, die hab ich ſampt allem Haußgeſinde ermordet, biß auff dein klein Töchterlein, die ich am leben gelaſſen, die wil ich dir wider geben, ſo du mir ſicherheit meines lebens verheiſſeſt. Als der Vatter nun auffs aller härteſt erſchrocken, hat er endlich dem Mörder das leben zu friſten verheiſſen. Aber der Mohr hat alsbald das Töchterlein oben zum Fenſter herauß, dem Vatter vor die Füſſe geworffen, und geſagt: Ich weiß doch wol, daß du mir keinen glauben helteſt, hab ich mich aber nicht recht an dir

Digitized by Google

und den deinen gerechent? Darumb wil ich nun auch ſterben. Hat ſich alſo auch oben vom Hauß herab geſtürtzt.

Manlius ſchließt mit der Bemerkung, der Sekretär des Grafen von Hanau gebe an, dieſen Ritter ſehr genau zu kennen, und das braucht nicht bezweifelt zu werden, beſſer immerhin ſcheint Melanthon die Novellen Bandellos gekannt zu haben[1]).

44. Ring, Spange und Teppich. Nach dem 147. Stück der *Gesta* in der Ausg. W. Dicks 94 f. ⟨Oeſterley, Nr. 120⟩.

Der Märchengruppe, zu der dieses Stück gehört, hat Antti Aarne eine ausführliche Unterſuchung gewidmet: *Vergleichende Märchenforſchungen*, Helſingfors, 1908, weiter greifen Bolte und Polívka in ihren Abhandlungen zu den Grimmſchen Märchen 54 und 122 ⟨auch 60⟩. Über wichtige indiſche Varianten hat ſeither Hertel, *Pañcatantra*, 147 f. und *Pāla und Gōpāla*, 54–80 gehandelt. Zu vergleichen wären noch *Kathākośa*, 125 f., *ZDMG*, LXXV, 86 f., Lorimer, 197 f. und Frobenius, *Atlantis*, III, 327 f.

45. Merlin-Merlinchen. Nach dem *Dit de Merlin Meſſot* bei A. Jubinal, *Nouveau recueil de Contes, Dits, Fabliaux*, Paris, 1839 f., I, 128 f. Andere Verſionen bei M. Méon, *Nouveau recueil de Fabliaux*, Paris, 1823 ⟨Legrand d'Auſſy, *Fabliaux ou Contes*, 3ème éd. Paris, 1829 f., V, 138 f. und Anhang 7 f., *Cat of Rom*, III, 345, Nr. 34⟩ und in dem *Roman de Renart le contrefait*, publié par G. Raynaud et H. Lemaitre, Paris, 1914, I, 314 f., ⟨I. 306⟩.

Bolte und Polívka ſtellen dieſe altfranzöſiſche Erzählung zu dem Märchen von dem Fiſcher und ſiner Fru, tatſächlich kann die Übereinſtimmung in dem wichtigſten Zuge, der Unerſättlichkeit des Geförderten, nicht geleugnet werden, und daß es in dem Grimmſchen Märchen die Frau iſt, die den Gatten zu immer übermäßigeren Verlangen reizt, iſt ziemlich unerheblich. Im übrigen gehören der ſtets unzufriedene Parvenu und die in ihrem Ehrgeiz unerſättliche Frau zu jenen Motiven, die eine Wanderung nicht nötig haben, ſondern bei denen man wirklich von Polygeneſie ſprechen kann, dasſelbe gilt wohl auch von dem Zuge, daß die Rückverſetzung des traurigen Helden in den alten Zuſtand durch denſelben Faktor erfolgt, dem er ſeine Erhöhung zu verdanken hatte. Aus der gar zu grotesken Faſſung des Grimmſchen Märchens ſcheint hervorzugehen, daß ſie eine Parodie einer ältern Form iſt, die recht und ſchlecht das Sprichwort »Hochmut kommt vor dem Falle« illuſtriert haben wird, dieſe mag, da auch das franzöſiſche Gedicht eine gewiſſe lachende Schadenfreude dartut, ähnlichen Inhalts geweſen ſein, wie ein nach der Mitte des 13. Jahrhunderts von einem engliſchen Mönche, wahrſcheinlich einem Dominikaner aufgezeichnetes Exempel, das in der auch noch aus demſelben Jahrhundert ſtammenden Handſchrift *Royal 7 D. I.* des British Muſeum ſteht. Dieſes Exempel, deſſen Inhalt der *Cat of Rom*, III, 500 mit dem einen Satze wiedergibt: Pauper enriched, and finally elected king, is always discontented, erzählt:

Es war einmal ein gar mächtiger, reicher Herr, der ſah einen nackten Stroich unter einem Baume liegen, und er fragte ihn, ob er etwas von ihm begehre. Der Stroich ſagte: »Hätte ich ein Wams, ſo wäre ich reich.« Er gab ihm ein Wams, und dann fragte

[1]) Zwei Seiten vorher bringt Manlius ⟨Hondorff, 234a⟩ eine kurze lateiniſche Bearbeitung einer andern Novelle Bandellos ⟨p. IV, n. 1⟩ mit derſelben Lokaliſierung; dieſe findet ſich auch in Ulrich Vendenhaimers Nachſchrift ⟨Melanthon, *Opera* XX, 602 f.⟩. Ebenſo ſcheint Manlius, 293 ⟨*Opera*, XX, 598⟩ auf Bandello ⟨p. IV, n. 18⟩ zurückzugehen.

Digitized by Google

er ihn wieder, ob er noch etwas brauche, und er erhielt zur Antwort, er würde einen Herrn brauchen, der ihm Lebensunterhalt und Kleidung gewährte. Auch das tat er ihm, und er gab ihm überdies eine Frau und Land und ein Haus, und er machte ihn zum Bürger und dann zum Ritter und zum Baron und weiter zum Grafen und schließlich zum Könige, denn in jenem Reiche gingen die Könige aus einer Wahl hervor, und auf den Rat jenes Reichen wurde er zum Könige gewählt. Dann fragte der Reiche den König, ob er noch etwas brauche. Zuerst wollte ihm der König vor Hochmut gar nicht antworten, endlich aber antwortete er ihm auf sein Drängen: »Das Reich, das ich habe, genügt mir nicht, wenn ich nicht alle Reiche habe und niemand meinesgleichen ist, alle müßten mir gehorchen und mir untertan sein.«

Und der Reiche, der ihn als nackten Strolch aufgelesen hatte, antwortete ihm: »Weh, Elender, habe ich dich nicht als nackten Strolch aufgelesen und dir ein Wams geschenkt?« Und er fügte das andere hinzu, wie es der Reihe nach geschehen war. Und dann befahl er allen, ihn zu verstoßen und ihm alles zu nehmen und ihn in die frühere Armut zurückzuversetzen, und so geschah es.

In einem Märchen aus Borneo ⟨P. Hambruch, *Malaiische Märchen,* 121 f., Nr. 34⟩ macht Gott ein Stück Baumbast zuerst zu einem Menschen, dann gibt er ihm Reichtum und Macht, und schließlich verwandelt er ihn, als der Ungenügsame gar Gott sein will, wieder in das, was er ursprünglich gewesen ist. Hambruch verweist auf das Grimmsche Märchen und meint, es werde sich vielleicht erweisen lassen, daß dieses »aus Indonesien über Holland zu uns wanderte«, aber das ist wohl ein bißchen viel verlangt. Eher hätte man auf eine Herleitung aus einer altindischen Sage gefaßt sein können, die sich an den schon im *Mahābhārata,* im *Viṣṇu-Purāṇa* usw. erwähnten König Māndhātṛi knüpft ⟨Dschātaka 258 bei Dutoit, II, 356 f. und bei J. J. Meyer, *Kāvyasaṃgraha,* 1903, 35 f., Chavannes, I, 137 f., Nr. 40, Schiefner-Ralston, 1 f.⟩, zumal da schon Ralston ⟨XXXVI⟩ auf die Verwandtschaft mit dem 19. Märchen der Brüder Grimm aufmerksam gemacht hat. Die Māndhātṛi-Sage wieder könnte zu dem Tantalos-Mythos, allerdings nur in der von Athenaios gegebenen Fassung gestellt werden, die auch bei Bolte-Polívka zu unserer altfranzösischen Erzählung, freilich in sehr vorsichtiger Weise, angezogen wird.

46. Die verleumdete Jungfrau. Nach der *Compilatio singularis exemplorum,* 33 b. Siehe die Anmerkung zu unserer Nr. 19.

47. Placidus. Nach dem 192. Stück der *Gesta Romanorum* bei W. Dick, 187 f. ⟨Oesterley, Nr. 110⟩.

Die Literatur zur Eustachius-Legende ist in den letzten Jahren außerordentlich gewachsen, s. *ZVV,* XXVIII, 154 f., ferner H. Günter, *Buddha in der abendländischen Legende?,* 1922, 7-19 und passim ⟨zu dem 12. Dschātaka wäre auf Chavannes, Nr. 18 und 175, zu dem 547. auf Chavannes, Nr. 500 und Nr. 6, ferner auf Schiefner-Ralston, Nr. 16 zu verweisen⟩. Vgl. weiter Chauvin, VI, 161, 164-168, *Catof Rom,* III, 203, Nr. 30, bin Gorion, *Born,* I, 181 f., 362, *Pārśvanāthacaritra* bei Bloomfield, 63 f.

*

Zu der dem Helden überlassenen Entscheidung, ob er in der Jugend oder im Alter leiden wolle, s. Köhler, II, 254 f., Bolte-Polívka, II, 264, n. 1, weiter Swynnerton, 471, *Pārśvanāthacaritra,* 63, Hertel, *Pāla und Gōpāla,* 61, *al Qaṣṣābī* bei Rescher, 92 f., *ZVV,* XIX, 154, bin Gorion, *Born,* II, 225, 227, 354 f., Frobenius, *Atlantis,* III, 210, IV, 204 f., Kretschmer, *Neugriechische Märchen,* 1 f., *ZVV,* XIII, 409.

Digitized by Google

48. Die Ermordung der Greiſe. Nach der Erzählung des dritten Weiſen im *Doſopathos,* Hilkas Ausg. 57 f., die alte deutſche Überſetzung in dem *Altd. Bl.,* I, 149 f., ſ. Chauvin VIII, 199 ⟨Clouſton, *Book of Sindibād,* 360 f.⟩.

*

Zu der bei allen Völkern zu der Zeit ihrer Kindheit verbreiteten Sitte, die Greiſe zu töten, vgl. Gottfr. Schütz, *Der Lehrbegriff,* 256–261, E. Rohde, *Der griech. Roman,* 1876, 230, Frazer, *Golden Bough,* IV, 9–14, P. Herrmann, *Heldenſagen,* 565 f., 581 f. Über Erzählungen, die das Abkommen des Brauches motivieren wollen, handeln Bolte zu Frey, 262 f., Nr. 129 ⟨dazu *ZVV,* XVII, 184, n. 1⟩, Polívka, *ZVV,* VIII, 25 f., Köhler, II, 324 f., 401 f., Chauvin, VII, 84, Bolte-Polívka, II, 366, n. 1, Zachariä, *Kl. Schr.,* 69 f., zu den dort gegebenen Nachweiſen kommen noch Chavannes, III, 3 f., Nr. 400 und 13, *Kathāratnākara,* II, 271 f., Nr. 215 und Hertel, *Ind. Märchen,* 91, Nr. 28.

Über die Aufgabe, den beſten Freund, den ärgſten Feind uſw, vorzuführen, vgl. außer zum Teil den ſoeben genannten Stellen Köhler, I, 415 f., 455, n. 1 und W. Anderſon, *FFComm.,* Nr. 42, 357, weiter in Verbindung mit dem Motive von der Tötung der Greiſe eine in einem um 1300 verfaßten Ovid-Kommentar mitgeteilte Novelle ⟨*Novelle* di Ser Andrea Lanciano, Bologna, 1873, 25 f.⟩, die Borghini in ſeine Ausgabe der *Novelle antiche* als 100. ⟨94.⟩ Stück aufgenommen hat ⟨ſ. D'Ancona, *Studj,* II, 150 f.⟩, das 16. Kapitel des *Tractatus de diversis hiſtoriis Romanorum,* hg. von S. Herzſtein, 7 f. und 43, ein Märlein der *Compilatio ſingularis exemplorum,* 119 a und *Cato f Rom,* III, 201, Nr. 20, ſelbſtändig erſcheint die Aufgabe im *Kathāratnākara,* II, 259 f., Nr. 213.

Die Treue des Hundes und die Untreue der Frau werden noch in einer Reihe anderer Geſchichten einander gegenübergeſtellt: zuerſt ſoll die Frau, dann der Hund entſcheiden, welchem Herrn ſie angehören wollen, die Frau läuft zu dem Fremden, der Hund bleibt bei ſeinem Gebieter. Zu dieſen Geſchichten, von denen G. Paris *ZVV,* XIII, 21, n. 4 eine Spur in unſerm 3. Märchen finden will, vgl. man M. Friedwagners Einleitung zu der *Vengeance Raguidel* von Raoul v. Houdenc, 1909, CLVI und CLXXXV, aber auch das von Bolte-Polívka I, 198 beſprochene perſiſch-armeniſche Märchen ⟨über die Rolle des Hundes in den Varianten ſ. Benfey, I, 453⟩, Chauvin, VIII, 161 f., G. Jungbauer, *Märchen aus Turkeſtan,* 159[1]⟩, Lorimer, 242 f. ⟨bachtijāriſch⟩, Swynnerton, 25 f.

49. Das Magnificat. Nach dem 51. Exemplo Juan Manuels, Knuſt, 241 f., vgl. Chauvin II, 161 f.

Mit dieſem Erzählungsſtoffe hat ſich H. Varnhagen zweimal beſchäftigt: zuerſt in dem Buche *Ein indiſches Märchen auf ſeiner Wanderung durch die aſiatiſchen und europäiſchen Literaturen,* 1882, dann zwei Jahre ſpäter in *Longfellows Tales of a Wayside Inn und ihre Quellen,* 18–60 ⟨1882 kannte Varnhagen die Faſſung des *Conde Lucanor* noch nicht, wohl weil ſie in der Eichendorffſchen Überſetzung fehlt, dies iſt auch der Grund, daß gerade ſie hier aufgenommen worden iſt⟩.

Eine Unterſuchung über die Herkunft dieſer Märchen müßte, wenn ſie auch nur halbwegs beweiskräftig ſein ſollte, ſo breit angelegt werden, daß ſie einen ſtattlichen Band füllen würde, ſo ſehr hat ſich in den letzten dreißig Jahren das Material zu den von Varnhagen

[1] In anderen auf dem Hātim-Roman beruhenden Märchen fehlt dieſe Epiſode, ſo *Bagh o Bahār* ⟨ſ. *The Tale of the Four Durwesh,* transl. by L. F. Smith, Calcutta, 1860, 53 f.⟩, Bricteux, 83 f. und R. Levy, 57 f.

Digitized by Google

unterſuchten Märchengruppen gehäuft. Wenn es erlaubt iſt, eine Meinung auszuſprechen, ohne daß ſie durch langwierige Beweiſe geſtützt zu werden brauchte, ſo möchte ich mich der Anſicht Landaus, *Queſſen,* 72 anſchließen, die die chriſtliche Erzählung von dem für ſeinen Hochmut durch zeitweilige Erniedrigung beſtraften Könige ebenſo wie die parallele jüdiſche Salomo-Legende auf die bibliſche Geſchichte von König Nebukadnezar in dem Buche Daniel, 3, 31-4,34 zurückführt, der Zug, daß für die Dauer der Strafe ein höheres Weſen ſeinen Leib benützt, dürfte aus einer indiſchen Tradition gefloſſen ſein, jedoch nicht aus den Märchen, die Varnhagen herangezogen hat, ſondern aus andern, deren Hauptvertreter das 78. Dſchātaka iſt ⟨Dutoit, I, 314f., Chavannes, I, 372f., Nr. 106; vgl. Günter, *Buddha,* 158f.⟩.

Zu dem ganzen Komplexe wären noch zu vergleichen Köhler, II, 207f., 584f., 250f., zur Salomo-Legende Wünſche, *Babyl. Talmud,* II, 1, 183f., bin Gorion, *Born,* III, 47-57, 291f., Dſchelāleddin Rūmi, *Masnavi i ma'navi,* ed. E. H. Whinfield, 2nd. ed., London 1898, 178 und zu den chriſtlichen Erzählungen im Allgemeinen das malteſiſche Märchen bei B. Ilg, I, 16f., und das liviſche bei v. Löwis, 289f.; zu unſerer Faſſung, wo die Korrektur des Magnificat den Anſtoß zu der Beſtrafung des Königs bildet, vgl. man noch *Catof Rom,* I, 763-765, III, 447, Nr. 28 ⟨dieſes gegen Ende des 15. Jahrhunderts aufgezeichnete Exempel ſcheint auf das Gedicht von Jean de Condé zurückzugehen⟩, K. Kümmel, *Drei italieniſche Proſalegenden,* Diſſ. 1906, 20f., 42f. und Klapper, *Erzählungen,* 259f., Nr. 34.

*

»*Magnificat* wird nach dem Anfangsworte der prophetiſche Jubelgeſang genannt, welchen die allerſeligſte Jungfrau im Hauſe des Prieſters Zacharias anſtimmte . . . , der von Lucas ſpäter in das Evangelium ⟨1, 46-55⟩ aufgenommen wurde und ſeitdem in der Kirche nicht mehr verklungen iſt . . . Wie das Benediktus das Canticum der Laudes, ſo iſt das Magnificat das Canticum der Veſper . . .« So Wetzers und Weltes *Kirchenlexikon,* VIII, 470f.

Dem hier weſentlichen Satz des Magnificat »Er hat die Gewaltigen von ihrem Sitze geſtoßen und die Niedrigen erhöht« ſamt ſeinen altteſtamentlichen, rabbiniſchen und griechiſchen Parallelen, der in vielen Volkserzählungen als Antwort auf die Rätſelfrage: »Was tut Gott?« erſcheint, hat Walter Anderſon in Nr. 42 der *FF Communications,* Helſinki, 1923, 200-215 eine eingehende Unterſuchung gewidmet. Häufig werden die verderblichen Folgen geſchildert, die die Mißachtung dieſes Satzes hervorruft; ſ. Ekkehardi Minimi *Liber de vita B. Notkeri Balbuli,* c. 13 bei M. Goldaſt, *Rerum Alamannicarum Scriptores,* ed. 3., 1730, I, 232f. ⟨vgl. Bolte-Polívka, III, 218, n. 3⟩, Petrus Damiani im *Magnum Speculum exemplorum,* 77f., Erasmus, *Eccleſiaſtae ſive de ratione concionandi libri quatuor,* Baſel, 1535, 322 etc. etc. Schwere Vorwürfe bekam übrigens Erasmus ſelber wegen angeblicher Mißachtung und Änderung des Magnificat; ſ. *Colloquia familiaria,* Abſchnitt *Concio,* 1828, II, 156f. und *Opus Epiſtolarum,* Oxford, 1906f., III, 544f. Mit deutlicher Beziehung auf ſolche Vorfälle werden ſchon in den *Epiſtolae obſcurorum virorum,* Ausg. Frankfurt 1599, 141 und 149 jene verſpottet, die ſofort mit dem Vorwurf zur Hand ſind: »Volunt corrigere Magnificat«. Zu Melanthons Zeiten war daraus ſchon ein Sprichwort geworden; zunächſt läßt ihn Chriſtoph Pezel in der *Poſtilla Melanthoniana* ⟨*Corp. Ref.,* XXV, 845⟩ ſagen: Est usitata reprehensio, quando aliquis sciolus reprehendit aliquid, quod non intelligit, et facit deterius, ſo ſagt man: »Ille emendat Magnificat.« Das nun folgende Beiſpiel, wo ein Ignorant und Beſſerwiſſer im Magnificat anſtatt »superbos« »super boves« leſen will, ſteht auch bei Vendenhaimer ⟨*Corp. Ref.,* XX, 551⟩ und bei Manlius, 439 ⟨mit dem Schlußſatze: »Hoc est corrigere velle Magnificat«⟩, danach bei M. C. Lundorff, *Wißbadiſch Wiſenbrünlein,* Frankfurt, 1610f.,

Digitized by Google

II, 142f., Hiſt. 58. Vgl. weiter J. Fiſchart, *Binenkorb,* Ausg. 1588, 11a und 41b, H. Eſtienne, *Apologie,* II, 29, Tabourot, *Contes facecieux du Sieur Gaulard,* Ausg. Paris, 1662, 181, J. B. Schupp, *Der Teutſche Lehrmeiſter* in *Zugab Doct. Joh. Balth. Schuppii Schrifften* (Hanau, 1667), 183, Chr. Lehmann, *Florilegium Politicum et auctum,* I, Frankfurt, 1662, 101 und ſchließlich Wander, III, 338.

50. Der Zorn Gottes. Nach einer Erzählung der des öftern genannten Florentiner Handſchrift, abgedruckt bei Papanti, I, XXIVf. und bei Biagi, 165f., Nr. 145; vgl. D'Ancona, II, 154f.

Zu dem Lebenskraute der Schlangen, das uns ſchon in den Noten zu unſerm 3. Märchen begegnet iſt, findet man reiche Nachweiſe in Köhlers Anmerkungen zu Warnkes Ausgabe der *Lais* der Marie de France, 1885, CIV-CVIII, bei R. Baſſet, *Nouveaux contes berbères,* Paris, 1897, 321-324 und bei Bolte-Polívka, I, 128f. An allen drei Stellen wird in erſter Reihe die griechiſche Glaukos-Sage herangezogen, obwohl es in ihren verſchiedenen Verſionen nicht immer eine Schlange iſt, durch deren Betragen die lebenſpendende Kraft des Krautes entdeckt wird, ſondern auch — und dann iſt Glaukos ſelber der Beobachter — ein Fiſch oder ein Haſe. Immerhin dürfte die urſprüngliche Form jene ſein, wo die Entdeckung des Krauts durch die von einer Schlange gemachte Probe erfolgt. Noch heute iſt es ja gerade die Schlange, die vielen Naturvölkern wenn ſchon nicht immer für unſterblich, ſo doch für beſonders langlebig gilt: J. G. Frazer führt (*Golden Bough,* IX, 302f., *Folk-Lore in the Old Testament,* I, 52f., 66f.) zahlreiche Erzählungen an, die alle ſchildern, wie die Menſchen die Gabe der Unſterblichkeit zugunſten der Schlangen, Eidechſen uſw., kurz der Tiere, die den Balg wechſeln, eingebüßt haben, er hat überſehen, daß ſich ſolche Sagen auch ſchon im griechiſchen Altertum finden, ſo in den Κωφοί von Sophokles (*Opera,* ed. R. F. Ph. Brunck, Straßburg, 1786, II, 3, 19f.) und bei Aelian, *De nat. anim.,* l. VI, c. 51, wo eine lange Reihe älterer Bearbeiter genannt wird[1], und daß auch der *Phyſiologos* (c. 47, Peters, 79) behauptet, die Schlangen würden durch das Abwerfen der alten Haut wieder jung. An anderer Stelle (*Golden Bough,* V, 186) kommt Frazer auf die Sage von dem lydiſchen Heros Tylon oder Tylus zu ſprechen, den ſeine Schweſter durch ein Kräutlein wiedererweckt, deſſen Wirkung ſie bei der Wiedererweckung einer Schlange durch eine andere beobachtet hat, ſchon dort ſagt Frazer: »The serpent's acquaintance with the tree of life in the garden of Eden perhaps belongs to the same cycle of stories«, und dieſe Meinung iſt es, deren Bewährung das Kapitel 2 ſeiner *Folk-Lore* dient (vgl. noch E. Böklen, *Adam und Qain,* 1907, 75f. und E. Küſter, *Die Schlange in der griechiſchen Kunſt und Religion,* 1913, 137).

Eine ähnliche Kenntnis des Lebenskrautes beweiſen im *Eliduc* Mariens de France die Wieſel, daß dieſe Anſicht damals, wenigſtens in England, allgemein verbreitet war, erhellt aus l. II, c. 123 in *De naturis rerum libri duo* von Alexander Neckam (ed. by T. H. Wright, London, 1863, 201), wo es heißt:

> Die Kraft der Pflanzen kennt das Wieſel durch die Belehrung der Natur, obwohl es nicht in Salerno ſtudiert oder ſich in den Schulen von Montpellier herumgeſchlagen hat. So ſehr verſteht es ſich aber auf die Ausleſe der Heilkräuter, daß es nach der Meinung der Unwiſſenden ſeine Jungen wiederbelebt, in Wirklichkeit verſteht es ſie zu heilen, auch wenn ſie ſchier auf den Tod verwundet ſind.

[1] Vgl. weiter Coelius Rhodiginus (Lodovico Celio Richieri), *Lectionum antiquarum libri triginta* (1. Ausg. 1516), Frankfurt und Leipzig, 1666, 1428, Joachimus Camerarius. *Fabulae Aesopicae* (1. Ausg. 1538), Leipzig, 1570, 268f. und das lateiniſche Gedicht von Georgius Sabinus in Otho Melanders *Jocorum atque seriorum t. III.,* Frankfurt, 1617, 103, Nr. 121 (nicht in den frühern Ausgaben).

Digitized by Google

Mit Rückſicht auf dieſe Stelle wird wohl das Wort »hreyſi-köttr« der *Völſunga-Saga* nicht mit Wildkatze, ſondern mit Wieſel zu überſetzen ſein, und ſo tut es denn auch P. Herrmann in den *Isländiſchen Heldenromanen* ⟨*Thule*, XXI⟩, 1923, 52.

Zu dieſem Teile unſers Märchens gehören außer den von Köhler, Baſſet, D'Ancona und Bolte-Polívka erwähnten Varianten, nach den Wundertieren geordnet, noch folgende: Schlangen: die oben zu Nr. 41 erwähnte Erzählung in Francesco Ponas *Lucerna*, 217 f., Kretſchmer, *Neugriechiſche Märchen*, 5, Frobenius, *Atlantis*, II, 170, III, 160; Eidechſen: *Atlantis*, II, 88, III, 59; Ameiſen: *Atlantis*, I, 100; Mäuſe: Chalatianz, *Die iraniſche Heldenſage bei den Armeniern* in der *ZVV*, XIX, 157. Eine ganz merkwürdige Geſchichte erzählt der Midraſch *Wajikra rabba*, hg. v. A. Wünſche, 1884, 148:

> Ein Mann, der von Babylon kommt, beobachtet, wie ein Vogel einen andern, den er ſoeben getötet hat, mit Hilfe eines herbeigeholten Krautes wiederbelebt. Er nimmt von dem Kraut mit und verſucht, weitergehend, ſeine Wirkung an einem toten Fuchſe; der Fuchs wird lebendig. Auf den Höhen von Tyrus angelangt, findet er am Wege einen toten Löwen; auch dieſen bringt er ins Leben zurück, wird aber von ihm aufgefreſſen [1].

In unſerm Märchen folgt der Entdeckung des Lebenskrautes der Verſuch mit der Enthauptung; ſtark abweichend, in allem Weſentlichen aber gleichartig erzählt die *De duobus militibus fabula* in dem 1561 erſchienenen *Tomus tertius convialium sermonum* von Johannes Gaſt, 40 f. Gaſt hat nur aus gedruckten Werken exzerpiert, und meiſt iſt ſeine Vorlage leicht nachzuweiſen; bei dieſer Geſchichte aber haben alle meine Bemühungen verſagt. Sie lautet in wörtlicher Übertragung:

> Um des Geldes halber zogen zwei Ritter ⟨milites⟩ fröhlich in den Krieg. Auf dem Wege ſtießen ſie auf eine große Schlange, und die zerhackten ſie in viele Stücke. Die Schlange wird durch ein gefundenes Kraut geheilt, und die zerſchnittenen Teile fügen ſich ſchön zuſammen, alsbald wälzt ſie ſich in das Waſſer und entſchwimmt an das andere Ufer. Die Ritter ſind höchlich erſtaunt, und der eine ſagt zu dem andern: »Strecke deine Hand aus, wir wollen dieſes wirkſame Mittel erproben, das allen Speerträgern ⟨doryphoris⟩ gar nützlich ſein wird.« Der Angeredete ſtreckt die Hand aus, und der andere ſchlägt ſie ihm ab, ſo daß ſie zur Erde fällt; ſofort legt er das Kraut auf, und ſchon haftet ſie wieder wie angelötet. Als der Ritter das verblüffende Wunder an ſeiner Hand geſehen hat, ſagt er zu ſeinem Geſellen: »Nun halte du mir den Kopf hin, und ich will an ihm unſer Mittel verſuchen; mit dieſem Mittel werden wir im Kriege ein tüchtiges Stück Geld verdienen.« Er ſchlägt alſo dem andern den Kopf ab, und dieſer wächſt, kaum daß das Kraut angelegt worden iſt, wieder an; aber das Vorderhaupt iſt dem Rücken zugekehrt, und ſo wird es feſt, und das Fleiſch wird wieder heil ohne irgendeine Narbe. So hatte denn der gute Ritter Augen und Mund hinten, vorne aber das Hinterhaupt. ⟨Im lateiniſchen Texte ſind die Wörter occiput und synciput vertauſcht.⟩

Wie man ſieht, iſt es unklar, wie die Schlange zu dem Kraut kommt; hier ſcheint den Erzähler die Erinnerung verlaſſen zu haben.

Eine weitere Parallele zu dem zweiten Teile unſers Märchens findet ſich in der *Compilatio singularis exemplorum*, Tours, 142b mit folgendem Inhalt:

> Zwei Gaukler, einer ein Engländer, der nach Frankreich zog, um Kunſtſtücke ⟨subtilitates⟩ zu lernen, der andere ein Gallier, der zu dem gleichen Zwecke nach England wanderte, begegneten einander, und ſie fragten einander um den Grund der Reiſe. Der Engländer ſagte: »Ich weiß alles, was es in England gibt«, und der andere: »Ich weiß alles, was es in Frankreich gibt; üben wir die Kunſtſtücke hier, und gehen wir nicht weiter.« — »Ich werde dir«, ſagte der eine, »den Kopf nehmen und ihn dir ohne Verletzung wieder aufſetzen.« Und der andere ſagte: »Ich werde dir die Augen heraus-

[1] Die Pointe dieſer Erzählung, die in der jüdiſchen Literatur keineswegs vereinzelt daſteht ⟨ſ. bin Gorion *Born*, II, 270 f., 357, 363⟩, begegnet uns ſchon in dem 150. Dſchātaka ⟨Dutoit, I, 557 f.⟩, weiter in der *Vetālapañcaviṃśatikā* ⟨Uhle, 117, 183 f., Somadeva, II, 348 f.⟩, in mehrern *Pañtſchatantra*-Verſionen ⟨Hertel, *Pañcatantra*, 132 u. 272⟩, in dem *Kathāratnākara*, I, 170 f., in dem *Pārśvanāthacaritra*, Bloomfield, 75, bei Behary Day, *Folk-Tales of Bengal*, 266 f. und in Nechſchebis *Tutinameh* ⟨*ZDMG*, XXI, 546⟩.

Digitized by Google

nehmen und ſie dir auf der Stelle wieder einſetzen.« Als aber der eine dem andern den Kopf nahm, ſetzte er ihn ihm in der Eile verkehrt auf, und er ſagte: »Iſt es gut gemacht?« Sagte der andere: »Ja, aber es ſcheint mir, ich ſehe immerfort meinen Hintern.« Als dann dieſer dem andern die Augen herausnahm, kam ein Vogel und raubte eines. Da nahm er eines von einer Katze und ſetzte es ihm ein, und er ſagte: »Iſt es gut gemacht?« Antwortete der andere: »Ja, aber es ſcheint mir, das eine von meinen Augen ſieht immerfort nur nach Katzen und Mäuſen!«

Der zweite Teil dieſer Schnurre ſtimmt zu *Geſta*, Nr. 76 ⟨Oeſterley⟩ und zu *Deutſche Texte des Mittelalters*, XIV, 119f., Nr. 147, wozu Bolte-Polívka, III, 552f. zu vergleichen iſt; der erſte Teil kommt in ähnlichen Verbindungen wie in unſerm Märchen des öftern vor. So wie in dieſem der Reiche auszieht, um den Zorn Gottes zu ſuchen[1]), ſo will in andern Märchen der Held das Fürchten lernen oder den Tod ſuchen uſw., und dabei ergibt ſich die Verkehrung ſeines Kopfes; vgl. dazu G. Rua im *Giornale storico*, XVI, 241, Ad. Rittershaus, *Die neuisl. Volksmärchen*, 373-378 ⟨H. und J. Naumann, *Isl. Volksm.*, 233⟩ und Bolte-Polívka, I, 29, n. 1. Weitere Varianten ohne dieſe Einleitung beſpricht Bolte in der *ZVV*, XI, 262, n. 2[2]).

Es darf wohl erinnert werden, daß ſich das Motiv des Aufſetzens abgeſchnittener Köpfe ſchon in der um 1700 v. Chr. niedergeſchriebenen Erzählung von König Cheops und den Zauberern findet; ſ. A. Wiedemann, *Altägyptiſche Sagen und Märchen*, 1906, 11, 14f.

51. Der tote Gaſt. Nach der 164. der von J. Klapper herausgegebenen *Erzählungen des Mittelalters*, 1914, 356f., zuerſt veröffentlicht von demſelben in den *Stud. z. vgl. Literaturgeſch.*, IX, 191f., dann nach einer andern Hſ. in den *Exempla aus Handſchriften des Mittelalters*, 1911, 36f. Nr. 46; vgl. desſelben Unterſuchung *Die Quellen der Sage vom toten Gaſte* in der von Th. Siebs herausgegebenen *Feſtſchrift zur Jahrhundertfeier der Univerſität zu Breslau*, 1911, 202-231.

Zuletzt hat über den Stoff Alfons De Cock gehandelt in den *Studien en Essays over oude volksverteſſels*, Antwerpen, 1919, 108-152, 308f., leider ohne Berückſichtigung der von V. S. Armeto, *La leyenda de Don Juan*, Madrid, 1908 beigebrachten, freilich alleſamt jungen Varianten der Sage, über deren Herkunft noch nichts Schlüſſiges vorliegt.

52. Das Teufelskind. Nach einem Predigtmärlein in dem *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus* von Étienne de Bourbon ⟨*Anecdotes historiques, légendes et apologues*, publ. par A. Lecoy de la Marche, Paris, 1877, 145f., Nr. 168⟩; ſ. Weſſelski, *Mönchslatein*, 15f. und 202f., Nr. 11.

Zu der Märchengruppe, in die die Legende oder Sage von Robert dem Teufel aufgegangen iſt, vgl. Bolte-Polívka, III, 94-114 und V. Tille in den *FFComm.*, Nr. 34, 1-65,

[1]) In Giov. Villanis *Cronica*, l. VII., c. 121 ⟨*Croniche* di Giovanni, Matteo e Filippo Villani, Trieste, 1859, I, 159⟩ ſagt Marco der Lombarde zu dem Grafen Ugolino delle Gherardesca: »Non vi falla altro che l'ira d'Iddio.« Über dieſen Mann iſt denn auch der Zorn Gottes gekommen, wie man in Dantes *Inferno*, c. XXXIII nachleſen mag.

[2]) Vorher erörtert Bolte an dieſer Stelle jenes ſchon in der *Vetālapañcaviṁśatikā* (Uhle, 47f., 152f., Somadeva, II, 264) vorkommende Motiv der Vertauſchung zweier Köpfe; zu dieſem ſiehe noch *ZVV*, VIII, 465, XII, 454, XXI, 102 ⟨= Zachariae, *Kl. Schr.*, 131⟩, *Kathāratnākara*, II, 116f., Nr. 154 = Hertel, *Indiſche Märchen*, 174f., Dracott, *Simla Village Tales*, 104f., Lorimer, 247f. (bachtijāriſch), Bolte-Polívka, III 55 ⟨gruſiniſch⟩, Wander, V, 15, Nr. 335 = Merkens, *Was ſich das Volk erzählt*, 61f., Nr. 74, *RTP.* XVII, 54 =, Tegethoff, *Franz. Volksm.*, II, 212, weiter die zweite der *Venezianiſchen Novellen* von Franz Frh. v. Gaudy betitelt *Antonello, der Gondolier*. In gewiſſer Beziehung gehört vielleicht hierher auch noch eine Erzählung der *Dharmaparīkṣā* Amitagatis ⟨Mironow, 28⟩.

Digitized by Google

nach dem altfranzöſiſchen Versroman von *Robert le diable* erzählt neuerdings Tegethoff, I, 30f., nach der Faſſung Étiennes, die auch in der *Scala celi,* 163af. wiederkehrt, Lecoy de la Marche, *L'Esprit de nos aïeux,* 127f.

Das dem Teufel oder einem andern Weſen verſchriebene Kind iſt ein außerordentlich häufiger Zug, der in einer ganzen Reihe von Märchen wiederkehrt ⟨Bolte-Polívka, II, 329, I, 21, 98, II, 526, III, 107, 322, 465, Chauvin, V, 176, VI, 84, Hemacandra, 190⟩, geht er vielleicht auf die weitverbreitete Opferung der Erſtgeburt ⟨Frazer, *Golden Bough,* IV, 171-192⟩ zurück?

53. Der teufliſche Knecht. Nach dem 36. Kapitel des 5. Buches des *Dialogus miraculorum* von Caeſarius von Heiſterbach; ſ. *Mönchslatein,* 115f., Nr. 97.

Über die Verbreitung dieſer Geſchichte ſ. Boltes Noten zu Pauli, Nr. 92, weiter G. Milchſack, *Hiſtoria D. Johannis Fauſti,* 1897, CCXLIV-CCLIV, dazu J. H. Wolf, *Beiträge zur deutſchen Mythologie,* 1852f., II, 252f., A. Kaufmann, *Caeſarius von Heiſterbach,* 1862, 137, J. Petſch, *Die Glocke,* 1918, 71f., Alf. De Cock, *Volksſage, Volksgeloof en Volksbruik,* Antwerpen, 1918, 56f. Ähnliche Geſchichten, wo ſich der Teufel als hilfsreich erweiſt, ſ. bei Grimm, *D. Sagen,* Nr. 175, Kirchhof, *Wendunmuth,* V, Nr. 247-249, *Luthers Tiſchreden,* V, 480f., IV, 682, V, 481, R. Kühnau, *Schleſiſche Sagen,* 1910f., II, 669f., Peuckert, *Schleſiſche Sagen,* 262f. u. 320, G. Milchſack, *Geſammelte Aufſätze,* 1922, 237, 238. Die Verdingung als Knecht geſchieht, um den Ritter zu verderben: Köhler, II, 613f., dazu Odo v. Ceritona bei Hervieux, IV, 369, Klapper, *Erzählungen,* 304f., *Cato Rom,* II, 628, F. H. v. d. Hagen, *Gesammtabenteuer,* 1850, III, CXXVI, *Cato Rom,* III, 537, Nr. 8, 551, Nr. 41, 566, Nr. 94, vgl. auch *Cato Rom,* III, 85, Nr. 29 ⟨Ét. de Bourbon⟩.

*

Die Aufgabe, Löwen-⟨Tiger-⟩milch zu holen, begegnet in vielen Varianten des Grindkopf- oder Goldener-Märchens ⟨Bolte-Polívka, III, 94f.⟩, weiter in vielen Faſſungen des in Indien ſehr häufigen Märchens von dem Sohne der ſieben Königinnen, zb. Knowles, *Folk-Tales of Kashmir,* 45, Maive Stokes, *Indian Fairy Tales,* London, 1880, 178 ⟨Bolte-Polívka, III, 433f., Frazer, *Golden Bough,* XI, 138, n. 1⟩, ſchließlich in vielen Verſionen des oben, 191 erwähnten Märchens von der treuloſen Mutter oder Schweſter ⟨zuletzt bei M. Boehm und F. Specht, *Lettiſch-litauiſche Volksmärchen,* 1924, 51f. und 325, Nr. 5⟩.

An ein wichtiges Problem, das auch in der Einleitung dieſes Buches geſtreift worden iſt, rührt die Verwandſchaft eines jüdiſchen und eines indiſchen Apologs, in denen die Heilung durch Löwenmilch eine Rolle ſpielt. Der jüdiſche, der in einer Reihe von Varianten erhalten iſt ⟨ſ. L. Seligmann, *Parabeln, Legenden und Gedanken aus Thalmud und Midraſch,* 1863, 365, B. Königsberger in *ZVV,* VI, 156f., bin Gorion, *Born,* III, 293f.⟩, erzählt in der von bin Gorion III, 71f. wiedergegebenen Faſſung, die ſich von den andern nur in Nebenſächlichem unterſcheidet:

> Einem erkrankten Perſerkönig erklären die Ärzte, nichts als Löwenmilch könne ihn heilen, und ſo ſchickt er ſeinen Leibarzt zu König Salomo mit der Bitte, ihm Löwenmilch zu verſchaffen. Salomos Feldhauptmann Benaja ben Jojada beſorgt dies, indem er einer Löwin zehn Tage hintereinander ein Zicklein zuwirft und dabei immer näher an ſie herantritt; ſchließlich wird ſie ſo zahm, daß er mit ihr ſpielen kann, er ſaugt einen Augenblick an ihren Zitzen und kommt mit der Milch zurück. Dieſe erhält der Leibarzt und zieht ab. Auf dem Wege in die perſiſche Heimat träumt ihm, wie ſeine Körperteile miteinander ſtreiten, wer das meiſte Verdienſt an dem Herbeiſchaffen der Milch habe. Die Füße ſagen,

Digitized by Google

sie hätten sie geholt, die Hände, sie hätten sie genommen, die Augen, sie hätten den Weg gewiesen, das Herz, ihm sei der Rat zu danken, die Zunge aber äußert, sie sei das Hauptglied, und bedroht die andern, wenn sie das nicht anerkennten. Vom Schlafe erwacht, zieht der Arzt weiter, er tritt vor den König, und da stammelt die Zunge: »Hier ist die Hundemilch.« Als darauf der Arzt zur Hinrichtung abgeführt wird, bekennen sich die andern Glieder als besiegt, die Zunge bittet den Henker: »Bring mich noch einmal zum König«, und nun sagt der Arzt: »Auch die Löwin nennen wir eine Hündin.«

Bin Gorion und Königsberger stellen die Geschichte mit der bekannten Fabel des Menenius Agrippa zusammen, von der es unzählige Varianten gibt, bin Gorion meint überdies, die »indische Urquelle« in einigen Versen einer Upaniṣad gefunden zu haben, die er auch, in P. Deußens Übersetzung, abdruckt. Hier handelt es sich aber nur um einen Rangstreit der Organe, aus dem schließlich der Odem als Sieger hervorgeht, die Parabel enthält also nur eines der Elemente der jüdischen Geschichte, und nicht einmal das wichtigste: als dieses müssen wir doch den Gewaltstreich der Zunge erkennen, weshalb denn auch die jüdische Geschichte mit dem Zitat aus dem Buch der Sprüche schließt: »Tod und Leben steht in der Zunge Gewalt.«

Was aber in der Parabel der Upaniṣad fehlt, findet sich wieder in einer Erzählung des Buches *King lü ji siang,* einem im Jahre 515 verfaßten Auszug aus verschiedenen heiligen Schriften der Buddhisten, sie steht bei Chavannes, *500 contes,* III, 207 f., Nr. 439. An einer andern Stelle ⟨*Actes du XIV^e congr. intern. des oriental.,* I, 5ème section, 99⟩ sagt Chavannes, sie habe früher ein einzelnes Sūtra gebildet, das noch im dritten Jahrhundert von dem Indoskythen Kien ins Chinesische übertragen worden sei. Im Wesentlichen erzählt dieses Sūtra:

Einem Könige Wei-leu wird zu seiner Heilung Löwenmilch verordnet, er verspricht dem, der ihm eine solche beschaffen werde, die Hälfte seines Reiches. Ein Armer unterzieht sich der Aufgabe, außer einem geschlachteten Hammel nimmt er für die Löwin noch mehrere Dutzend Gefäße mit Wein mit: Die Löwin wird berauscht, und er nimmt ihr Milch. Während seiner Rückkehr hat der Mann — nun ist er auf einmal ein Mönch — einen Traum, in dem seine Organe um den Rang streiten: nacheinander treten die Geister der Hände, der Füße, der Augen, der Ohren auf, schließlich der der Zunge, und dieser erklärt den andern kurz und bündig: »Euer Leben hängt von mir ab.« Am nächsten Morgen tritt er vor den König und sagt: »Hier ist die Löwenmilch.« Kaum aber hat der König getrunken, so sagt die Zunge: »Die Milch ist von keiner Löwin, sondern von einer Eselin.« Der König will den Mönch hinrichten lassen, da erzählt ihm dieser, ohne daß die Zunge widersprechen würde, die Geschichte von seinem Traume. Der König glaubt ihm, gibt ihm seine Tochter zur Gattin, usw., usw.

Man erkennt leicht, daß zwischen der buddhistischen und der jüdischen Geschichte kein nennenswerter Unterschied besteht, die Tatsache, daß es sich hier wie dort um das Heilmittel der Löwenmilch, um den Traum von dem Rangstreit der Organe, um die Bosheit der Zunge und ihre schließliche Selbstbesinnung[1]⟩ handelt, genügt, um die Identität zu beweisen. Die Fabel, wie sie Livius erzählt, ist wohl ägyptischen Ursprungs ⟨Maspero in den *Études égyptiennes,* I, 260, f. Chauvin III, 34 f.⟩, daß sie in den entsprechenden Stücken der Upaniṣaden, die den Sieg dem Prāṇa, dem Lebensodem zubilligen, der eins ist mit dem Atman, mit dem erkennenden Selbst, der Seele ⟨Winternitz, I, 218 f., Hillebrandt, *Aus Brahmanas und Upanisaden,* 1921, 141 f.⟩, benützt worden wäre, daran ist angesichts der brahmanischen Spekulationsweise nicht zu denken. Diese uns künstlich erscheinende Trennung der Tätigkeiten und der Verantwortung hat ihr Gegenstück in einer wieder von Chavannes ⟨I, 416 f. Nr. 145⟩ veröffentlichten Geschichte des *Kieu tsa pi jü king,* die eine so strenge Scheidung zwischen Körper und Seele zieht, daß sich die Seele bei dem von ihr verlassenen, toten Körper bedankt, daß

[1]⟩ Ein andres Beispiel für das selbstherrliche Vorgehen der Zunge findet sich bei Somadeva, I, 273: Der indische Vorläufer unsers Doktor Allwissend schilt seine Zunge ob ihrer Eigenmächtigkeit, sein Wissen gerühmt zu haben.

Digitized by Google

er nicht getötet, nicht geſtohlen, niemand gekränkt und nicht gelogen habe, ja daß er nicht treulos geweſen ſei, gerade als hätte er dies alles unabhängig von ihr tun können. Als hätte er dies tun können, nun, nach der Lehre der Sāṃkhya-Philoſophie hätte das dieſer Körper wirklich tun können und hat es nur aus ſich ſelbſt unterlaſſen: dieſe Lehre vergleicht zwar die Materie einem uneigennützigen Diener, der von der Seele für ſeine Leiſtungen weder Dank noch Lohn zu erwarten hat, aber die Materie wird nicht durch den Willen der Seele angeregt und handelt durchaus ſelbſtändig. Und dieſe Lehre, die auch die Organe ⟨freilich die innern⟩ wegen ihrer größern oder geringern Bedeutung dem Beamtenſtande vergleicht, in dem immer einer über dem andern und der Miniſter über allen ſteht — da kann ja wohl einmal auch ein Rangſtreit vorkommen —, wählt für die Art der Verbindung der ungeiſtigen, aber ſchöpferiſchen Materie mit der geiſtigen, aber nicht ſchöpferiſchen Seele den Vergleich des Bündniſſes zwiſchen dem Lahmen und dem Blinden ⟨R. Garbe, *Die Sāṃkhya-Philoſophie,* 2. Aufl., 1917, 223f.⟩, den auch die buddhiſtiſche Literatur kennt ⟨H. Oldenberg, *Buddha,* 8. Aufl., 1921, 65⟩ und der ⟨der Vergleich, nicht nur die Fabel⟩ über die religiöſen Schriften der Juden ⟨ſ. zb. Wünſche, *Der babyl. Talmud,* II, 3, 150, *Wajikra rabba,* 1884, 27f.⟩ ſeinen Weg nicht nur zu den Mohammedanern ⟨Wünſche, *Aus Israels Lehrhallen,* III, 125⟩, ſondern auch zu den Chriſten gefunden hat ⟨ſ. Chauvin, *La récenſion égyptienne des Mille et une nuits,* Brüſſel, 1899, 81, Ét. de Bourbon im *Catof Rom,* III, 84, Nr. 22 uſw.⟩. Dieſe Verwandtſchaft der Fabel von dem Rangſtreit der Organe mit dem Bündnis zwiſchen dem Lahmen und dem Blinden ſtellt ſchon Luther feſt, der zwar von dem Gleichnis in dem erſten Korintherbrief, 12, 12-27 ausgeht, aber durch die Einführung des bei Paulus nicht erwähnten Magens beweiſt, daß er dabei an die Fabel von dieſem und den Gliedern denkt, und zur Erläuterung die Fabel von dem Lahmen und dem Blinden heranzieht, die er aus der griechiſchen Anthologie kennt ⟨*Tiſchreden,* V, 88f.⟩.

Bis in die letzte Konſequenz wird dieſe Selbſtändigkeit der Seele, die ſie befähigt, mit dem Körper ein Bündnis einzugehen, wie der Lahme mit dem Blinden oder wie die Zunge mit den andern Organen, in einem häufig vorkommenden Exempel durchgeführt, worin der Körper ſeiner Seele allerlei Verſprechungen macht, um ſie zu einem Verbleiben bei ihm zu bewegen, Jakob von Vitry und die andern, die es erzählen ⟨ſ. Boltes Noten zu Pauli, Nr. 281⟩ hängen an Traditionen, deren Wurzeln in der indiſchen Scholaſtik zu finden ſind.

54. Die Schuhe des Teufels. Nach einem Predigtmärlein Jakobs von Vitry ⟨Greven, 42f., Nr. 68, Frenken, 129f., Nr. 65⟩.

Die zwei älteſten Verſionen dieſer Geſchichte ſind die 48. Fabel der Marie de France ⟨Warnke, 164f.⟩ und die 39. Fabel in der von E. Mall nach ihren wichtigſten Fundorten mit *LBG* bezeichneten Handſchriftengruppe ⟨Hervieux II, 593f.⟩. Dieſe Fabel in *LBG* erzählt:

> Ein Dieb, der unter einem Weißdorn ſchläft, findet bei ſeinem Erwachen neben ſich den Teufel, dieſer verſpricht ihm jede Unterſtützung, und bei Anrufung ſeines Namens werde er überall ſicher ſein. Trotzdem endlich gefangen und zur Hinrichtung geführt, ruft er den Teufel an, der meldet ſich: »Ich bin ſchon da, fürchte dich nicht.« Auf der Richtſtätte angelangt, ruft er ihn wieder, und nun erhält er den Rat, Geduld zu haben. Als ihm dann der Strick um den Hals gelegt wird, ruft er den Teufel zum dritten Male und erinnert ihn an den Dornbuſch, den Zeugen ihres Bündniſſes, der Teufel aber ſagt: »Bis jetzt haſt du

Digitized by Google

mit unſerer Hilfe gekämpft, jetzt wird es hübſch ſein zu ſehen, was du für dich allein ausrichteſt.«

Ebenſo erzählt Marie, nur erſetzt ſie den Teufel ⟨Satanas⟩ durch eine Hexe ⟨sorciere⟩, auch die Erinnerung an den Dornbuſch bei dem dritten Rufe fehlt nicht. Die Fabel Mariens iſt in den *Miſchle Schualim* des Berekhja ben Natronaj ⟨Barachiae Nikdani *Parabolae vulpium*, transl. opera M. Hanel, Prag, 1661, 305 f., *Die Fuchsfabeln des B. b. N.*, hg. v. L. Goldſchmidt, 1921, 88 f.⟩ und in mehrern italieniſchen Fabelſammlungen bearbeitet worden ⟨K. Warnke, *Die Quellen des Eſope der M. d. Fr.*, 1900, 38, M. P. Brush, *The Isopo Laurenziano*, Columbus, Ohio, 1899, 67⟩.

Die Erzählung in *LBG* iſt nach zwei Richtungen hin erweitert worden:

In der einen Gruppe reicht der Teufel dem Diebe auf dem Wege zum Galgen einen Ring, damit er die Schergen beſteche, und der Ring verwandelt ſich in einen Strick, ſo erzählt das dem auch als Dichter bekannten Johann von Hoveden ⟨† 1272 oder 1275⟩ zugeſchriebene *Speculum laicorum* ⟨ſ. *Cato f. Rom.*, III, 495, Nr. 203, 384 f., Nr. 190, nach einer erſt aus dem 15. Jahrhundert ſtammenden Handſchrift hat dieſes Exempel Knuſt, 404 f. abgedruckt⟩. Ähnlich ſoll ⟨*Cato f. Rom.*, III, 684, Nr. 5⟩ der Dieb nach einem Verſprechen des Teufels in ſeinem Buſen Geld finden, um den Henker zu beſtechen, zieht aber einen Strick heraus. Wieder in einem andern Exempel, das in einem Mſ. des 14. Jahrhunderts erhalten iſt ⟨*Cato f. Rom.*, III, 169 f., Nr. 3⟩, gibt der Teufel dem Diebe drei Gulden, und die verwandeln ſich in Stricke, dazu ſtimmt das 45. Exemplo im *Conde Lucanor* ⟨Knuſt, 202 f., Eichendorf, 55 f., Chauvin, II, 160⟩.

Die andere Gruppe, die mit dem Märlein Jakobs von Vitry beginnt, führt das Motiv der verbrauchten Schuhe ein, dieſes Motiv benutzt auch das *Libro de cantares* von Juan Ruiz, Erzprieſter von Hita in dem *Enxiemplo del ſadron que ſiso carta al diablo de su anima*, das anſonſten zu der Gruppe des *Conde Lucanor* gehört ⟨*Poetas caſtellanos anteriores al ſiglo XV*, Madrid, 1864, 272⟩: Zum erſten Male zieht der Dieb einen goldenen Becher aus dem Buſen, er gibt ihn dem Alkalden und wird losgelaſſen. Zum zweiten Male zieht er einen langen Strick hervor, und der wird ihm um den Hals gelegt. Der Teufel läßt ihn die Füße auf ſeine Schultern ſtellen, ſpringt aber dann weg, ſo daß ſich der Dieb erhenkt. Die Literatur zu dieſer Gruppe verzeichnen Bolte-Polívka, II, 178 f., n. 1 und Knuſt, 405. Knuſt zieht auch ein Predigtmärlein aus der *Summa Predicantium* von Johannes de Bromyard heran, dazu vgl. man Bolte zu Pauli, Nr. 87.

55. Seelenverkauf. Nach einer Erzählung aus dem *Bonum universale de apibus* von Thomas v. Chantimpré ⟨Cantipratanus⟩, abgedruckt im *Magnum speculum exemplorum*, Douai, 1614, 43 f., ſ. W. A. van der Vet, *Het biënboec van Thomas van Cantimpré en zijn exempelen*, Haag, 1902, 201 f.

Reichliche Literaturangaben gibt Bolte zu Pauli, Nr. 280.

Der Pferdeverkauf war, wie der Viehverkauf überhaupt, in alten Zeiten an allerlei Vorſchriften gebunden, und ſtets hatte ſich der Käufer als rechtmäßiger Beſitzer auszuweiſen, vgl. hierüber z. B. R. Schmid, *Die Geſetze der Angelſachſen*, 2. Aufl., 1858, 619. Ein ſolcher Beleg war wohl bei dem Pferde der Zaum, wie aus dem Ausdrucke »Zaumrecht« ⟨Grimm, *D. R.*, II, 152⟩, aber auch aus Sprichwörtern wie »Der Zaum geht mit dem Pferde« ⟨Wander, V, 506⟩ hervorzugehen ſcheint. ⟨Die bei Van der Vet a. a. O. und Düringsfeld, II, 243 f.

Digitized by Google

angezogenen Sprichwörter haben hierzu nur zum Teil eine Beziehung.) Auch in manchen andern Fassungen unsers Märleins ist wie in der des Bienenbuches die rechtliche Seite unterstrichen: so heißt es in dem *Speculum laicorum*, Nr. 203 (= Altd. Bl., II, 78 = Th. Wright, *A Selection of Latin Stories*, 76: . . . sicut mos, cum equus venditur, quod capistrum transit cum eo, sed non fit de eo mentio . ., und in dem cap. 89 der *Castigos é documentos* des Königs Sancho (*Escrit. en prosa ant. al siglo XV*, 226): Cuando alguno vende su caballo, su cabestro da con él, und bei B. Haureau, *Notices et extraits*, III, 341: . . . quia emerat equum, de jure habuit et chamum, cum enim equus emitur, non oportet forum exprimi de emptione chami.

An unser Märchen erinnern Bolte-Polívka, II, 67 bei der Besprechung des Märchens von dem Gaudeif und sienen Meester, wo der Zauberlehrling seinem Vater verbietet, mit dem Pferde, in das er sich verwandelt hat, auch den Zaum wegzugeben, dasselbe Motiv kommt auch in andern Verbindungen vor, wozu u. a. Chauvin, V, 150, n. 1, wo auch schon auf unsere Geschichte hingewiesen wird, und die kujawische Sage, *ZVV*, XV, 102f. (mit Boltes Noten) zu vergleichen wären.

H. Heine bespricht unser Märchen nach *Luthers Tischreden* (VI, 205) in *Deutschland bis Luther*.

56. Dankbarkeit. Nach der *Compilatio singularis exemplorum* bei Hilka, 21f.

Zu der Geschichte des Stoffes vgl. Hertel, *Pañcatantra*, 371 und, vor allem zu den europäischen mittelalterlichen Versionen, Alf. Hilkas Essay *Die Wanderung einer Tiernovelle* in den *Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk.*, XVII.

Eine außerordentlich wichtige Bearbeitung des Motivs von den dankbaren Tieren und ihrem menschlichen Gegensatz hat Chavannes 1906 in den oft zitierten *Actes* des 14. Orientalistenkongresses I, 5, 117f. aus dem *Lieu tu tsi king* mitgeteilt und sie dann in seine *500 Contes*, I, 87f. als Nr. 25 aufgenommen, hier ist das Märchen an die indische Flutsage gebunden (f. zu dieser R. Andree, *Die Flutsagen*, 1991, 16f., Winternitz, *Die Flutsagen*, 321f., desselben *Gesch. d. ind. Lit.*, I, 182f., 336f., 478f., Frazer, *Folk-Lore of the Old Test.*, I, 183f.):

> An die Stelle Manus ist der Bodhisattva getreten, an die Stelle des Fisches eine Schildkröte, die ihm aus Dankbarkeit, weil er ihr einmal das Leben gerettet hat, mitteilt, es werde eine Flut mit verheerenden Wirkungen kommen, und ihm den Rat gibt, ein Schiff zu bauen. Der Bodhisattva verständigt davon den König, und der läßt alles auf die Höhen schaffen. Als es so weit ist, kommt die Schildkröte wieder, und der Bodhisattva besteigt das Schiff, sie schwimmt voraus. Mit ihrer Zustimmung rettet er eine Schlange und einen Fuchs, trotz ihrer Mahnung einen Menschen vom Ertrinken. An sicherm Orte angelangt, bittet ihn die Schildkröte, die sich ihrer Dankbarkeitspflicht entledigt hat, um Entlassung, und auch Fuchs und Schlange empfehlen sich. Aus Dankbarkeit bringt der Fuchs seinem Retter einen Goldschatz, und davon fordert der von dem Bodhisattva gerettete Mensch die Hälfte, da ihm dieser, der auch den andern nun so unglücklichen Menschen helfen will, nur ein Zehntel anbietet, zeigt er ihn den Behörden an, und der Bodhisattva wird eingekerkert. Um ihn zu retten, bringt ihm die dankbare Schlange ein Heilmittel in den Kerker und beißt dann den Thronerben, der Bodhisattva macht sich anheischig, ihn zu heilen, und heilt ihn auch wirklich. Er erzählt dem Könige auf dessen Frage den ganzen Hergang, und der Undankbare wird hingerichtet.

In demselben *King* (*Actes*, I, 5, 112f., *500 Contes*, I, 182f., Nr. 49) findet sich noch eine andere Version, wo schon das Motiv von der Grube vorkommt, aus der mehrere Tiere und ein Mensch gerettet werden, sie ist oben zu unserem 42. Märchen zitiert. Nirgends erwähnt finde ich auch die ebenfalls dort genannte Fassung Schiefner-Ralstons, 310f., die sonst mehr

Digitized by Google

den Pañtschatantra-Fassungen ähnelt, während das 73. Dschātaka ⟨Dutoit, I, 304f., Lüders, 310f., Winternitz, II, 104[1]⟩ und 369⟩ die Erinnerung an die Flutsage deutlich bewahrt hat.

Noch nicht verzeichnet scheinen weiter folgende Varianten zu sein: *Kathāratnākara,* II, 228f., Nr. 200, H. Kingscote-Naṭēsā Sāstrī, 11f. = J. Jacobs, *Indian Fairy Tales,* London, 1892, 70f. ⟨243f.⟩, H. Stumme, *ZDMG,* XLVIII, 394f. ⟨berberisch aus Marokko⟩, v. Löwis, *Finn. Volksm.,* 64f. Nr. 18, weiter H. Sachs bei Goetze-Dresche, VI, 117f., Nr. 915 und Casalicchio, *L'utile col dolce,* c. II, d. 5, a. 4 ⟨1708, 269f.⟩. F. Rückerts Gedicht *Von Menschen-undank und der Thiere Dankbarkeit* in den *Brahmanischen Erzählungen* ⟨*Ges. Poet. Werke,* 1868f., III, 252⟩ beruht auf der Fassung des *Kalilah.*

57. Kaiser und Bärin. Nach einer Erzählung der englischen *Gesta Romanorum,* in zwei Fassungen abgedruckt bei Sidney J. H. Herrtage, *The Early English Versions,* 327f.

Nach *Cato of Rom,* III, 215f. ist in die Geschichte die Löwen-Episode von dem Verfasser der englischen Lateintexte der *Gesta* oder von einem spätern Bearbeiter, wohl nach der Erzählung von Androklus ⟨Oesterley, *Gesta,* Nr. 104 etc.⟩, eingeschoben worden, da sie sich nicht in sämtlichen Handschriften findet.

Wie man sieht, unterscheidet sich diese Erzählung, die in keiner kontinentalen Fassung bekannt ist, wesentlich von den vielen Märchen von einer Liebesverbindung eines Mannes mit einem weiblichen Wesen, das nur zeitweise in Tiergestalt auftritt ⟨Benfey, I, 261f., E. Rohde, *Kl. Schr.,* II, 212f., A. Lang, *Custom and Myth,* New ed., London, 1904, 76f.⟩; ebenso fern steht sie aber auch den andern auf totemistischer Grundlage beruhenden Märchen ⟨J. G. Frazer, *Totemism and Exogamy,* II, 565f., III, 60f., 337f., *Golden Bough,* IX, 130f.⟩. Hingegen zeigt sie, gerade so wie die Märchen, die für den tierischen Eheteil die Fähigkeit vorsehen, menschliche Gestalt anzunehmen, die Bestrebungen einer spätern Zeit als die hunting stage of society, sich mit den Erzählungen von tier-menschlichen Verbindungen auseinanderzusetzen, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie das neue Empfinden der Widernatürlichkeit zu dem Motive einer Handlung macht, die vielleicht als Tragödie des einst für ein gleichwertiges, ja für ein höheres Wesen gehaltenen Tiers bezeichnet werden kann.

Dies scheint der Grund zu sein, daß die hierher gehörigen heutigen Volksmärchen der Kulturvölker ziemlich allgemein über die Trennung der ungleichen Gatten rasch hinweggehen, um sich dem Schicksal des Sprößlings, des Bärensohns zuzuwenden, der, seiner Abstammung gemäß, mit un- oder übermenschlichen Kräften begabt ist. Leider hat sich auch die Forschung verleiten lassen, ähnliche Wege einzuschlagen: so hat es Fr. Panzer in dem *Beowulf* betitelten ersten Bande seiner *Studien zur germanischen Sagengeschichte* ⟨1910⟩, der sich mit dem Bärensohn-Märchen befaßt, und ebenso J. A. MacCulloch, der in der *Childhood of Fiction,* London, 1905, 253-278 den Beast-Marriages einen ganzen Abschnitt widmet, für überflüssig gefunden, unser Märchen oder ähnliche auch nur zu erwähnen. Aber auch W. Wundt, der in dem fünften Bande der *Völkerpsychologie,* 3. Aufl., 1923, 155f. das »mythologische Tiermärchen« ausführlich untersucht, läßt in seiner reich gegliederten Darstellung keine Möglichkeit zu, Erzählungen, wie die von dem Kaiser und der Bärin, einzuschalten. Auf der ersten der drei Stufen, die Wundt unterscheidet, sind Mensch und Tier einander gleichgeordnet, während die Märchen der zweiten Stufe durch das Merkmal gekennzeichnet sind, daß die Verwandlung von Tieren

[1]) Winternitz vergleicht zu diesem Dschātaka das 482. und das 516.; beide kehren bei Chavannes wieder ⟨I, 220f., Nr. 58, 178, Nr. 47⟩.

Digitized by Google

in Menſchen eine entſcheidende Rolle ſpielt, wodurch ſich bereits die zunehmende Erkenntnis der Unterſchiede zwiſchen Menſch und Tier ausdrückt (179), die dritte Stufe, die Tierwerdung des Menſchen, kommt hier nicht in Betracht. Nun iſt es klar, daß die Einführung des Verwandlungsmotivs nur Eine Form iſt, ſich mit Überlieferungen vergangener Zeiten, die von einer Ehe zwiſchen Menſch und Tier ſprechen, auseinanderzuſetzen, eine andere Form wählen jene Mythen, deren Helden — ihre Nachkommen ſind ja noch vorhanden — von einem Tiere nur geſäugt ſind. Daneben gibt es aber auch noch, wie unſer Fall zeigt, die glatte Mißbilligung: ſchon der in dem Mythos oder dem Märchen Handelnde hat das Bewußtſein, daß er unrecht tut oder getan hat. So bietet denn unſer Märchen ein Schema, das gewiſſermaßen den großen Geſtalten der Totem-Zeit zeigt, wie ſie es hätten machen ſollen, um vor der Nachwelt beſtehen zu können. Aber auch die Fähigkeit, ſich in einen Menſchen zu verwandeln, die man dem Tiere zuſchreibt, dient nicht immer nur dem Zwecke, von den Nachkommen einen Makel zu nehmen und die Ehe zu erklären und zu legaliſieren, ſondern auch der Abſicht, ſie überflüſſig zu machen, ſie auszuſchalten. Wieder iſt es ein ſogenanntes literariſches Märchen, das, ebenſo wie das unſerige, als Grundmotiv den Widerwillen gegen die Verbindung mit dem Tier aufzeigt: Wolfdietrich erliegt zwar dem ihn um ſeine Minne angehenden rauhen Weibe, das nicht anders als ein Bär auf allen Vieren gekrochen kommt, aber gegen ſeinen Willen und nur durch einen Zauber, der ihn zum Tiere herabdrückt, und die Verbindung kommt richtig erſt zuſtande, als aus der rauhen Elſ die ſchöne Sigeminne geworden iſt (Jänicke, *Deutſches Heldenbuch*, 1866f., III, 213f.).

In unſerm Märchen kommt dieſer Widerwille des menſchlichen Gatten durch die Flucht zum Ausdruck. Ähnlich geſchieht dies in einem Dschātaka (Dutoit, III, 554f., Lüders, 53f.), wo freilich die Tiernatur der nach Menſchenliebe verlangenden Unholdin ebenſo wie im *Wolfdietrich* nur angedeutet iſt.

Eine Jakschiṇi, die einen Pferdekopf hat, verliebt ſich in einen Brahmanen und hält ihn in ihrer Höhle eingeſperrt, indem ſie, wenn ſie ſich entfernt, einen Stein vor die Öffnung ſchiebt. Nach zehn Monaten gebiert ſie ihm einen Sohn, und als dieſer herangewachſen iſt, ſperrt ſie ihn zu dem Vater. Beide entfliehen ſchließlich, und ſie ſetzt ihnen nach. Als ſie mit ihren Bitten weder den Gatten, noch den Sohn zu rühren vermag, beſchenkt ſie dieſen, um ihm durch die Welt zu helfen, mit einem Zauberſpruch, dann bricht ihr das Herz.

Dieſer Teil des Dschātakas hat eine enge Parallele in einer Erzählung des tibetaniſchen *Kandſchur* (Schiefner-Ralſton, 228f.):

Ein junger Brahmane wird von einer Kinnarī (hier natürlich auch eine Unholdin) in eine Höhle entführt, ſooft ſie weggeht (hier muß es wohl »she« ſtatt »he« heißen), legt ſie vor den Eingang einen Steinblock, den er nicht wegwälzen kann. Sie gebiert ihm einen Sohn, und dieſer übt ſich durch tägliches Heben immer größerer Laſten, bis er den Block bewältigen kann. Beide entfliehen und gelangen glücklich nach Benares. Die Kinnarī ſchickt ihrem Sohne eine Wunderlaute nach.

Näher ſteht unſerm Märchen ein ſyriſches (Prym-Socin, *Der neu-aramaeiſche Dialekt des Tūr'Abdīn*, II, 261f.):

Eine Bärin macht einen Stummen zu ihrem Gatten, entfernt ſie ſich, ſo legt ſie ihm eine Kette um den Hals. Acht Jahre bleibt er bei ihr, und ſie ſchenkt ihm — wie in unſerm Märchen — zwei Söhne und eine Tochter. Endlich löſen ihn die Knaben von der Kette, und er entflieht mit ihnen, während — wie in unſerm Märchen — die Tochter zurückbleibt[1].

[1] Eine weitere Ehe mit einer Bärin, der aber nur eine Tochter entſpringt und wo keine beſondern Maßnahmen nötig ſind, um die Flucht zu bewerkſtelligen, findet ſich ebendort, 267f. Hier iſt dann auf einmal aus der Bärin eine Affenmutter geworden. Auch die junge Äffin nimmt ſich einen menſchlichen Gatten, er wird ihr aber von einer Affenprinzeſſin abſpenſtig gemacht. In dieſer neuen Ehe lebt er zehn Jahre, und ſchließlich kehrt er, mit der Äffin und mit dem Sohne, den ſie ihm geboren hat, in die Welt zurück. Nur der Komik halber wird dieſe Zwangsehe mit einer Äffin in einer perſiſchen Erzählung geſchildert, die damit das Märchen

Digitized by Google

Ebenſo wie der genötigte Mann der Bärin entflieht, entflieht die geraubte Frau dem Bären: in einem Märchen von der Bergſtraße z. B. ⟨J. W. Wolf, *Beiträge,* II, 67 f.⟩ übt ſich, wie in der Erzählung des *Kandſchur,* der Bärenſohn, den die Höhle verſchließenden Stein zu heben, ſo daß er mit ſeiner Mutter entrinnen kann. Meiſt aber muß der Bär, damit die Mutter mit ihrer Nachkommenſchaft zurückkehren kann, ſein Leben laſſen, manchmal ſogar durch die Hand des eigenen Sohnes wie in einem avariſchen Märchen ⟨Cosquin, I, 18⟩, hierher gehört eine Erzählung einer ſinghaleſiſchen *Aṭṭhakathā,* auf welcher *Mahāvaṃsa,* VI, 1–33 ⟨transl. by W. Geiger, London, 1912, 51 f.⟩ und, leider die für uns wichtigſten Züge außer acht laſſend, *Dīpavaṃsa,* IX, 1–4 ⟨transl. by H. Oldenburg, London, 1879, 160⟩ beruhen ⟨ſ. auch W. Geiger, *Dīpavaṃsa und Mahāvaṃsa,* 1905, 126 etc.⟩:

> Eine bengaliſche Königstochter, die zur Betrübnis ihrer Eltern ein zügelloſes Leben führt, läßt ſich, da prophezeit worden iſt, ſie werde ſich mit dem König der Tiere vermählen, von einem Löwen in ſeine Höhle entführen, dort gebiert ſie ihm Zwillinge, einen Sohn und eine Tochter. Sechzehn Jahre alt geworden, fragt ſie der Sohn, warum ſein Vater anders ſei als ſie, und ſie erzählt ihm die Geſchichte. Er fragt: »Warum gehen wir nicht weg?«, und ſie antwortet: »Dein Vater hat die Höhle mit einem Felſen verſchloſſen.« Er überzeugt ſich, daß er den Felſen heben kann, und eines Tages, als der Löwe auf Beute ausgezogen iſt, entflieht er mit der Mutter und der Schweſter, die er ſich auf die Schultern geſetzt hat. Die Flüchtlinge gelangen zu einem Vetter der Prinzeſſin, dieſer kehrt mit ihr und den Kindern in die Hauptſtadt zurück und vermählt ſich dort mit ihr. Auf der Suche nach ſeinen Kindern ſtreift nun der Löwe im Lande umher, ſo daß die Bauern ihre Dörfer verlaſſen. Der König ſetzt immer höhere Preiſe auf den Kopf des Löwen, als der Preis 3000 Goldſtücke beträgt, meldet ſich Sihabāhu, der Löwenſohn, bei ſeinem Großvater, und dieſer verſpricht ihm, wenn ihm die Tat gelinge, das Reich. Sihabāhu geht zu der Höhle, und kaum ſieht er den Löwen, ſo ſchießt er einen Pfeil auf ihn ab. Die Zärtlichkeit des Löwen für ſeinen Sohn bewirkt, daß der Pfeil zurückprallt und zu Füßen des Sohnes niederfällt, und das wiederholt ſich noch zweimal. Als aber dann der Löwe ergrimmt, wird er von dem Pfeile durchbohrt. Sihabāhu nimmt den Kopf mit der Mähne und kehrt in die Stadt zurück, dort wird er, da inzwiſchen ſein Großvater geſtorben iſt, zum Könige ausgerufen.

Neben zahlreichen Märchen gehören hierher auch die Stammſagen der Goten und der Schweden, wie ſie bei Olaus Magnus und Saxo Grammaticus vorliegen, ſchließlich aber wohl auch Geſchichten, wie die, die J. Hanſen, *Queſſen u. Unterſuch. z. Geſch. d. Hexenwahns,* 1901, 85 f. nach einem Traktat des 15. Jahrhunderts aus einer Schrift des um zweihundert Jahre ältern Wilhelm von Paris mitteilt:

> In Sachſen raubt ein Bär die Frau eines Ritters und ſchleppt ſie in ſeine Höhle, er zeugt mit ihr einige Söhne. Dieſe bleiben dann, nachdem die Frau ihrem erſten Gatten zurückgewonnen worden iſt — wie, wird nicht geſagt — bei dieſem und werden ſpäter ebenfalls Ritter, ihre Geſichter verraten die Abſtammung.

In dieſer Geſchichte haben wir das Gegenſtück zu der von dem Kaiſer und der Bärin.

*

Zu dem Füttern des Menſchen durch das dankbare ⟨oder verliebte⟩ Tier vgl. Marx, *Griech. M.,* 23 f., 57, 121, aber auch Sulpicius Severus, d. I, c. 9 ⟨Migne, *Patrol. lat.,* XX, 193⟩, weiter Fr. Rückert, *Hamāsa,* 1856, I, 52, Kriſtian v. Troyes, *Yvain,* v. 3438 f., Hartmann v. d. Aue, *Iwein,* v. 3894 f., die Sagen von Heinrich dem Löwen uſw., zu dem Zuge, daß der Löwe ſeinen Gönner aus dem Walde geleitet, Marx, 63 f., 69.

---

von Seif al Mulūk der *1001 Nacht* ⟨Chauvin, VII, 64 f.⟩ ausſchmückt, vgl. R. Levy, 46 f. und ⟨ausführlicher⟩ Aug. Bricteux, 270 f. Weiter erſetzen manche Märchen den Bärenſohn durch einen Stutenſohn ⟨ſ. Bolte-Polívka, II, 300–315⟩, hier ſpielen aber wohl Dinge mit, die bei Hirtenvölkern nicht zu den Seltenheiten gehören ⟨ſ. Liebrecht, *Zur Volksk.,* 22, n.⟩.

Digitized by Google

58. Der Glückstag des Wolfes. Nach dem 36. Stück des Romulus Monacensis bei Hervieux, II, 284f. mit Textverbesserung nach den Varianten der Breslauer Parallelhandschrift, die Alf. Hilka in den *Beitr. z. Fabel- u. Sprichwörterlit. d. Mittelalt.* (S. A. a. d. *91. Jahresb. d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur,* 1914), 11 mitgeteilt hat, und nach dem Drucke in H. Oesterleys Ausgabe von Steinhöwels *Äsop,* 1873, 212[1]), vgl. auch A. C. Robert, *Fables inédites,* I, XCVIII f., Grimm, *Reinhart Fuchs,* 429f., Br. Herlet, *Beitr. z. Gesch. d. äsop. Fabel* (Progr.), 1892, 92f. und die angezogene Schrift Hilkas, 5.

Zur Gänze ist das Märlein bearbeitet worden von H. Sachs, Goetze-Drescher, II, 333f. (s. IV, 263), und auf seiner Fassung beruht Euch. Eyering, *Proverbiorum copia,* I, 233f., einzelne Teile kehren wieder bei Camerarius, 373f. (der Wolf verschmäht eingesalzenes Fleisch und Speck, dann von einem Wanderer verlorenes Brot, hierauf ist die Fabel von dem Fischen mit dem Schwanze eingeschoben, und zum Schluß folgt die Episode mit dem vom Bauern herabgeworfenen Beil), weiter in der zweiten Ausgabe von Fischarts *Flöhhatz,* 1577, v. 886 bis 932, *Sämmtl. Dichtungen,* hg. v. H. Kurz, II, 26f. (Morgenfurz, totes Schaf und krankes Pferd verschmäht, von den zwei Widdern getötet), eine Anspielung auch schon in Fischarts *Von S. Dominici . . . und S. Francisci . . . Leben,* 1571, v. 1992, Kurz, I, 183. Vgl. weiter F. S. Krauß, *Sagen u. Märchen d. Südslaven,* I, 1f. und v. Löwis, *Finn. Volksm.,* 144f. (A. Aarne in den *FFComm,* III, 6f., Nr. 122).

*

Zu dem Zuge des Verschmähens von geringen Dingen vgl. die 39. Fabel des Abstemius (Nevelet, 550f.) mit der von Kurz zu Waldis, II, Nr. 71 angegebenen Literatur, ferner die Nachweise Roberts und Regniers zu La Fontaine, l. VII, f. 4. Schließlich sei noch auf die 46. Fabel des Abstemius (Nevelet, 553) verwiesen, die in besonders grotesker Weise die getäuschte Hoffnung und das sich daraus ergebende Selbstbescheiden darstellt:

> Auf dem Wege zu einer Hochzeit findet ein Priester einen Haufen Birnen, trotz seinem Hunger ißt er nicht von ihnen, ja, in seinem Übermute bepißt er sie. Das Hochwasser eines Baches zwingt ihn zur Rückkehr, und nun ist sein Hunger so mächtig geworden, daß er die bepißten Birnen aufißt.

Dazu vgl. die Bemerkungen Kurzens zu Waldis, II, Nr. 77 und Oesterleys zu *Wendunmuth,* VII, Nr. 123, weiter Stengelius, *De iud. div.,* t. IV, c. 14, § 13 = J. P. Langius, *Democritus ridens,* ed. II., Ulm, 1689, 68f., Nr. 23 = *Doctae nugae Gaudentii Jocosi,* Sulzbach, 1710, 6f., M. Somma, *Cento racconti,* 3a ed., Neapel, 1822, 322f., ferner *Anthropophyteia,* VIII, 337 und 435f. und Wesselski, *Der Hodscha Nasreddin,* I, 15f. und 212, Nr. 29.

Zu dem Ausziehen des Dorns und dem darauffolgenden Hufschlag ist auf die äsopische Fabel, Halm, Nr. 334 zu verweisen (in der ihr bei Babrios entsprechenden Fabel 122 bestraft der Esel den Wolf auf eine minder schmerzhafte, aber dafür viel beschämendere Weise), dann auf die Fabeln in den verschiedenen Romulus-Texten, Hervieux, II, 769, Nr. 160 (Le Lion médecin), weiter — um allzu langatmige Aufzählungen zu vermeiden — auf L. Sudre, *Les sources du Roman de Renart,* Paris, 1893, 332f., Bolte-Polívka, III, 77, Chauvin, III, 56, J. de Vitry, 197, Nr. 152. In der äsopischen Fabel ruft der Wolf aus: »Recht geschieht mir: ich bin ein gelernter Fleischer, und jetzt habe ich auf einmal den Roßarzt machen wollen!« (bei Babrios: ». . . warum habe ich, obwohl ich nichts gelernt habe als das Fleischerhandwerk, Hinkende heilen wollen?«), in den Romulus-Fassungen macht sich der Wolf zum Vorwurf, daß er dem Pferde, gegen seinen Charakter, als Freund und Arzt genaht sei. Unser Märchen

[1]) Über die Übersetzungen von Steinhöwels Buch vgl. Bolte-Polívka, III, 77.

Digitized by Google

hat die Klage erſt zuſammenfaſſend nach der ganzen Reihe von Mißgeſchicken, die der Wolf erfahren hat, da aber der Wolf hier ſtets bedauert, etwas übernommen zu haben, was er nicht gelernt hat, ſteht die Klage näher der alten Fabel als ihren Ableitungen.

Zu der Widder-Epiſode hatten ſchon Robert, *Fables inéd.*, I, CXXV und Grimm, *R. F.*, CCLXXVI auf den *Kalilah* und das *Pañtſchatantra* verwieſen, Sudre, 337 übernimmt dieſe Angaben, weiß ihnen aber nichts hinzuzufügen als die falſche Behauptung, die Erzählung des *Kalilah*, wo es ſich um einen Schakal ⟨Fuchs⟩ handelt, der aus Blutgier zwiſchen zwei kämpfende Widder tritt und ſolchermaßen umkommt, habe in Europa, nachdem der Schakal durch den Wolf und die Blutgier durch das Motiv des Schiedsrichteramtes erſetzt worden ſei, »un grand nombre des variantes«. Vgl. Oesterley zu *Wendunmuth*, VII, Nr. 34, Chauvin, II, 87, Nr. 22B und III, 75, Hertel, *Tantrākhyāyika*, I, 129 zu II, 18, aber auch eine in das 481. Dſchātaka eingeſchachtelte Geſchichte ⟨Dutoit, IV, 300f., Lüders, 93⟩ und das 324. Dſchātaka ⟨Dutoit, III, 94f., Lüders, 308f., Winternitz, II, 108⟩ ſamt ſeiner chineſiſchen Faſſung bei Chavannes, II, 296, Nr. 346.

Zu dem Meſſeſingen des Wolfes vgl. Sudre, 242f., Bolte-Polívka, II, 206f., Dähnhardt, IV, 233f. und Ad. Graf, *Die Grundlagen des Reineke Fuchs*, Helſinki, 1920 ⟨= *FFComm.*, Nr. 38⟩ 89f.

59. Brandſtiftung. Nach Konrad Derrers Geſchichtenbuch, Nr. 4, a. a. O. 102.

Zu der Brandſtiftung durch Tiere vgl. Dſchātaka 140 ⟨I, 519f.⟩, Dſchātaka 404 ⟨III, 384f., Chavannes II, 412f., Nr. 387, Schiefner-Ralſton, 350f., Nr. 43⟩, Benfey, II, 346f. ⟨I, 501f., II, 549, Hertel, *Tantrākhyāyika*, I, 130⟩, St. Julien, *Les Avadānas*, I, 135f. Nr. 33 ⟨= Chavannes, III, 145⟩, W. S. Clouston, *Book of Sindibād*, 27f. ⟨222, Chauvin, VIII, 74⟩, J. Hinton Knowles, *A Dictionary of Kashmiri Proverbs and Sayings*, Bombay, 1885, 37. Als Nebenmotiv begegnet ſie in einer Reihe von Schwänken, über die Bolte in der *ZVV*, XXVII, 135-141 gehandelt hat.

Auch das klaſſiſche Altertum hatte aber derartige Geſchichten. So erzählt die 11. Fabel von Babrios:

> Ein Mann bindet einem Fuchſe, um ſich an ihm wegen des Schadens zu rächen, den er ihm in ſeinen Weinbergen und Gärten angetan hat, brennendes Werg an den Schwanz. Ein Gott aber leitet den Fuchs in die Felder ſeines Peinigers, und deſſen ganze Ernte verbrennt. »Und nicht beſuchte Demeter ſeine Tenne.«

Ähnlich berichtet Ovid, *Fasti*, IV, 680f.:

> In Carſeoli in Latium hat ein Kind einem Fuchſe, um ihn zu ſtrafen, brennendes Werg an den Schwanz gebunden, uſw. Die Erinnerung an die damalige Vernichtung der Ernte wird alljährlich bei den Cerealien durch die Hatz von Füchſen begangen, denen man Feuerbrände auf den Rücken bindet.

Vgl. den *The Corn-spirit as a Fox* betitelten Abſchnitt in Frazers *Golden Bough*, VII, 296f., wo auch auf Samſons Rache an den Philiſtern ⟨*Richter*, 15, 4⟩ hingewieſen wird.

60. Abt und Schäfer. Nach Konrad Derrer, 104, Nr. 10 mit Benützung der bei Bolte-Polívka, III, 220 gegebenen Überſetzung.

Vgl. Bolte-Polívka, III, 214-233 und Walter Anderſon, *Kaiſer und Abt* ⟨*FFComm.*, Nr. 42⟩, Helſinki, 1923.

Digitized by Google

61. Das Fleiſchpfand. Nach dem bei Th. Wright, *A Selection of Latin Stories,* 114f. gegebenen Texte, der auf zwei Handſchriften der *Gesta Rom.* ⟨*Cat of Rom,* III, 214, Nr. 48 und 205, Nr. 48⟩ beruht; ſ. Weſſelski, *Mönchslatein,* 172f. und 248f. und Chauvin, VIII, 200f.

Genau ſo wie unſere Faſſung erzählt Herrtage, Nr. 40 ⟨*Cat of Rom,* III, 254⟩, während Dick, Nr. 168 und Oesterley, Nr. 195 ſtatt Virgil einen namenloſen Philoſophen haben, der dem verliebten Jüngling das Geheimnis ſeines Schlafes verrät. Ganz ausgefallen iſt dieſer Weiſe in der Faſſung des *Dolopathos* ⟨zit. Ausg. 63f.⟩, wo dem Liebenden ein Zufall hilft, an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen. Dieſe Erzählung iſt um etwa einhundertfünfzig Jahre älter als der bis jetzt ältestbekannte Text der *Gesta,* der in dem Jahre 1342 niedergeſchrieben iſt; immerhin aber ſcheinen dieſe die Tradition treuer bewahrt zu haben als der Mönch von Haute-Seille, der in jeder Zeile literariſche Ambitionen verrät. Dazu ſtimmt auch, daß er im Gegenſatze zu der Übung des Märchens, das ſich begnügt, die Bosheit eines Menſchen einfach feſtzuſtellen, ohne lange nach Gründen zu ſuchen, für den Geldgeber einen Anlaß konſtruiert, daß er das Fleiſchpfand verlangt und auf ihm beſteht: dieſer Geldgeber iſt nämlich bei ihm ein reicher Leibeigener ⟨servus⟩, dem der Jüngling einmal im Zorn einen Fuß abgehauen hat.

Daß der eigentliche Kern der Erzählung eine Rechtsſage iſt, die den Sieg der Aequitas über das Jus strictum, angewandt an dem Geſetze der zwölf Tafeln, darſtellt, iſt ſeit den Darlegungen Karl Simrocks, *Quellen des Shakeſpeare,* 1831, III, 193f., 2. Aufl. 1872, I, 221f., die ſich auf die Autorität Jacob Grimms ſtützen konnten, nicht mehr ernſtlich beſtritten worden ⟨G. Huet in der *RTP,* XXIV, 310f.⟩. Da iſt es nun merkwürdig, daß ſich der *Dolopathos* mit der glücklichen, freilich dem Rechtsſtandpunkt Gewalt antuenden Löſung, der Gläubiger dürfe bei dem Ausſchneiden des Fleiſches kein Blut vergießen, nicht zufrieden gibt, ſondern den Richter die zweite Forderung ſtellen läßt, es dürfe auch nicht mehr und nicht weniger als das vereinbarte Gewicht genommen werden, was dem Zwölftafelgeſetze, das ausdrücklich ſagt, auf etwas mehr oder weniger komme es nicht an, geradezu widerſpricht. Da auch die als eine der Quellen für den *Merchant of Venice* geltende Novelle in dem *Pecorone* Giovanni Fiorentinos, die ſich anſonſten von der Faſſung des *Dolopathos* weſentlich unterſcheidet — ſie führt als Geldverleiher einen Juden ein —, dieſes zwei Vorſchriften aufſtellende Urteil hat, ſcheint an der alten Erzählung frühzeitig Kritik geübt worden zu ſein. Daß es ſich aber urſprünglich nur um das Verbot, Blut zu vergießen, gehandelt hat, geht wohl aus einem Märlein hervor, in dem der Schuldner vor der Exekution ſein Blut verkauft; es findet ſich ſchon in einer Handſchrift aus der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts ⟨*Cat of Rom,* III, 161, Nr. 63; ſ. ferner ebendort, 168, Nr. 21 und Simrock, I, 240f.⟩.

In der Form, wo dem Gläubiger verboten wird, auch nur ein Quentchen Fleiſch mehr oder weniger als ſtipuliert zu ſchneiden, hat das Märlein Eingang gefunden in den 1493 gedruckten Meiſtergeſang von *Kaiſer Karls Recht* ⟨K. Goedeke, *Grundriß,* 2. Aufl., I, 309f.; ſ. die Bearbeitung Fr. Rückerts bei L. Hirſchberg, *Rückert-Nachleſe,* 1910f., II, 4f.⟩, und dieſe Faſſung, in der die Sache mit dem Fleiſchpfand nur einer von mehrern Rechtshändeln iſt und die — in ihrer Geſamtheit — eine Parallele zu den Erzählungen bildet, die oben zu unſerm 40. Märchen erwähnt worden ſind, hat Benfey verleitet, für einen orientaliſchen ⟨buddhiſtiſchen⟩ Urſprung auch der Teilgeſchichte von dem Fleiſchpfand aufzutreten, die er freilich nur in einer ganz jungen mohammedaniſch-indiſchen Faſſung dieſer kompilatoriſchen Erzählungen nachweiſen konnte. Simrock hat ⟨I, 227f.⟩ Benfeys Behauptungen entkräftet, und dieſe Darlegungen

Digitized by Google

haben von ihrer Beweiskraft nichts verloren, obwohl seither noch zwei persische Varianten bekannt geworden sind, wo der Rechtsfall des Fleischpfandes zusammen mit andern durch Urteile nach der Weise Schemjakas entschieden wird, sie stehen bei Nosherwanji Kuka, 229f. und nach einem 1869 in Täbris erschienenen Buche bei G. L. Leszczynski, *Hikayat*, 1918, 81f. ⟨hier stimmt die Einleitung zu J. Malcolm, *Sketches of Persia*, I, 99f.⟩. Daß die Schnurre in Gladwin's *Persian Moonshee* nicht als Beweis für die orientalische Herkunft herangezogen werden kann, hat ebenfalls schon Simrock ⟨I, 319⟩ dargetan, heute läßt sich feststellen, daß eine große Zahl dieser 76 Geschichten aus europäischen Quellen stammt, und gerade diese hat in Europa eine stattliche Anzahl von Vorgängerinnen.

Die Reihe beginnt mit den *Divers propos memorables* von Gilles Corrozet, Paris, 1556, 62a:

> In Konstantinopel borgt ein Jude einem Christen 500 Dukaten unter der Bedingung, daß er ihm anstatt der Zinsen ⟨pour l'usure⟩ am Verfalltage zwei Unzen Fleisches aus irgendeinem Körperteile schneiden dürfe. Der Christ bezahlt pünktlich, weigert sich aber, das Fleisch herzugeben. Der Jude zitiert ihn vor den Sultan, und dieser heißt den Juden, die zwei Unzen herauszuschneiden, bei Todesstrafe aber habe er sich zu hüten, mehr oder weniger zu schneiden. Daraufhin spricht der Jude den Christen seiner Verpflichtung ledig.

Diese Fassung ist in eine ganze Reihe von Büchern der verschiedensten Art unverändert oder in Übersetzung übergegangen, beispielsweise seien genannt: *Facecies et motz subtilz*, Lyon, 1559, 38a, *Thresor des recreations* ⟨1611⟩, Douay, 1616, 27, Favoral, *Les contes et discours facetieux*, Paris, 1615, 90, L. Garon, *Le Chasse-ennuy* ⟨1628⟩, Paris, 1641, 52 *Roger Bontemps*, Cologne, 1670, 337, M. Baraton, *Poesies divers*, Paris, 1705, 109, *Bibliotheque amusante*, Paris, 1753, 286, *Amusement curieux*, Rouen, 1787, 155, Th. Zwinger, *Theatrum humanae vitae*, Basel, 1586, VII, 1913 ⟨wohl auch schon in den frühern Ausgaben⟩, Zinkgref, *Apophthegmata*, II, ⟨1631⟩, Amsterdam, 1653, 93, Chr. Lehmann, *Exilium melancholiae* ⟨1643⟩, Straßburg, 1669, 245, J. P. de Memel, *Neu-vermehrt- und augirte Anmuthige lustige Gesellschaft* ⟨1656⟩, Zippel-Zerbst, 1701, 303, C. A. M. v. W., *Neuaußgebutzter, Kurtzweiliger Zeitvertreiber*, 1685, 107, an Jesuiten-Literatur sind zu nennen M. Delrius, *Disquisitiones magicae* ⟨1573⟩, Venedig, 1605, II, 106, Jac. Pontanus, *Attica bellaria* ⟨1615⟩, Frankfurt, 1644, 368 ⟨= *Gaudentius Jocosus*, 1710, 22⟩, Engelgrave, *Lux evangelica*, I, 651, Casalicchio, *L'utile col dolce*, c. II, d. 5, a. 9, zit. Ausg. 275, Scipio Glareano ⟨= Angelico Aprosio⟩, *La Grillaia*, 1668, 206, M. Somma, *Cento racconti*, racc. 91, zit. Ausg. 226 f. Ganz für sich steht W. Bütner, *Epitome Historiarum*, 1576, 411a, wo die Geschichte in Prag lokalisiert ist und der Jude Ben Schlomo heißt.

Über ein gälisches, ein bosnisches und ein slovenisches Märchen, in denen das Shylock-Motiv samt dem Eintreten der Gattin für den Schuldner verarbeitet ist, vgl. Köhler, I, 211f., hierher gehörige norwegische Märchen erwähnt Reidar Th. Christiansen in den *FFComm.*, Nr. 40, 31, Nr. 890. Des weitern sind durch Veröffentlichungen der Wiener Akademie vier südarabische Texte bekannt geworden ⟨*ZV*, XVI, 458, XVII, 339, XXI, 195⟩, und dies hat den Anlaß geboten, die alte Frage, ob die Urerzählung orientalischer oder europäischer Herkunft ist, neuerdings aufzuwerfen ⟨N. Rhodokanakis in der *ZDMG*, LXI, 495⟩, freilich ohne Erfolg.

*

Zu dem Schlafzettel — in der Version des *Dolopathos* ist es die Feder einer Nachteule, nocturne strigis penna, woraus der alte deutsche Übersetzer ⟨*Altd. Bl.*, I, 143-148⟩ »vedern von den wylden ruchen lüten« und eines »wylden mannes« gemacht hat[1]⟩ —, dem Schlafdorn,

[1]⟩ f. oben S. 217.

Digitized by Google

der Schlafnadel usw., vgl. Köhler bei Gonzenbach, II, 209, *ZVV*, VI, 62 und *Kl. Schr.*, I, 261, Bolte, *ZVV*, XXI, 162f., Bolte-Polívka, II, 346, n. 1 und vorher, weiter Celio Malespini, *Ducento novelle*, Venetia, 1609, II, 9b, Behary Day, *Folk-Tales of Bengal*, 81f., 251f., Knowles, *Folk-Tales of Kashmir*, 199.

Zu dem Motiv des verschlafenen Liebesgenusses vgl. außer den eben zitierten Nachweisen Boltes Chauvin, V, 145, n. 1, VI, 122, H. Morlini *Novellae*, Paris, 1855, 148 (in nov. 76), *ZVV*, XV, 325 (kurdisch), XVIII, 169 (in einem von Hertel übertragenen kaschmirischen Volksroman), endlich Chavannes, III, 294f., Nr. 492 und eine Ballade in W. Scotts *Minstrelsy* (Child, Nr. 43), deutsch von Willibald Alexis, IV, 170, W. Gerhard, 146, H. Lüdeke, 231.

62. Bauernschlauheit. Nach dem 19. Exemplum der *Disciplina clericalis* von Petrus Alfonsi, hg. v. A. Hilka und W. Söderhjelm, 1911, Kl. Ausg. 29, Gr. Ausg. 27, Chauvin, IX, 28.

Angesichts des riesigen Materials, das zu diesem Märlein vorliegt, sei auf die Angabe von einzelnen Fundorten verzichtet, Literaturzusammenstellungen geben außer den von Chauvin Genannten Chr. Waas, *Die Quellen der Beispiele Boners*, 1897 (Diss.), 55f., S. Singer, *Schweizer Märchen*, 1. Fortsetzung, 1906, 90f., A. Wesselski im *Euphorion*, XV, 11. Erwähnt sei nur noch eine Erzählung des *Toldoth Jeschu*, die unmittelbar der oben als Nr. 22 wiedergegebenen folgt:

> So kamen sie denn in die Herberge, und Jesus fragte den Wirt: »Ist etwas zu essen da für diese?« Der Wirt antwortete: »Es ist nichts übrig als ein gebratenes Gänschen.« Jesus nahm die Gans und brachte sie ihnen und sagte: »Diese Gans ist zu klein, als daß sie von dreien gegessen werden sollte, gehen wir darum schlafen, und wer von uns den besten Traum haben wird, der wird die Gans allein essen.« Und sie legten sich nieder.
>
> Mitten in der Nacht aber stand Judas auf und verzehrte die Gans. Und am Morgen, als sie alle aufstanden, sagte Petrus: »Ich habe geträumt, ich säße auf dem Sitze des Sohnes von Gott Schaddai.« Und Jesus sagte: »Ich bin jener Sohn des Gottes Schaddai, und ich träumte, du sitzest neben mir, und so übertrifft mein Traum den deinigen, und deshalb wird es an mir sein, die Gans zu verzehren.« Schließlich sagte Judas: »Ich habe im Traum die Gans selber gegessen.«
>
> Und Jesus suchte die Gans, aber vergeblich, denn Judas hatte sie verzehrt.

Vgl. dazu S. Krauß, *Das Leben Jesu*, 1902, 162, der ebenso wie R. Clemens, V, 92 die Quelle nicht kennt und daher die Erzählung als eine Nachahmung der Geschichte von der wunderbaren Speisung bei Matthäus, 14, 15 ansprícht.

63. Die Teilung. Nach dem 43. Exempel Juan Manuels, Knust, 188f., Eichendorff, 143f., vgl. Chauvin, II, 159.

Eine umfassende Untersuchung des Märchens geben Bolte und Polívka, III, 355-363, dazu wären noch zu nennen *North Indian Notes and Queries*, Allahabad, 1891f., II, 63 und der 196. der Buadem-Schwänke von Mehmed Tevfiq (Th. Menzel in den *Beitr. z. Kenntnis d. Orients*, IX, 145f.), zu den hierher gehörigen Tiermärchen vgl. Dähnhardt, III, 39f., 69f., 229, n. 2., weiter v. Löwis *Finn. Volksm.*, 140, Nr. 43 und Frobenius, *Atlantis*, III, 33, Nr. 13.

64. Die sieben Schwäne. Nach der Erzählung des siebenten Weisen im *Dolopathos*, hg. v. Hilka, 80f., *Altd. Bl.*, I, 128f., s. Clouston, *Book of Sindibād*, 372f. und Chauvin, VIII, 206f.

Digitized by Google

Vgl. Bolte-Polívka, I, 432f., weiter Tegethoff, I, 52f. und 308f. und ⟨wer Anhänger der Freudſchen Schule iſt⟩ O. Rank, *Die Lohengrinſage,* 1911, 65f.

65. Lange Jahre — ein Augenblick. Nach der 21. der *Novelle antiche* in Gualteruzzis Text, ſ. D'Ancona, *Studj,* II, 102f.

Über dieſe Erzählungsgruppe, die im Gegenſatze zu einer andern, wo ein langer Zeitraum als eine kurze Spanne Zeit empfunden wird — z. B. die Märlein von dem Mönche, der dreihundert Jahre lang dem Sange eines Vögleins lauſchte —, Ereigniſſe eines Menſchenalters in einen Augenblick zuſammendrückt, haben außer Chauvin ⟨II, 151, IV, 144, VII, 105f. und VIII, 113f.⟩ gehandelt A. Weſſelowsky in ſeiner Ausgabe des *Paradiso degli Alberti,* Bologna, 1867, I, p. 2, 263f., Köhler zu *Isłendzk Aeventyri,* II, 167f., 202f., E. S. Hartland, *The Science of Fairy Tales,* London, 1891, 224f., A. Graf, *Miti, leggende,* II, 263f., 285, Köhler, II, 210f., Knuſt, *Conde Lucanor,* 331f., A. Borgeld in der *Tijdſchrift voor nederl. taal- en letterk.,* XXVI, 145–203.

Nicht erwähnt ſind noch F. M. Klinger, *Geſchichte Giafars,* II, c. 1–19 ⟨*Sämmtl. Werke,* 1842, V, 51–120⟩, asch Schirwāni, *Naſhat al jaman* bei Reſcher, 256f., R. Levy, *The Three Dervishes,* 158f., bin Gorion, *Born,* V, 223f., weiter *Cato Rom,* III, 83, Nr. 7 ⟨Étienne de Bourbon⟩, 94, Nr. 19, 416, Nr. 19, 536, Nr. 3, Haureau, IV, 245, Konr. Derrer, 108, Nr. 19, Michel Menot bei J. Nève, 17f. und Konrad Celtes, *Fünf Bücher Epigramme,* hg. v. H. Hartfelder, 1881, 32, Nr. 44 ⟨die zwei letztgenannten von Albertus Magnus⟩ und Oratio Toscanella, *I Motti, le facetie, argutie, burle,* Venetia, 1561, 65a f.

66. Der Glaube verſetzt Berge. Nach einem bisher nicht veröffentlichten Märlein der Handſchrift *Harley 3244* des Britiſchen Muſeums ⟨84a⟩, die noch aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſtammt ⟨ſ. *Cato Rom,* III, 457f.⟩.

Die bekannteſte, weil am meiſten zitierte Parallele zu dieſer Geſchichte, die, wie Edw. B. Tylor, wohl mit Recht, bemerkt ⟨*Primitive Culture,* I, 368, Deutſche Ausg., I, 401⟩, eine Pragmatiſation jener Metapher des Evangeliums darſtellt, die den Glauben Berge verſetzen läßt, iſt die bei Marco Polo ⟨Ausg. des ſogen. *Miſione,* Venezia, 1829, I, 27f., c. 19⟩. Der venezianiſche Weltreiſende, der ſein Werk 1297 in dem Gefängnis von Genua einem Leidensgefährten in die Feder diktiert hat, erzählt, ſo wie unſer Text, von einem frommen Schuſter, der ſich gemäß dem Spruch des Evangeliums beide Augen[1]⟩ ausgeſtochen hat, auch bei ihm folgt der Herrſcher, indem er die buchſtäbliche Erfüllung der andern Evangeliumſtelle verlangt, fremdem Rate, aber er iſt kein ſarazeniſcher Fürſt ſchlechthin mehr, ſondern der Chalif von Bagdad, und er bekehrt ſich nach dieſem Wunder zum Chriſtenglauben. Überdies iſt die Geſchichte in dem Jahre 1225 fixiert.

Auch Vincentius von Beauvais, der etwa 1264 verſtorbene Berater König Ludwig IX., der in großem Maße arabiſche Schriftſteller benützt hat, gibt in ſeiner Faſſung im *Speculum hiſtoriale,* III, 11 ⟨*Bibliotheca mundi,* Douai, 1624, IV, 1808⟩ das Jahr 1225 an: Der Herrſcher iſt ein König der Tataren, Caliphus mit Namen, der Schuſter iſt einäugig, aber daß er ſich das eine Auge ſelbſt ausgeriſſen oder ausgeſtochen hätte, wird nicht behauptet.

Zwiſchen dieſer Erzählung des franzöſiſchen Polyhiſtors und der unſerigen liegen noch

[1]⟩ In andern Handſchriften von Marco Polos Reiſebeſchreibung ſticht er ſich nur ein Auge aus.

Digitized by Google

mehrere Bearbeitungen. Die anſcheinend älteſte ſteht in der Handſchrift *Arundel 231* des Britiſchen Muſeums, enthaltend eine Sammlung von Predigten, deren Verfaſſer alleſamt vor 1250 verſtorben ſind (*Catof Rom,* III, 57f.), ſo daß ſie, wenn nicht andere Gründe dagegen ſprächen, älter ſein könnte, als die der Handſchrift *Harley 3244.* Die Faſſung von *Arundel 231,* I, 36a, die ebenfalls noch nicht veröffentlicht iſt, lautet in Überſetzung:

> Ein Biſchof wurde von Heiden gefangen genommen, und um ſich zu überzeugen, ob er in ſeinem Glauben vollkommen ſei, befahlen ſie ihm, in dem Namen ſeines Gottes einen Berg wegzubewegen. Da er zauderte und ſagte: »Ich werde Gott nicht verſuchen«, ſagten ſie zu ihm: »Du haſt alſo einen geringen Glauben an deinen Gott, wenn du nicht einmal einen Glauben von der Größe eines Senfkorns haſt.« Und ſie bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er das nicht tue. Das hörte ein Knabe, der ihm diente, und der ſagte, von der Kraft des Glaubens entflammt: »Ich werde ihn in dem Namen Jeſu Chriſti wegbewegen.« Und vor den Augen aller bewegte er den Berg weg, und voller Verwunderung nahmen ſie den Glauben an.

Wegen der gleichartigen Einleitung folge das Märlein der *Compilatio ſingularis exemplorum* (Tours, 162a f.):

> Ein (anderer) Heide hatte Chriſten im Kerker und einen nahen Berg, der ſeinem Lande unbequem war, und ſo ſagte er zu den Chriſten: »Euer Glaube ſagt, daß wenn ihr einen Glauben habt wie ein Senfkorn, und ihr ſaget dieſem Berge: Begib dich ins Meer, ſo wird er ſich dorthin begeben. Schafft ihr alſo dieſen Berg nicht weg, ſo müßt ihr alleſamt ſterben.« Da rief der Biſchof, der mit ihnen war und ihnen im Kerker die Beichte hörte, einen einäugigen Schuſter, einen reinen, heiligen und jungfräulichen Mann, und ſchickte ihn mit dem Heiden zu dem Berge, und der Schuſter ſagte, der Berg ſolle ſich ins Meer heben, und der Berg tat es.

Nicht gar lang vor ſeinem 1261 erfolgten Tode ſcheint Étienne de Bourbon ſeine Parallele niedergeſchrieben oder die letzte Hand an ihren Text gelegt zu haben; er hat die Geſchichte (*Anecdotes hiſtoriques,* 282f., Nr. 332) von einem Großen (a quodam magno) gehört. Der Herrſcher iſt durch einen rector oder judex der Heiden erſetzt. Der Wundertäter iſt ein Schmied, der mit ſeinem Hammer an den Berg ſchlägt, und dieſer wandert, wie ihm befohlen, ins Meer. Etwa das gleiche erzählt die aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ſtammende Handſchrift *Royal 7 D. I* des Britiſchen Muſeums, 63a, und dieſer Text iſt in das John von Hoveden zugeſchriebene *Speculum laicorum* übergegangen (*Catof Rom,* III, 479, Nr. 13 und 390, Nr. 290): in dieſen zwei Faſſungen ſtehen der Sultan und ſeine Höflinge auf dem Berge, der ins Meer ſtürzt.

Ein neues Moment führt ein Predigtexempel eines ſonſt unbekannten Magiſters und Mönches Gaudrin ein, das B. Haureau, IV, 48f. nach dem auch dem 13. Jahrhundert angehörenden Mſ. *14952* der Pariſer Bibliothèque nationale abgedruckt hat mit dem Bemerken, daß in einer andern Pariſer Handſchrift dieſelbe Geſchichte ein ebenſo unbekannter Prediger, Lukas mit Namen, faſt mit demſelben Wortlaut erzählt. Dieſer Gaudrin beruft ſich auf eine ſchriftliche Quelle:

> »Man lieſt, daß ein bei Babylon wohnender Jude, weil er den Chriſten ſchaden wollte, jenem Sultan erzählt hat . . .« Es folgt die Stelle aus dem Evangelium des Matthäus, dann der Befehl des Sultans. Der Patriarch von Jeruſalem ordnet Faſten und Gebete an. Das Wunder tut wieder ein Schuſter, der ſich einſt beide Augen ob des Ärgerniſſes, das ſie ihm gaben, ausgeriſſen hat, und der Berg bewegt ſich auf die Stadt Babylon zu. In ihrer Angſt vor der Vernichtung der Stadt bitten der Sultan und die Sarazenen, den Berg zurückzurufen, und der Schuſter willfahrt dieſer Bitte.

Wir haben alſo im 13. Jahrhundert im Ganzen neun Verſionen. Da ſich davon zwei als Nachahmungen von Étiennes Faſſung (oder als Ableitungen einer allen dreien gemeinſamen Quelle) herausgeſtellt haben, verbleiben noch ſieben. Dieſe laſſen ſich, indem man angeſichts

Digitized by Google

der gemeinſamen Jahreszahl und des gemeinſamen Vorkommens des Chalifentitels bei Marco Polo und bei Vincentius, obwohl ihn dieſer als Namen gebraucht, für dieſe beiden Verſionen einen gemeinſamen Urſprung annimmt, auf ſechs vermindern. Für dieſe erhalten wir folgendes Schema:

1. Unſere Erzählung ⟨Mſ. *Harley 3244*⟩: Alexandrien. Einäugiger Schuſter.
2. Gaudrin: Babylon-Jeruſalem. Jüdiſcher Ratgeber. Augenloſer Schuſter.
3. Vincentius und Marco Polo: Chalif. Augenloſer Schuſter.
4. Étienne de Bourbon etc.: Heiden. Schmied.
5. Mſ. *Arundel 231*: Biſchof in heidniſcher Gefangenſchaft. Knabe.
6. *Compilatio sing. ex.:* Biſchof in heidniſcher Gefangenſchaft. Einäugiger Schuſter.

Welche von dieſen Geſchichten gibt nun die Urform wieder? oder wie hat dieſe erzählt? Stammt ſie aus einer der Gegenden, wo die eine oder die andere Faſſung lokaliſiert iſt? Dieſe Fragen ſchienen ſchon gelöſt zu ſein.

1894 hat nämlich Ja'ḳūb Arṭin Paſcha in der *Revue d'Egypte,* I, 12-22 aus einer arabiſchen Handſchrift, einem »volume dépareillé ayant fait partie de l'histoire des Patriarches d'Alexandrie, rédigée par Sévère, évêque d'Achmouneïn«, einen Abſchnitt überſetzt, der als eine Parallele zu unſerer Geſchichte angeſprochen werden kann. Da Viktor Chauvin in der *ZVV,* XIV, 316-318 einen ⟨bis auf wenige Punkte⟩ vollſtändig entſprechenden Auszug dieſer außerordentlich weitſchweifigen Erzählung gegeben hat, genügt eine kurze Feſtſtellung der weſentlichſten Daten.

Ort: Kairo. Herrſcher: al Ḥākim. Anſtifter: ſein Vezir, ein Jude. Biſchof: der ⟨koptiſche⟩ Patriarch Abraham, reſidierend in Alexandrien ⟨dieſer Name, der außerordentlich wichtig iſt, fehlt in Chauvins Auszug⟩. Wundertäter: der aus dem bekannten Grunde einäugige Schuſter Simeon. Tag des Wunders: Der 6. des Monats Kiak. Jahr: augenſcheinlich das Todesjahr Ḥakims. Der bewegte Berg: Moqaṭṭa' oder Moqaṭṭam.

Vertragen nun dieſe ſo genauen Angaben eine hiſtoriſche Prüfung? Wir wollen dieſe an der Hand von F. Wüſtenfelds *Geſchichte der Fatimiden-Chalifen nach den arabiſchen Queſſen,* II. Abt., 1881 ⟨*Abh. d. kgl. Geſ. d. Wiſſenſchaft. in Göttingen,* XXVII⟩ und von Alfr. v. Gutſchmids *Verzeichnis der Patriarchen von Alexandrien* ⟨*Kleinere Schriften,* 1889f., II, 395-525⟩ vornehmen. Das Ergebnis iſt:

Al Ḥākim, geboren 985, hat zwar die Chriſten verfolgt, ebenſo aber auch die Juden. Er hat von 996 bis 1021 regiert ⟨1011 begannen die Chriſtenverfolgungen⟩, aber in dieſen ganzen fünfundzwanzig Jahren war nie ein Jude Vezir. Patriarchen waren in dieſer Zeit Philotheos ⟨979-1003⟩ und Zacharias ⟨1004-1032⟩. Severus, der Biſchof von Uſchmunain in Oberägypten, der noch ein Zeitgenoſſe von Philotheos war, mag Ḥākims Regierungsantritt noch erlebt haben, ſeine Patriarchengeſchichte aber reicht nur bis zu dem Tode des Patriarchen Sanythios I. ⟨880⟩, ſchließt alſo etwa hundertundvierzig Jahre vor dem angeblichen Ereignis, das Ja'ḳūb Artin Paſcha aus dieſer ſeiner Patriarchengeſchichte überſetzt haben will.

Dieſe Erzählung Ja'ḳūb Paſchas iſt alſo apokryph, und es bleiben nur zwei Möglichkeiten ihrer Entſtehung: entweder hat ſie ihr unbekannter Verfaſſer einfach erfunden, oder ſie iſt ein in Unkenntnis der geſchichtlichen Tatſachen unternommener Verſuch, eine überlieferte Legende an andere Perſonen der Geſchichte zu knüpfen.

Nun hat Severus Nachfolger gefunden, die ſein Geſchichtswerk fortgeſetzt haben, und dieſe Fortſetzungen wurden ſeiner Patriarchengeſchichte angehängt, dieſes Sammelwerk hat Euſeb. Renaudot in ſeiner *Historia Patriarcharum Alexandrinorum Jacobitarum,* Paris,

Digitized by Google

1713 unter ſtetigem Vergleiche mit andern arabiſchen Hiſtorikern bearbeitet. Soweit das Buch von Severus reichte, iſt er, wie er ſagt ⟨332⟩, dieſem gefolgt, von da an, nämlich von dem Amtsantritt des Patriarchen Chail III., hielt er ſich an die von dem Biſchof Michael von Tanis angefertigte Fortſetzung ⟨322: loquitur jam Michael episcopus Tanis⟩, die 1046 mit dem Tode des Patriarchen Sanythios II. abſchließt und 1051 beendet worden iſt ⟨414⟩, alſo auch al Ḥākims Regierungszeit umfaßt. Aus dieſer erzählt Biſchof Michael natürlich nichts, was irgendwie an die Geſchichte Ja'ḳūb Paſchas erinnern würde, ganz Ähnliches aber berichtet er aus der Zeit der Regierung von al Ḥākims Großvater, dem Eroberer Ägyptens al Mu'izz. Diesmal wollen wir mit der Prüfung der geſchichtlichen Daten beginnen, wie ſie Renaudot zumindeſt zum Teil nach dem Biſchof von Tanis mitteilt:

Renaudot, 353f.: In dem Jahre der Hidſchra 362 kam al Mu'izz ... nach Ägypten, und Kairo ward der Sitz des Fatimiden-Reiches. — Al Mu'izz iſt am 25. Scha'bān 362 in Alexandrien angekommen und in den erſten Tagen des Ramadhān ⟨Juni 973⟩, nicht in die Altſtadt Foſṭāṭ, ſondern in die vier Jahre zuvor neugegründete Stadt Kairo eingezogen.

Renaudot, 367: Bei al Mu'izz bekleidete die Stelle eines Ratgebers ein Jude, Abu Yacoub Ebn Kalas, den er aus Afrika ⟨ſc. Marokko⟩ mitgebracht hatte und den er liebte, weil er auf ſeine Ermahnung den mohammedaniſchen Glauben angenommen hatte. — Es handelt ſich um den ägyptiſchen Juden Abu'l Farag Ja'ḳūb ibn Jūsuf ibn Killis, der, noch in Ägypten Mohammedaner geworden, zu al Mu'izz nach Marokko entflohen und mit dieſem zurückgekommen war, 363 hatte ihn al Mu'izz zu einer Art Finanzminiſter ernannt, und Vezir war er auch noch unter al Mu'izzs Sohn, dem Chalifen al 'Aziz. — Der koptiſche oder jakobitiſche Patriarch war damals Ephraem, der vom 19. September 975 bis 2. Dezember 978 regiert hat, al Mu'izz iſt am 23. November 975 geſtorben: die zu erzählenden Dinge müßten ſich alſo zwiſchen dem 19. September und dem 23. November 975 zugetragen haben.

Nachdem der Biſchof von Tanis berichtet hat, wie Severus, der Biſchof von Uſchmunain, eine Glaubensdisputation mit einem Freunde von ibn Killis, einem Juden, Moſes mit Namen, die vor al Mu'izz vor ſich gehen ſollte, abgelehnt hat, fährt er fort:

> Man erzählt außerdem, daß al Mu'izz, angetrieben durch geheime Machenſchaften jener Juden, Ephraem zu ſich beſchieden und ihn gefragt hat, ob wirklich im Evangelium geſchrieben ſei, daß die, die einen Glauben hätten wie ein Senfkorn, durch das Wort allein bewirken würden, daß ein Berg ins Meer geworfen werde. Als Ephraem dies bejahte, befahl er ihm, ein ſolches Wunder in ſeiner Gegenwart zu tun, unter der Drohung, er werde, wenn das nicht zutreffe, den chriſtlichen Namen austilgen. In dieſer argen Zwangslage forderte der Patriarch eine Friſt von drei Tagen.
>
> Er berief die Geiſtlichen und auch etliche Mönche aus dem Wādī Habīb, die damals nach Foſṭāṭ gekommen waren, und befahl ihnen allenſamt, dieſe drei Tage in der Kirche im Gebete zu verharren, er ſelber verbrachte die ganzen drei Tage faſtend, ſtehend, weinend und Gott mit Gebeten beſtürmend, ſo daß er ſich vor allzu großer Ermattung kaum vom Flecke rühren konnte. Zuſammengekommen aber waren alle in der gemeiniglich Mo'allaqa genannten Kirche in Qaṣr aſch Scham'a. Bei Anbruch des dritten Tages aber fiel der Patriarch, gebrochen durch die Faſten, die Nachtwachen und das unausgeſetzte Beten, nieder und ſchlief ein wenig ein. In einem Traume erſchien ihm die Jungfrau und Gottesmutter und befragte ihn um die Urſache ſeines Kummers. Als er geantwortet und die Drohung des Sultans, die Chriſten zu vernichten, berichtet hatte, hieß ſie ihn, gutes Mutes zu ſein, aufzuſtehen und durch die auf die Hauptſtraße führende Tür hinauszugehen, ihm werde ein Einäugiger begegnen, der Gefäße trage, und dieſer werde das Wunder, das der Fürſt verlange, vollziehen.
>
> Sofort eilte der Patriarch weg, und er fand den ihm in dem Traumgeſichte bezeichneten Mann, und er hielt ihn an, und als ſich der einen Sünder nannte, erzählte er ihm die ihm gewordene Offenbarung, hielt ihm das Kreuz vor und befahl ihm, bei Strafe des Kirchenbanns, zu ſagen, wer er ſei. Schließlich geſtand der Mann, das Auge, das ihm fehle, habe

Digitized by Google

er ſich gemäß dem Evangelium ausgeriſſen, weil er die Augen gegen Gottes Gebot auf unerlaubte Dinge gewandt hatte, und er habe es für beſſer gehalten, einäugig ins Paradies einzugehen als mit beiden Augen in die Hölle geworfen zu werden, er habe ſich einem Färber verdungen und arbeite den ganzen Tag, und ſich behalte er nichts als Brot, und den Reſt verteile er an die Armen, und für dieſe ſchöpfe er des Nachts Waſſer, und die übrige Zeit verwende er auf das Gebet. Und er bat den Patriarchen, dies niemand mitzuteilen, und fügte bei, er ſolle ruhig zu al Mu'izz gehen und mit Kreuzen, Evangelien und Rauchfäſſern zu dem Berge vorſchreiten, ſo daß die Chriſten hier, die Muſelmanen dort ſtünden, und er werde hinter ihm in der Schar ſein, auf daß ihn niemand erkenne, dann müßten alle eine lange Zeit Kyrie eleïson rufen und ſich zu Boden werfen, und nachdem ſie dies dreimal getan hätten, ſolle der Patriarch gegen den Berg das Kreuzeszeichen machen, und er werde Gottes Glorie ſehen.

Alles dies wurde befolgt, und nachdem al Mu'izz mit ſeinem Vezir und ſeinen Hofleuten und einer großen Menſchenmenge an den Ort gekommen und die Gebete ſamt dem Kreuzeszeichen geſchehen waren, begann ſich der Berg von ſeinem Orte zu bewegen, und in ihrem Schrecken darob begannen die Mohammedaner zu rufen: »Allah akbar: es iſt kein Gott außer dir!« So wurde denn der Patriarch entlaſſen und von ſeiner Furcht entledigt, und der fromme Mann, der hinter ihm geweſen war, wurde niemals wieder geſehen.

Nun ſtellte al Mu'izz dem Patriarchen einen Wunſch frei, und als dieſer erklärte, er wünſche nichts ſonſt als das Wohlergehen des Fürſten und daß er ſeinen Feinden obſiege, befahl er ihm, trotzdem etwas zu verlangen, und ſo verlangte der Patriarch die Erlaubnis, die Kirche des hl. Merkurius in Feſṭāṭ wiederherzuſtellen, weil es ſeit ihrer Zerſtörung den Chriſten nicht möglich geweſen ſei, ſie wieder zu errichten, und die gleiche Erlaubnis heiſchte er für die Kirche Mo'allaqa, die zum Teile vernichtet, zum Teile baufällig war. Al Mu'izz gewährte beide Wünſche und befahl, die Erlaubnis ſchriftlich auszufertigen und das für die Ausgaben nötige Geld aus dem Staatsſchatze beizuſtellen. Die Schrift nahm der Patriarch an, das Geld aber weigerte er ſich anzunehmen.

Nun aber machten die Mohammedaner die größten Anſtrengungen, die Wiederherſtellung der Kirche zu vereiteln, denn ihr äußerer Teil war in einen Markt verwandelt worden, und ſie erklärten, ſie würden nicht dulden, daß auch nur ein Stein gerückt würde. Da befahl al Mu'izz ſeinen Soldaten, zu helfen und die Grundmauern des neuen Gebäudes zu legen. Als die Erde ausgehoben wurde, ſprang ein mohammedaniſcher Mönch in die Grube und ſchwor, er werde ſich lieber unter der Erde und den Steinen begraben laſſen, als daß der Bau erſtehen ſollte. Al Mu'izz aber befahl, ihn an Ort und Stelle mit Steinen zu verſchütten, und durch die Bemühungen des Patriarchen wurde er halbtot herausgezogen. Seither wagte niemand mehr, gegen das Verbot des Fürſten zu ſprechen oder zu handeln.

Daß al Mu'izz bei dem Neubau der Mo'allaqa, den einige Fanatiker verhindern wollten, ſelber auf dem Platze erſchienen iſt und in ſeiner Gegenwart die Grundmauern hat legen laſſen, ſteht als hiſtoriſche Tatſache ebenſo feſt, wie daß er die Erlaubnis zu dem Neubau dieſer Kirche und der des hl. Merkurius dem Patriarchen Ephraem gegeben hat ⟨vgl. Wüſtenfeld, 35f. und Cl. Huart, *Geſchichte der Araber*, überſ. v. S. Beck und M. Färber, 1914f., I, 344⟩. Was alſo der Biſchof von Tanis berichtet, fügt ſich genau in die Geſchichte ein. Die Wundererzählung, deren Legendencharakter auch durch die Namenloſigkeit ſowohl des einäugigen Frommen, als auch des Berges zum Ausdruck kommt, leitet er mit den Worten ein: »Man erzählt«, bezeichnet ſie alſo ſelber nicht als Geſchichte, ſondern als Überlieferung. Seine Darſtellung gibt uns denn die Legende in jener Geſtalt, wie ſie in der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts wenn ſchon nicht an dem Orte des Wunders ſelber, ſo doch mindeſtens in dem allerdings faſt zweihundert Kilometer entfernten Alexandrien lebendig war.

Renaudot ſagt ⟨370⟩, dieſe Geſchichte erzähle auch als durchaus bekannt der Autor des *Chronicon orientale*. Dieſes iſt 1259 von Buṭrus ibn ar Rāhib, der 1270 Diakon an der Mo'allaqa war, verfaßt worden. Assemani hat die lateiniſche Überſetzung, die ein ſyriſcher Maronit 1651 herausgegeben hat, nach dem von dieſem benützten Kodex, der aus dem Jahre 1307 ſtammt, revidiert, nach dieſer Ausgabe, Venedig, 1729, 94 lautet die Darſtellung ar Rāhibs:

Digitized by Google

Al Mu'izz zog den Patriarchen Ephraem oft in ſein Schloß und überhäufte ihn mit Ehren und Verehrung. Aus Neid darob ſagte einmal der Oberſte der Juden zu al Mu'izz: »Iſt ein Mann, deſſen Glaube nicht ſo iſt wie ein Senfkorn, würdig, daß er in dem Rate des Chalifen ſitze?« Darum befahl al Mu'izz dem Patriarchen, entweder nach dem Satze des Evangeliums einen Berg zu bewegen oder ſeinen Glauben zu laſſen, und der Patriarch bat um eine Friſt von drei Tagen. Und er und alles Volk begaben ſich in die Kirche Mo'allaqa und faſteten alleſamt in dieſer Nacht, und der Patriarch ſtreute Aſche. Und es erſchien ihm die Herrin Maria von der Säule und ſagte zu ihm: »Gehe in die Drechslergaſſe in Qaṣr asch Scham'a, und wer dort mit einem Kruge Waſſer auf der Schulter vorbeikommen wird, durch deſſen Hände wird euer Heil kommen.« Weil aber dieſer Teil der Geſchichte bekannt iſt, laſſen wir ihn jetzt weg. Und er fand ihn und nahm ihn mit, und die Mohammedaner, die Juden und die Chriſten verſammelten ſich bei dem Berge bei der Elefantenſchwemme, und bei dem Gebete der Chriſten wurde der Berg abgeſchnitten und fiel in Gegenwart des Chalifen und all dieſer Völker. Und das iſt ein Auszug dieſer wohlbekannten Geſchichte.

Dieſe Verſion, die, leider mit erheblichen Kürzungen, die Form darſtellt, in der die Legende um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Kairo erzählt wurde, trifft ſich in einem Punkte mit der von Ja'ḳūb Arṭin Paſcha veröffentlichten Faſſung, dort heißt es nämlich ⟨22⟩:

Was den Berg betrifft, ſo nannten ihn die Ägypter Moqaṭṭa', d. i. abgeſchnitten, und ſie nennen ihn auch Moqaṭṭam, d. i. zerſchnitten, denn vorher war ſein Gipfel in einem und ohne Riſſe, aber ⟨in dem Augenblicke des Wunders⟩ teilte er ſich in drei Abſchnitte, und die letzten ſich nacheinander in Bewegung, ſo daß zwiſchen ihnen je ein Raum von etwa zwanzig Ellen blieb. Dergeſtalt iſt das Wunder bis heute den Chriſten augenſcheinlich und unleugbar geblieben.

Aus dieſer Stelle, aus dem Schluſſe von ar Rāhibs Verſion, aber auch aus dem letzten Satze der oben überſetzten Verſion aus dem Mſ. *Harley 3244* ſcheint ſich zu ergeben, daß zu der urſprünglich mit der Bildung der Legende verfolgten Abſicht, das Wort des Evangeliums von dem bergverſetzenden Glauben zu bewähren, ſpäter noch eine Art ätiologiſchen Moments gekommen iſt: man wollte die Geſtalt des Berges erklären. Auf dem Moqaṭṭam iſt übrigens wahrſcheinlich al Ḥākim ermordet worden, und damit war wohl für den von Ja'ḳūb Paſcha überſetzten Erzähler der Anlaß gegeben, dieſen in die Legende einzubeziehen, was er allerdings auf die ungeſchickteſte Weiſe getan hat. Der Patriarch Abraham nämlich, der mit dem Schuſter zuſammen das Wunder bewirkt, iſt kein anderer, als der Patriarch Ephraem, der, nach Biſchof Michael, auch Abraham hieß ⟨Renaudot, 366: Ephraem, qui alio nomine Abrahamus appellatur⟩, der aber bei Ḥākims Geburt ſchon zehn Jahre tot war.

Ja'ḳūb Paſchas Darſtellung ſchließt mit der Behauptung, auch die Muſelmanen glaubten die Geſchichte, Renaudot hingegen ſtellt ⟨370⟩ feſt, daß ſie ſich weder bei Elmacinus ⟨Ǧirǧis ibn al Makīn, † 1273, vgl. Brockelmann, I, 348⟩, noch bei Makrizius ⟨Abū 'l-'Abbās ibn al Maqrīzī, † 1442, vgl. Brockelmann, II, 38⟩ findet, »worüber man ſich bei Mohammedanern nicht zu verwundern braucht«. Von chriſtlichen Schriften, die von einem ſolchen Wunder berichten, nennt er die *Historia Catholicorum Nestorianorum,* alſo wohl die von 'Amr ibn Mattā verfaßte, die H. Gismondi mit andern neſtorianiſchen Geſchichtsquellen Rom, 1896 f. herausgegeben hat ⟨mir nicht zugänglich⟩, weiter Marco Polos Reiſebeſchreibung und ſchließlich als einziges der den Gegenſtand behandelnden jüngern griechiſchen Bücher das Ἐγχειρίδιον περὶ τῆς καταστασέως τῶν σήμερον εὑρισκομένων Ἑλλήνων von Christophoros Angelos, Canterbury, 1619. Auch von dieſer Erzählung ⟨κεφάλ. κσ., 24–26⟩ ſei ein Auszug gegeben:

Vor etwa ſechzig Jahren ⟨alſo um die Mitte des 16. Jahrhunderts⟩ haben die Juden von Kairo den πασίας, den Paſcha, deſſen Geldgier ihnen bekannt war, nicht nur auf jene Stelle bei Matthäus, ſondern auch auf Markus, 16, 18 aufmerkſam gemacht, wo es heißt: »Wenn ſie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nichts ſchaden.« Dieſe Probe beſchließt der Paſcha zuerſt zu machen, und zwar an dem ⟨griechiſchen⟩ Patriarchen. Da ihm aber die Juden

Digitized by Google

ſagen, das Kreuzeszeichen habe magiſche Kraft, ſo daß es dem Gifte die Wirkſamkeit nehme, verbietet er ihm, das Kreuz zu machen. Folgt auf Befehl des Patriarchen ein dreitägiges Faſten und Beten. Bevor er dann den Giftbecher an den Mund ſetzt, fragt er den Paſcha, wo er trinken ſolle: hier, oder dort, oder da, oder an dieſer Seite, und dabei berührt er den Becher an vier Stellen, macht alſo, ohne daß es der Paſcha merken würde, das Kreuzeszeichen. Nachdem er den Becher geleert, ſchwenkt er ihn mit Waſſer aus, dann bittet er den Paſcha, er möge einem der anweſenden Juden befehlen, das wenige Waſſer, das ſich nun in dem Becher befindet, zu trinken. Der Jude weigert ſich, wird aber gezwungen, kaum hat er getrunken, iſt er auch ſchon tot[1]).

Nun veranlaſſen die Juden den Paſcha zu der andern Probe. Wieder dreitägiges Gebet, dann befiehlt der Patriarch dem Berge im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, heranzukommen, der Berg tut es, und der Paſcha muß den Patriarchen bitten, dem Berge Einhalt zu tun, der ſonſt über die Volksmenge hinweggehen würde. Von dieſer Zeit an hat der Berg den Namen στῆθι ὄρος, *Stehberg,* oder in türkiſcher Sprache δτούρδταγ (= *dur dagh*). Der Paſcha befiehlt dem Patriarchen, die Juden insgeſamt durch ſeine Griechen umbringen zu laſſen, aber der Patriarch begnügt ſich, ihnen als Strafe aufzuerlegen, daß ſie das Waſſer des nahen Fluſſes fortan auf ihre Koſten in die Stadt ſchaffen müſſen.

Von dem Ἐγχειρίδιον iſt, beſorgt von einem gewiſſen Georgius Phelavius, 1655 in Frankfurt eine lateiniſche Überſetzung erſchienen unter dem Titel *Status et ritus ecclesiae graecae,* auf ihr beruht die deutſche Übertragung, die in das ſchon zu unſerm 37. Märchen zitierten *Al-Koranum Mahumedanum,* 803–928 aufgenommen worden iſt (unſere Erzählung ſteht hier 864–868, in der lateiniſchen Ausgabe 46–52).

Renaudot ſchließt ſein Literaturverzeichnis mit den Worten: »Dieſe vielen Zeugniſſe von Orthodoxen, Jakobiten und Neſtorianern, die einunddasſelbe Mirakel, aber mit verſchiedenen Zeit- und Ortsumſtänden ſich zuſchreiben, müſſen eher den Argwohn verſtärken, als Glauben erwecken.« Von den katholiſchen Faſſungen kannte er keine.

Iſt nun die älteſte Verſion, als die wir die des Biſchofs von Tanis erkannt haben, geeignet, bei der Unterſuchung der im Eingange erwähnten europäiſchen Faſſungen einigermaßen zu helfen? Nun, da ſie die alexandriniſche Legende von einem Wunder mitteilt, an dem ein Patriarch von Alexandrien beteiligt war, bezeugt ſie einmal die richtige Überlieferung des um zwei Jahrhunderte jüngeren Märleins der Handſchrift *Harley 3244,* das als einziges der europäiſchen in Alexandrien lokaliſiert erſcheint, dann aber auch, von der Örtlichkeit abgeſehen, die Quellentreue des Predigtexempels des Magiſters Gaudrin, das den jüdiſchen Anſtifter ebenſo hat wie der Biſchof von Tanis. Aber für dieſes Exempel iſt aus der ägyptiſchen Tradition noch etwas zu holen. Fosṭāṭ iſt nämlich an der Stelle erbaut, wo einſtmals das ſogenannte ägyptiſche Babylon lag, und das Stadtviertel Qaṣr aſch Scham'a iſt heute noch von Reſten der Mauern des alten römiſchen Kaſtells von Babylon umſchloſſen. Auch iſt der Name Babylon keineswegs mit der Gründung der Stadt Fosṭāṭ verſchwunden: Boccaccio nennt Saladin den Sultan von Babylon, gerade ſo wie es der Infant Juan Manuel tut (ſ. unſer 16. Märchen), und noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts nennt der ſpäter zu erwähnende Franziskaner Suriano als eine der drei Städte, die Kairo umfaßt, Babylon. Nun begreifen wir es, wieſo Gaudrin von einem Sultan von Babylon ſpricht, durch dieſe Feſtſtellung der Örtlichkeit aber haben wir, auch ohne die im übrigen durchaus wahrſcheinliche Annahme eines Schreibfehlers, der aus dem Patriarchen von Alexandrien einen von Jeruſalem gemacht hätte, in dem auch die jüdiſche Anſtiftung enthaltenden Predigtmärlein Gaudrins oder beſſer geſagt, in ſeiner Vorlage — man erinnere ſich, daß Gaudrin beginnt: Legitur de quodam Judaeo — jene

[1]) Dieſe Geſchichte beruht auf der Legende von dem Gifttranke des Apoſtels Johannes; ſ. Lipſius, *Die apokryphen Apoſtelgeſchichten,* I, 479–481 (vgl. auch 484 f., 426, 428 f. etc.).

Digitized by Google

europäiſche Verſion, die aus der alexandriniſchen Tradition das meiſte aufgenommen hat, ihr alſo am nächſten ſteht.

Wie iſt aber der Schuſter in die Legende gekommen, den in der orientaliſchen Tradition erſt die ſicher ganz junge Handſchrift anführt, die Ja'ḳūb Paſcha benützt hat?

Da ſei die Aufmerkſamkeit auf die Tatſache gelenkt, das der erſte, von dem Apoſtel Markus eingeſetzte Patriarch von Alexandrien ein Schuſter war, Anianus mit Namen, von deſſen frommem Bekenntnis zu einem einzigen Gotte, wie es die Markus-Akten ſchildern ⟨Lipſius, II, 2, 332f., 343f.⟩, kein alexandriniſcher Kirchenhiſtoriker zu berichten verabſäumt, Severus und ar Rāhib berichten dieſe Legende gerade ſo wie Euſebius und Eutychius, und um jene Zeit hatte eben erſt Petrus Damiani wieder einmal von dem gläubigen Schuſter in Alexandrien erzählt. Daß hier die eine Überlieferung in die andere eingedrungen iſt, kann niemand verwundern.

Denn das iſt erſt eine Etappe, es dauerte nicht lange, ſo war der aus dem einäugigen Färber entſtandene einäugige Schuſter ohne Rückſicht auf den argen Anachronismus — ein Jahrtauſend mußte überſprungen werden — mit dem Schuſter Anianus zuſammengefloſſen, der der erſte Patriarch von Alexandrien war. In dieſer Geſtalt ſcheint die Legende zum erſten Male in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufzutreten, ihr vielleicht erſter Erzähler iſt der Venezianer Pietro de' Natali ⟨Petrus de Natalibus⟩, Biſchof von Jeſolo. In ſeinem *Catalogus sanctorum et gestorum eorum* handelt das 19. Kapitel des 4. Buches ⟨Vicentiae 1493, F 7a⟩ De sancto Aniano episcopo et confessore, dieſes ſchildert,

> wie der reiche Kaufmann Anianus durch einen Schiffbruch um ſein Vermögen kommt, wie er in Alexandrien bei einem Schuhflicker deſſen Gewerbe erlernt, wie er nach deſſen Tod die Sorge für das hinterbliebene Kindlein übernimmt und wie der hl. Markus zu ihm kommt. Dann folgt das Ausſtechen des Auges, das ihn geärgert hat, weiter der Auftrag des von den Juden angeſtifteten Königs von Babylon wegen des Berges. Ein Engel enthüllt dem Biſchof, dazu ſei nur der einäugige Anianus imſtande uſw. Der König läßt ſich mit all ſeinem Volke taufen und baut die Hauptkirche Babylons zu Ehren der hl. Maria und ſonſt noch mehrere Baſiliken. Als der hl. Markus wiederkommt, gibt er dem Schuhflicker das Augenlicht wieder und beſtellt ihn zu ſeinem Nachfolger.

Nach Pietro de' Natali, der übrigens ſeine Angaben vielleicht aus den noch ungedruckten Heiligenbiographien des Dominikaners Pietro Calo geſchöpft hat, erzählt Johannes Geiler ⟨von Keiſersberg⟩ im *Evangelibuch*, Straßburg, 1515, 70b f. ⟨*Evangelia*, Straßburg, 1517, 73b f.⟩ und nach Geiler Pauli, Nr. 683, unmittelbar auf Natali beruft ſich Abraham a Sta Clara, *Judas*, Salzburg, 1710, I, 88f. Auf dem *Speculum historiale* beruhen Joh. Herolt, *Promptuarium exemplorum*, lit. F, ex. 6 ⟨Venedig, 1613, 711⟩, Pelbart ⟨Katona, 82⟩, *Magnum Speculum exemplorum*, vo Fides, ex. 1, Douai, 1614, 354, auf Marco Polo gehen zurück Giov. Villani, l. VII, c. 46 ⟨*Croniche*, Trieſt, 1857, I, 131f.⟩, Bernardinus de Bustis, *Rosarium*, I, 98 ⟨ſ. Bolte zu Pauli, Nr. 683⟩ und Abraham a Sta Clara, *Judas*, III, 392f. ⟨nach Joan. Bapt. Ruſius⟩, nach der Faſſung Étiennes de Bourbon erzählt der hl. Bernhardin v. Siena in sermo IV des *Quadragesimale de religione christiana, Opera omnia*, Leiden, 1650, I, 19 ⟨Text arg verdorben, das Wort faber iſt ausgefallen, aber der Hammer iſt geblieben⟩, Olivier Maillard, in deſſen *Quadragesimale*, sermo 7, *Sermones*, Leiden, 1503, 102a ein bonus vir simplex irgendwo das Wunder wirkt, gibt als Quelle die *Historia scholastica* an, aber bei Petrus Comeſtor iſt nichts Ähnliches zu finden.

Dieſes Märlein mit der urſprünglich ägyptiſchen Lokaliſierung iſt natürlich nicht das einzige, das die Evangeliumſtelle von dem bergverſetzenden Glauben verwertet. Einiger-

Digitized by Google

maßen rational ist eine jüngere Erzählung in dem Ms. *Q. 59* der Bibliothek der Kathedrale von Worcester, das J. Th. Welter, *Speculum laicorum,* Paris, 1914, 134 abdruckt:

> Ein Prediger begegnete einmal einem Juden, und der sagte zu ihm: »Herr, euer Glaube ist unnütz, denn wenn ihr Glauben haben und diesem Berge sagen werdet: Hebe dich von hier und stürze dich ins Meer, so wird er es tun, und ich bitte dich, sage diesem Berge in unserer Nähe: Stürze dich ins Meer!« Antwortete der Prediger: »Sicherlich, du sprichst die Wahrheit: der Glaube hat eine solche Kraft in sich, aber, du siehst, auf dem Berge sind die Weingärten der Armen, und stürzte er sich ins Meer, so wäre das zu dem Schaden jener, denen die Weingärten gehören, und darum dürfen wir es nicht sagen.«

Jünger ist auch das Exempel Bromyards ⟨F, 4, 25⟩ von den fünf Gefangenen, die sich einem sarazenischen Großen erbötig machen, einen Berg zu bewegen, der denn auch samt den Ungläubigen, die auf ihm reiten wollen, ins Meer stürzt — nach diesem und dem unmittelbar folgenden Exempel erzählt Pauli in Nr. 684 und in dem ersten Satze von Nr. 685—, jünger auch die Fassung des 99. Stücks ⟨nach der Zählung von Gayangos⟩ in dem *Libro de los Enxemplos* ⟨*Escritores en prosa ant. al siglo XV,* 471⟩, älter aber die Legenden von Gregorius dem Wundertäter, dem hl. Patrick usw. ⟨s. P. Toldo in den *Studien z. vgl. Litgesch.,* VIII, 63, 66, H. Günter, *Die christl. Leg. des Abendl.,* 1910, 79, Bolte zu Pauli, Nr. 685⟩. Keine von ihnen aber hat es weiter als zu gelegentlichen Erwähnungen in Legendensammlungen gebracht, während die kairinisch-alexandrinische Tradition bis in die letzten Jahrhunderte lebendig geblieben ist, hat sie doch noch Friedrich Bodenstedt, in dem Gedichte *Harun und Habakuk,* verarbeitet ⟨*Ges. Schriften,* 1865, f., X, 31–52⟩.

Auch die Mohammedaner haben eine ähnliche Überlieferung: zu seinem Auszug aus Ja'ḳūb Artin Paschas Text zitiert Chauvin eine Erzählung aus al Abschīhīs *Mostaṭraf* ⟨Ausg. v. Rat, II, 705⟩, und Herbelot gibt in seiner *Bibliothèque orientale,* Paris, 1697, 316, augenscheinlich nach as Sag'āwendi († 1165), *'Ain al mā'āni* folgende Mahnung des *Ḥadīṯ* wieder:

> Wenn ihr erzählen höret, ein Berg habe seinen Ort gewechselt, so möget ihr das glauben, sagt man euch aber, ein Mensch habe seine Sitten geändert, so glaubt es nicht, weil er immer wieder zu seinem Wesen zurückkehren wird.

Ob bei der Entstehung der Erzählung des *Mostaṭraf* und der Lehre des *Ḥadīṯ* die christliche Legende oder auch nur jener Vers des Evangeliums mitgewirkt hat, bleibe dahingestellt, wohl sicher aber besteht eine solche Einwirkung bei der bekannten Geschichte von Mohammed, der wir das geflügelte Wort verdanken: »Wenn der Berg nicht zum Propheten kommen will, so muß der Prophet zum Berge gehen.« Dieses habe ich ⟨*Der Hodscha Nasreddin,* II, 190 f.⟩ auf das *Mohammed* betitelte Stück in Hebels *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes* ⟨1819⟩ zurückgeführt, für das ich als Quelle Hagedorns Gedicht *Mahomet und der Hügel* annahm. Jetzt sehe ich, daß das Wort schon früher als geflügelt gelten kann: in den *Impromptüs,* die Jean Paul 1812 im *Taschenbuch für Damen* veröffentlicht hat, spricht er von den »verschiedenen Arten von Bergen, die zum Propheten Muhammed kommen«, andererseits hält es H. Heine noch 1833, in der allerdings zuerst für französische Leser französisch geschriebenen *Romantischen Schule* ⟨II, 1⟩, für notwendig, die »mohammedanische Sage« zu erzählen. Woher aber hatte Hagedorn die Legende oder, wenn man will, die Schnurre? hat sie eine mohammedanische Quelle?

Die Biographen Mohammeds versagen alle miteinander, auch D'Anconas Aufsatz *La Leggenda di Maometto in Occidente* ⟨*Studj,* II, 165–308⟩ gedenkt ihrer nicht mit einem Wörtlein, und Al. Sprenger geht über sie mit einem Hinweis auf einen hier sicherlich bedeutungslosen Koran-Vers rasch hinweg. Hertslet ⟨und nach ihm der Büchmann⟩ führt ein spanisches Sprichwort und einen Satz aus einem Briefe von Antonio Perez an, dann aber auch

Digitized by Google

eine Stelle in Bacons Essay *Of Boldnesse*, wo das Apophthegma wirklich erzählt wird, dieser Essay scheint, da es sich um einen hill handelt, Hagedorns Quelle gewesen zu sein. Als solche kommt jedenfalls nicht in Betracht die kurze Erwähnung in Stephan Gerlachs *Türckischem Tagebuch von 1573 bis 1578*, Frankfurt, 1674, 214, auf die J. H. Mordtmann, *Islam*, XII, 225 als einen frühen Beleg aufmerksam gemacht hat ⟨St. Gerlach ist 1612 gestorben, sein Buch aber erst von den Erben seines Enkels herausgebracht worden⟩, die Stelle lautet:

> es sey der Mahomet mit seinen Jüngern auff eine Zeit spatziren gangen, da hab Er zu einem Berg gesaget: Berg, komme zu mir, oder ich wil zu dir kommen. Als der Berg nicht kommen wollen, sey Er zu ihme gegangen.

Eine Anspielung nun, die beweist, daß das Apophthegma in Italien schon zumindest in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als bekannt gelten kann, findet sich in dem komischen Epos *Il Malmantile racquistato* des Malers Lorenzo Lippi ⟨1. Ausg. 1676, zwölf Jahre nach dem Tode des Verfassers⟩, dort heißt es, cant. 10, st. 26 ⟨Ausg. Venezia, 1748, 720⟩:

> . . . che sarà ben, ch'ei vada a trovar lei,
> come faceva Macometto a'monti . . . .,

und des Dichters Freund und seines Werkes Kommentator Paolo Minucci fügt folgende Erklärung bei:

> Es heißt, Mohammed habe, um ein Wunder zu zeigen, den Bergen gelagt, sie sollten zu ihm kommen, und als er sah, daß sie nicht kamen, habe er gesagt: »Wohlan, gehen wir zu ihnen!«

Weiter erzählt das Geschichtchen von Maometto Imperadore de'Turchi und einer Mehrzahl von Bergen das zuerst etwa 1650 erschienene Schwankbuch *Barca di Padova* ⟨Venetia, 1689, 6⟩, das, eine Ausnahme unter den damaligen Erzeugnissen dieser Art, nicht ein einfacher Abdruck älterer Fazetien-Sammlungen ist. Nachforschungen in den italienischen Schwanksammlungen vor 1650 sind denn auch erfolglos geblieben, hingegen hat Mordtmann ein früheres Vorkommen des Geschichtchens nachgewiesen in den *Costumi ed modi particolari de la vita de' Turchi*, Roma, 1545 ⟨abgedruckt bei Franc. Sansovino, *Istoria universale dell' origine, guerre, e imperio de' Turchi*, Venezia, 1564 u. ö.⟩, und dort ist es, wie bei Bacon, Gerlach usw. wieder nur Ein Berg. In dem Buche Luigi Bassanos sieht nun Mordtmann die Quelle des geflügelten Wortes, aber man kann noch um ein paar Jahrzehnte zurückgehen. Bassano erzählt nämlich nichts andres, als was schon in dem *Trattato di Terra Santa e dell' Oriente* steht, der 1524 in Venedig gedruckt worden ist, aber auch noch in Handschriften von 1485 und 1514 vorliegt, sein Verfasser ist ein Frate Francesco Suriano, der, wie er selbst sagt, zumindest sechzehnmal im Heiligen Lande gewesen ist und acht Jahre dort als Mönch verbracht hat. Das betreffende Kapitel ⟨*Trattato* . . ., ed. P. Girolamo Golubovich, Mailand, 1900, 193 f.⟩ handelt von den Myracoli de Machometo, die die Sarazenen öffentlich predigen, und als sechstes wird angeführt,

> che una volta havendo commandato ad una montagna che andasse al lui, e quella non se movendo, lui se humiliò et andò al lei.

Und Suriano fährt fort: »Viele andere, viehische Dinge könnte ich dir noch erzählen und dir so seine ⟨Mohammeds⟩ viehischen Sitten darlegen, wenn das nicht die Ehrbarkeit verböte.«

Man sieht, der Franziskaner hat den Stifter des Islams gehaßt, wie es ein Mönch tun konnte, trotzdem verzichtet er, das sogenannte Wunder, was so leicht gewesen wäre, mit einem Mohammed höhnenden Wortlaut zu erzählen: anstatt den Mißerfolg des an den Berg gerichteten Befehles zu betonen, unterstreicht er nach dem Beispiel der sarazenischen Prediger

Digitized by Google

die Demut des Propheten. Und merkwürdig: wie ſehr ſich auch chriſtlicher Glaubenseifer ſonſt bemühte, Mohammed lächerlich zu machen — dieſe Legende, von deren Umlauf unter Mohammedanern zuerſt Surianos Buch erzählt, iſt verſchont geblieben, und ſtets erſcheint in ihr Mohammed als der Gütige, der der Unvernunft mit Demut begegnet.

Digitized by Google

Digitized by Google

SACHREGISTER

Digitized by Google

Digitized by Google

SACHREGISTER

Affe der Königin 197
Affenland 204
Almoſen 226–228
Altes Weib löſt Preisfrage 211
— — ſchlimmer als der Teufel 194f.
Anianus-Legende 229, 262
Arbeit am Feiertag . . . . . 227f.
Ätiologie 186, 260
Aufgabe, beſten Freund, ärgſten Feind uſw. zu bringen 237
Augenblick — langer Zeitraum . . . 255

Bahrām Gūr . . . . . XV, 226
Bärenſohn 247–249
Baumeiſter getötet XV
Befragung, um Wette zu entſcheiden 204f.
Belauſchung von Dämonen, Tieren uſw. . . . . 203–208, 220f.
Berge verſetzen 255–263
Bildſäule bedroht . . . . . 227n.
Bileam-Legende 212
Blendung und Entmannung 233
Blinder Gatte wird ſehend . . . . 214f.
Blinder und Lahmer 244
Blütenlachen 186
Brüder ſuchen Schiedsrichter auf 222, 224f.
Buckliger geheilt . . . . . 207f.

Charadrios . . . . . 211f.
Charaktererforſchung durch Richter 224f.

Dankbarer Toter ⟨Grimm, Nr. 217⟩ 200–202
Dankbarkeit des Tiers, Undank des Menſchen . . . . . 246f.
Dieb und Teufel . . . . . 244f.
Doktor Allwiſſend ⟨Grimm, Nr. 98⟩ 243n.
Don Juan 241
Dreierlei Tod . . . . . XIXf.
Dreißig Jahre — Verjährungsfriſt . . 200

Einäugiger Schuſter, Schmied uſw. 255–262
Elſtermeſſe 231
Entführung durch unterirdiſchen Gang 188, 191
Entmannung und Blendung 233
Entſchuldigung für Ehebruch . . . 214f.
Entzweiung durch doppelte Verleumdung . . . . . 194f.
Euſtachius-Legende 236
Exkommunikation . . . . . 201f.
— von Tieren . . 231f.

Faulen, Die drei ⟨Grimm, Nr. 19⟩ 213f.
Fauler bekommt fleißige Frau . . . 214
Fiſcher, De, un ſine Fru ⟨Grimm, Nr. 19⟩ 235f.
Fleiſchpfand . . . . . 252f.
Flinkheitsproben 194, 213
Flutſagen 246
Frau — ärgſter Feind 237
— bekehrt Liebhaber 209–211
— bevorzugt Minderwertigen 185f., 188–190
— buhlt nur dem Gatten zuliebe 214f.
— im Leibe des Gatten 186
— im Schrein . . . . . 185f.
— nur aus der Heimat zu wählen 219
— unbehütbar . . . 185–188, 193f.
— undankbar 188–191
— untreu, Hund treu 237
— verrät Gatten 188–190, 237
— von dem Buhlen mißhandelt . . 187
— Widerſpenſtige, gezähmt . . . 216
— wird verwettet . . . . . 219f.
Fürchten lernen ⟨Grimm, Nr. 4⟩ . . . 241

Gang zum Eiſenhammer . . . 195, 207
Gaſt als Zauberer . . . . . 216f.
Gatte vermählt Gattin einem andern . 188

Digitized by Google

Gaudeif, De, un ſien Meeſter ⟨Grimm, Nr. 68⟩ 246
Gaunerſtadt 229
Geblendeter geheilt . . . . XII, 204-208
Gebrechen machen zum Opfer untauglich . . . . . 230f.
Gefährten mit beſondern Eigenſchaften 217
Gevatter Tod ⟨Grimm, Nr. 44⟩ . 211-213
Glaube verſetzt Berge 255-263
Glaukos-Sage 239
Goldmarie und Pechmarie 208
Gott, was tut er? 238
Gottes Zorn ſuchen 239
Gott ſ. Herrgott, Jeſus
Greiſe getötet 237
Guntram-Sage 205

Haarzauber 196
Hamlet 224
Herrgott und Spielmann 218
— ſ. Gott, Jeſus
Hinrichtung, Vor, noch einmal blaſen 199
Hirtenbüblein, Das ⟨Grimm, Nr. 152⟩ 251
Hochmut kommt vor dem Falle 235f., 237f.
Hund treu, Frau untreu 237
Hütchen ⟨Kobold⟩ 193

Jeſus als Eheſtifter 214
— erweckt tote Frau 189
— ſeine Jünger und die Gans . . 254
— ſ. Gott, Herrgott
Johannes-Legende . . . . . 261n.
Joſephs Becher XV
— Traum . . . . . 221f.

Kaiſer und Abt 251
Kaiſer Karls Recht 252
Käſtchen, Die drei 213
Kaufmann von Venedig . . . . . 252f.
Kind dem Teufel verſprochen . . 241f.
Klugheitsregeln . . . . . 218, 219f.
König — Baſtard . . . . . 223f.
— Droſſelbart ⟨Grimm, Nr. 52⟩ . 216
— im Bade 237-239
Köpfe vertauſcht . . . . . 241n.
Kopf verkehrt ⟨verdreht⟩ angeſetzt 240f.
Körper bittet Seele, zu bleiben . . . 244
Krankheit auf Vogel übertragen . . 211
Kreuzeszeichen hat magiſche Kraft . . 261

Lachen bringt Blüten hervor 186
Lahmer und Blinder 244
Lebendig begraben . . . . . 230f.
Lebenskraut der Schlangen, Wieſel uſw. 190f., 239-241
Lebensjahre verſchenkt . . 188f., 191f.
Lebenswaſſer 217
Lehren, Die drei . . . . . 218, 219f.
Leichenliebe 191
Liebesgenuß verſchlafen 254
Liebeszauber 196
Lohn für Buhlerei geſammelt . 186f., 196
Löwenmilch . . . . . 242f.
Löwe, wiedererweckt, tötet Retter . . 240
Lügenbewährung . . . . . 226f.

Mädchen ohne Hände 200
Magen und Glieder 243
Magnificat ändern ⟨korrigieren⟩ 237-239
Mandathri-Sage 236
Mann und Schlange ⟨Fabel⟩ . . . 204n.
Meiſterſchuß 226
Menſchenhaut als Maske 198
Merlin . . . . . XIXf.
Mohammeds Märlein von dem Weinfälſcher XXI
Mohammed und der Berg . . . 263-265
Mutter verrät Sohn 191, 242

Nachahmung mißglückt . . 204-208, 218
Nebukadnezar 238
Neider und Beneideter 205

Opfer muß fehlerfrei ſein . . . . 230f.

Placidus-Legende 236
Polyphem-Märchen . . . . . XI, 217f.
Probe an der Scheintoten 198

Rache des entmannten Sklaven XX, 233-235
Rahmenerzählung, der 1001 Nacht 185-187
Ratſchläge, Drei . . . . . 218, 219f.
Rätſel, Das ⟨Grimm, Nr. 22⟩ 216
Rätſellöſung durch altes Weib . . . 211
Räuber, Der, und ſeine Söhne ⟨Grimm, Nr. 191a⟩ . . . . . 217f.

Digitized by Google

Räuber überliſtet 222
Rechtfindung durch Charakter-
erforſchung . . . . . 224f.
Ringe als Lohn für Buhlerei . . . 186f.
Robert der Teufel . . . . . 241f.

Saladin im Abendlande 211
Salomo als betrogener Gatte . . . 197f.
— als Richter 225
— beſtraft 238
Salomos Lehren . . . . . 219f.
Scharfſinnsproben 222-225
Scheintod 198
Schemjakas Urteil . . . . . 229, 252f.
Schießfertigkeit 226
Schlafdorn, -nadel, -zettel . . . . 253f.
Schläge als Lohn verlangt 202
Schlange im Leibe 203, 205
Schlangenblätter, Die drei ⟨Grimm,
Nr. 16⟩ 188-192
Schlangen kennen lebenerweckendes
Kraut 190f., 239-241
Schlangen unſterblich 239
Schlange undankbar ⟨Fabel⟩ . . . 204n.
Schuhe als Ablohnung 196
— verbraucht . . . . . 244f.
Schuſter, Einäugiger 255-262
Schwäne, Die ſieben 254
Schweſter verrät Bruder 191, 242
Seele verkauft . . . . . 245f.
Seltſame Reden und Handlungen . . 197
Seltſame Verteilung . . . . . 229f.
Shylock . . . . . 252f.
Stadt der Gauner 229
— zu verlaſſen verboten 220
Stock als Sinnbild des Herrn 200
Strafe für Tiere und Gegenſtände 231-233
Streit, ob Recht oder Unrecht regiert 204f.
— zwiſchen Magen und Gliedern . 243
— zwiſchen Zunge und Gliedern 242f.
Stutenſohn . . . . . 249n.

Tauſendundeine Nacht, Rahmen-
erzählung 185-187
Teilung des Lohns 202
— Hinterliſtige 202, 254
Teufel als Hüter einer Frau . . . 193f.
— als Knecht . . . . . 242f.
— auf ſchwarzen Roſſen 199
— kämpfen mit Engeln um Seele 199
— und Dieb . . . . . 244f.
— verlangt den zuerſt Kommenden 220
Tier als Brandſtifter 251
— als Gatte oder Gattin . . . 247-249
— als höheres Weſen betrachtet . 206
— dankbar 246f., 249
— exkommuniziert . . . . . 231f.
Tierprozeſſe und Tierſtrafen . . . 231f.
Tierſprache . . . . . 220f., 221f.
Tier verwandelt ſich in Menſchen . 247f.
Tobias-Legende 201
Todesarten, Drei . . . . . XIXf.
Todesart wählen 199
Tod ſteht zu Häupten oder zu Füßen
des Kranken 212
Tod überliſtet 211-213
Tote, Der dankbare ⟨Grimm, Nr. 217⟩
200-202
Tote Gaſt, Der 241
Totemismus 247-249
Totenerweckung . . . . . 189f.
Toter hat die Bedürfniſſe d. Lebenden 230f.
— wiederbelebt, glaubt geſchlafen
zu haben 192
Tot ſtellen, Sich 198
Traumbrot 254
Traum erfüllt 221
— muß erzählt werden 222
— vorgegeben . . . . . 187f.
Tylus-Sage 239

Unſterblichkeit den Menſchen durch die
Schlange entzogen 239
Urteil des Schemjaka . . . . 229, 252f.

Verbot, Braten umzuwenden 230
— Fremden Lebensmittel zu ver-
kaufen 197
— Stadt zu verlaſſen 220
Verbotenes lockt 220
Verjährung nach dreißig Jahren . . . 200
Verkleidung als Mädchen 197

Digitized by Google

Verkleidung durch Hautmaske . . . 198
Verleumdung der keuſchen Jungfrau . 236
Verliebten von ſeinen Wünſchen abgebracht 209–211
Verſprechen buchſtäblich ausgelegt . . 213
Verſunkene Schlöſſer, Städte uſw. . . 200
Verteilung des Einkommens . . 227–229
— Seltſame . . . . . 229f.
Vertrag buchſtäblich ausgelegt . . 219f.
Virgil 224, 252
Vogel diebiſch . . . . . 231f.
Vogelſprache . . . . . 220f., 221f.

Wahl, ob im Alter oder in der Jugend leiden 236
Wahl unter Käſtchen 213
Wahrhafte Knecht, Der 200
Wanderer, Die beiden ⟨Grimm, Nr. 107⟩ XIf., 202–208
Weinfälſcher büßt halben Erlös ein XXI
Weisſagung erfüllt . . . . . 221f.
Wenn dich dein Auge ärgert uſw. 255–262
Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt uſw. 263–265
Wette um die Augen 202–208
— um die Frau . . . . . 219f.
Wettlauf mit der Königstochter . . 217
Widerſpenſtigen Zähmung, Der . . 216
Wieſel kennt Lebenskraut . . . . 239f.
Wiſſen bringt Not . . . . . 220f.
Wolfdietrich-Sage 248
Wolf im Unglück . . . . . 250f.
Wunderdinge 235

Zaumrecht . . . . . 245f.
Zeitraum, Langer, ein Augenblick . 255
Zorn Gottes ſuchen 241
Zunge und Glieder . . . . . 242f.
Zweig, Auf einen grünen, kommen 211n.
Zwölftafelgeſetz . . . . . 252f.

Druck: Gebr. Mann, Berlin SW

Digitized by Google

Digitized by Google

89094591633

B89094591633A

Digitized by Google

Digitized by Google

b89094591633
b89094591633a

Digitized by Google